Jung, Karl Emil,

Der Weltteil Australien

Bd.: III. Abteilung

1883

DAS WISSEN
DER GEGENWART.
II. BAND.

JUNG.
Australien.
III.

Das Wissen der Gegenwart

Deutsche Universal-Bibliothek für Gebildete.

Einzeldarstellungen aus dem Gesamtgebiete der Wissenschaft, in anziehender gemeinverständlicher Form, von hervorragenden Fachgelehrten Deutschlands, Österreich-Ungarns und der Schweiz.

Jeder Band bildet ein für sich abgeschlossenes Ganze. — Die Bände erscheinen in kurzen Zwischenräumen. — Elegante Ausstattung. — Schönes Papier u. grosser Druck. — Reich illustriert. — Druck u. Format aller Bände gleichmässig. — Jeder Band füllt 15—20 Bogen. — Solider Leinwand-Einband.

Jeder Band ist einzeln käuflich und kostet gebunden nur 1 Mark = 60 Kr. = 1 Fr. 35 Cts.

Das von uns eingeleitete Sammelwerk:

„Das Wissen der Gegenwart"

durch dessen planmäßige Durchführung die Aufgabe gelöst werden soll, dem Gebildeten auf jedem einzelnen Gebiete wie auf dem Gesamtgebiete der Wissenschaft vom Standpunkte der heutigen Forschung aus befriedigende Aufklärung, Belehrung und Anregung zu bieten, wird hiermit der allgemeinen Teilnahme empfohlen. Für unsere Sammlung ist vorläufig ein Umfang von zwei bis dreihundert Bänden in Aussicht genommen, **von denen jeder einzelne ein Ganzes für sich**, zugleich aber einen Baustein zu einem Gesamtgebäude bilden soll. Bei dem Plane des Unternehmens haben wir jene Zweiteilung, welche als herrschende unverkennbar durch die moderne Wissenschaft hindurchgeht, zum obersten Einteilungsgrunde gemacht. Die **Naturwissenschaften** und die **historischen Wissenschaften**, die gleichsam wie glücklich gelegene Inseln immer mehr fruchtbares Land ansetzen und selbst widerstrebende Disziplinen an sich heranziehen, werden, wie sie im Leben der modernen Wissenschaft selbst die Herrschaft angetreten haben, auch in unserem Werke, welches dieses Leben klar abspiegeln will, die beiden großen Hauptgruppen der systematischen Einteilung bilden. Die rein abstrakten Wissenschaften, welche eine dritte Gruppe bilden könnten, werden wir keineswegs aus unserem Werke ausscheiden, aber nicht sowohl vom dogmatischen als vom historischen Standpunkte aus beleuchten. Und dies aus dem Doppelgrunde, weil in einem Teil dieser Wissenschaften, wie z. B. in der Mathematik, ein anderes Wissen als ein durchaus vollständiges Fachwissen nicht denkbar ist, während in einem andern Teile, wie in der Metaphysik, positive Wahrheit nur insoweit, als es auf innere Geschichte ankommt, zu bieten ist.

Wir bemerken nur noch, daß wir die **Länder- und Völkerkunde**, die als selbständige Wissenschaft immer bedeutsamer hervortritt und die naturwissenschaftlichen und historischen Elemente in sich schließt, in unserem Plane deshalb der großen Gruppe der historischen Wissenschaften angereiht haben, weil der Hauptgesichtspunkt, von dem die Methode dieser Wissenschaften ausgeht, nämlich die territoriale Abgrenzung, ein historischer ist.

Aus diesen Andeutungen, denen ein im Einvernehmen mit hervorragenden Fachgelehrten systematisch angelegter Plan zu Grunde liegt, dürfte sich zur Genüge ergeben, daß wir in der That eine wissenschaftliche **Bibliothek** anstreben, welche — die Teilnahme des gebildeten Publikums voraussetzt — die im Eingange dieser Ankündigung gekennzeichneten Aufgaben erfüllen, in allen Teilen frommen und nützen, in ihrer Gesamtheit aber einen geistigen Bau von dauerndem Werte bilden wird.

Die außerordentliche Wohlfeilheit dieser Einzelwerke bietet auch dem Minderbemittelten, der so oft vor den hohen Preisen wissenschaftlicher Werke zurückschreckt, die erwünschte Gelegenheit, sich auf einem bestimmten Gebiete gründliche und ausgiebige Belehrung zu sichern. So hoffen wir denn durch unsere Bibliothek ein Bildungsmittel zu schaffen, das in der großen, nie endenden Schule der Erwachsenen eine würdige Stellung einnimmt, das von den Wissenden gutgeheißen, von den Gebildeten und Bildungsbedürftigen gerne angenommen wird, und den weitesten Kreisen des deutschen Volkes zugänglich gemacht ist.

Inhalt der erschienenen Bände:

Bd. 1. **Gindely, A.,** Geschichte des 30jährigen Krieges in drei Abteilungen. I. 1618—1621: Der böhmische Aufstand und seine Bestrafung.

280 Seiten. Mit zahlreichen sehr interessanten historisch beglaubigten Abbildungen von Schlachten und Städten, ferner Porträts jener Männer, die in der gewaltigen Geschichts-Epoche zu einer historischen Bedeutung gelangten, wie Ferdinand II., Friedrich V., Bethlen und Tilly.

Bd. 2. **Klein, Dr. Herm. J.,** Allgemeine Witterungskunde.

266 Seiten. Auch dieses sehr interessant geschriebene Werk ist mit zahlreichen, vorzüglich ausgeführten Abbildungen und Tafeln ausgestattet.

Bd. 3. **Gindely, A.,** Geschichte des 30jährigen Krieges in drei Abteilungen. II. 1622—1632: Der niedersächsische, dänische und schwedische Krieg bis zum Tode Gustav Adolf's.

292 Seiten. Enthält historisch interessante Bilder von München, Leipzig, Köln, Frankfurt a. M. 2c. Ferner mehrere Schlachtenbilder und die Porträts von Gustav Adolf, Waldstein, Maximilian von Bayern und Buquoi.

Bd. 4. **Taschenberg, Prof. Dr. E.,** Die Insekten nach ihrem Nutzen und Schaden.

304 Seiten. Mit 70 Abbildungen, welche die Aufgabe erfüllen, die Unterhaltung und Belehrung zu unterstützen und zu erleichtern.

Bd. 5. **Gindely, A.,** Geschichte des 30jährigen Krieges in drei Abteilungen. III. 1633—1648: Der schwedische und der schwedisch-französische Krieg bis zum westfälischen Frieden.

240 Seiten. Mit Porträts von Richelieu, Oxenstierna, Ferdinand III. und zahlreichen anderen historisch interessanten Bildern.

Folgende Bände sind in Vorbereitung und werden in rascher Reihenfolge erscheinen:

Jung, Dr. **E.**, Der Weltteil Australien in vier Darstellungen. I. Abteilung: Australkontinent. (Mit vielen Abbildungen und Karten.)
Taschenberg, Dr. **O.**, Verwandlungen der Tiere. (Mit sehr vielen Abbildungen.)
Klar, Alfred, Geschichte des modernen Drama's. (Mit 12 Porträts in Holzstich.)
Jung, Dr. **E.**, Der Weltteil Australien in vier Darstellungen. II. Abteilung: Die Kolonien des Austral-Kontinents, Neu-Guinea und Tasmanien. (Mit Abbildungen und Specialkärtchen.)
Meyer von Waldeck, Dr. **Fr.**, Rußland: Leben, Sitten und Gebräuche. (Mit Abbildungen.)
Gerland, Dr. **E.**, Wärme und Licht. (Mit sehr vielen Abbildungen.)
Löwenberg, Geschichte der geographischen Forschungen und Entdeckungen am Pol und Äquator. (Mit Abbildungen und Kärtchen.)
Guttmann, Dr., Geschichte der französischen Revolution. (Mit Abbildungen.)
Becker, Dr. **E.**, Die Sonne. (Mit vielen Abbildungen.)
Müller, Wilh., Die Befreiungskriege. (Mit vielen Abbildungen.)
Ochsenius, C., Chili. Schilderung von Land und Leute. (Mit Abbildungen.)
— Bolivia und Peru. Schilderung von Land und Leute. (Mit Abbildungen.)
Peters, Dr., **C. F. W.**, Die Fixsterne. (Mit vielen Abbildungen.)
Otto Behaghel, Dr., Die deutsche Sprache.
Bernstein, Prof. Dr. **Julius**, Naturkräfte. (Mit Abbildungen.)
K. von Fritsch, Prof. Dr., Geschichte der Tierwelt. (Mit Abbildungen.)
Kirchhoff, Prof. Dr. **A.**, Bilder aus der Völkerkunde. (Mit Abbildungen.)
Lehmann, P., Erde und Mond. (Mit Abbildungen.)
E. v. Martens, Prof. Dr., Über Weich- u. Schaltiere. (Mit Abbildungen.)
Proskauer, Dr. **B.**, Beleuchtungsstoffe. (Mit Abbildungen.)
Rein, Prof. Dr., Marocco. (Mit Abbildungen.)
Sell, Prof. Dr., Das Wasser. (Mit Abbildungen.)
Soyka, Dr., Gesundheitslehre. (Mit Abbildungen.)
Toula, Prof. Dr. **F.**, Die Erde als Weltkörper (Relief, ihr Inneres, ihre Entstehung 2c.). (Mit Abbildungen.)
Valentiner, Prof. Dr. **W.**, Kometen- und Meteoren-Buch. (Mit Abbildungen.)
Hartmann, Prof., Nordöstliches Afrika und Madagaskar. (Mit Abbildungen.)
Studer, Prof., Allgemeine Tiergeographie. (Mit Abbildungen.)
Willkomm, Prof., Spanien und Portugal. (Mit vielen Abbildungen.)
Kretzschmar, Dr. **H.**, Geschichte der Oper. (Mit Abbildungen.)
Fritsch, Prof. G., Südafrika. (Mit Abbildungen.)
Egli, Prof. Dr. **J. J.**, Die Schweiz. (Mit Abbildungen.)
Krümmel, Dr. **Otto**, Der Ozean und die Binnenmeere. (Mit Abbildungen.)
Jung, Prof., Sitten und Leben der Römer während der Kaiserzeit. (Mit Abbildungen.)
Jung, Dr. **E.**, Der Weltteil Australien in vier Darstellungen. III. Polynesien. (Mit Abbildungen.)
— do. IV. Neuseeland. (Mit Abbildungen.)
v. Wurzbach, Dr. **A.**, Geschichte der holländischen Malerei.
Semper, Dr. **H.**, Geschichte der Plastik. (Mit Abbildungen.)
Folnesics, Geschichte der Keramik. (Mit Abbildungen.)
Gindely, Prof. A., Albrecht von Waldstein. (Eine Biographie.)
— Gustav Adolf, König von Schweden. (Eine Biographie.)
Fournier, Prof. A., Napoleon I. (Eine Biographie.)

Fortsetzung am Schluß des Buches.

Das Wissen der Gegenwart

Deutsche Universal-Bibliothek für Gebildete.

XI Band:

Der Weltteil Australien

von

Dr. Karl Emil Jung.

III Abteilung.

Leipzig: G. Freytag. 1883. Prag: F. Tempsky.



Die Bai von Yengen.

Der
Weltteil Australien

von

Dr. Karl Emil Jung,
ehemal. Inspektor der Schulen Südaustraliens.

III Abteilung:

I. Melanesien. (II. Teil.)
II. Polynesien. (I. Teil.)

Mit 27 Vollbildern und 31 in den Text gedruckten Abbildungen.

Leipzig: G. Freytag. 1883. Prag: F. Tempsky.

Inhalt.

I. Melanesien. (II. Teil.)

II. Polynesien. (I. Teil.)

Abbildungen.

Figur

Melanesien.

II. Teil.

Die Salomon-Inseln.

Diese schöne Inselgruppe wurde von Alvaro Mendana de Neyra aufgefunden, welcher, von dem Vicekönig von Peru ausgerüstet, seine Entdeckungsreise am 10. Januar 1561 von Callao aus begann. Er sah die Inseln Ysabel, Malanta, Guadalcanar und San Cristobal samt ihren kleineren Inseltrabanten und lernte die Bewohner, einen unbekleideten, anthropophagen, dunkelfarbigen Menschenschlag mit krausem Haar flüchtig kennen. Mendana hielt die Inseln für außerordentlich goldreich und ihrer vermuteten Schätze halber gab er der Gruppe mit Rücksicht auf die salomonischen Ophirfahrten den Namen, welchen sie trägt. Und es war gerade dieser Glaube, welcher die Veranlassung zu fast allen späteren Südseefahrten wurde, aber keinem ihrer Führer gelang es, die Inseln aufzufinden, selbst Mendana nicht, als er seine zweite Fahrt 1595 unternahm. Byron wie Carteret zweifelten bereits an ihrer Existenz, die man bald für durchaus mythisch ansah, bis Bougainville 28. Juni 1768 die vielgesuchte Inselkette abermals entdeckte. In der nach ihm benannten Durchfahrt zwischen der Choiseul- und Bougainville-Insel hindurchsteuernd, suchte er den Praslinhafen auf, um dort längere Zeit zu verweilen. Im darauffolgenden Jahre befuhr Surville die Ostküste und nannte die Gruppe Arsaciden. Daß man es hier mit den Entdeckungen Mendanas zu thun habe, glaubte aber niemand, bis die Geographen Buache und Fleurieu den Nachweis dafür erbrachten. Die Westküste wurde 1788 von

Shortland erforscht und von ihm Neugeorgien benannt und 1792 hat D'Entrecasteaux dieselben Gegenden untersucht. Aber erst mit D'Urvilles Aufnahmen 1838 haben wir eine gründlichere Kenntnis wenigstens der südlichen Inseln erhalten; Missionäre und englische Kriegsschiffe lieferten später einzelne wertvolle Beiträge, dennoch bleibt unsere Kenntnis dieser Gruppe noch recht mangelhaft.

Der Archipel der Salomonen zieht sich in der Richtung von Nordwesten nach Südosten durch zehn Breitengrade; der nördlichste Punkt, das Nordkap von Buka, liegt unter 5° s. Br. und 154° 40' östl. Länge, der südlichste, die Insel Catalina, unter 10° 54' s. Br. und 162° 30' östl. Länge. Die zahlreichen Inseln, unter denen sich sieben größere neben vielen von außerordentlich winzigem Umfange befinden, sind in zwei parallele Reihen geordnet. Zu der östlichen, welche früher im Norden beginnt, aber eher im Süden aufhört, gehören die vier Inseln Bougainville, Choiseul, Ysabel und Malanta, zu der westlichen, welche viel weiter nach Süden reicht, Neugeorgia, Guadalcanar und San Cristobal. Das Gesamtareal der ganzen Gruppe ist nach der britischen Admiralitätskarte auf 43 900 Quadratkilometer oder 797,2 Quadratmeilen berechnet worden, doch sind die meisten Inseln in ihren Umrissen noch wenig genau aufgenommen.

Fast alle Inseln sind lang, schmal und hoch; einzelne Berge reichen zu ansehnlichen Erhebungen: auf Guadalcanar zu 2600, auf Cristobal zu 1300 Meter. Wie auf der Neubritanniagruppe sind thätige Vulkane auch hier vorhanden und Erdbeben sollen häufig sein, und ebenso wie dort bilden sedimentäre Gesteine die Hauptmasse der Berge, auf deren Spitzen wir gleichfalls gehobenen Madreporenkalk finden. Dichter, in vollster Üppigkeit der Tropen dastehender Urwald bedeckt das Land, das sicherlich fähig wäre, außerordentliche Erträge zu liefern. Die Flora scheint übrigens mit der von Neuguinea identisch zu sein. Unter den prächtigen Waldbäumen finden wir Sandelholz, Ebenholz und Lignum vitä, die Farnbäume erreichen eine Höhe von 10—13 Meter. Auch

Fig. 1.



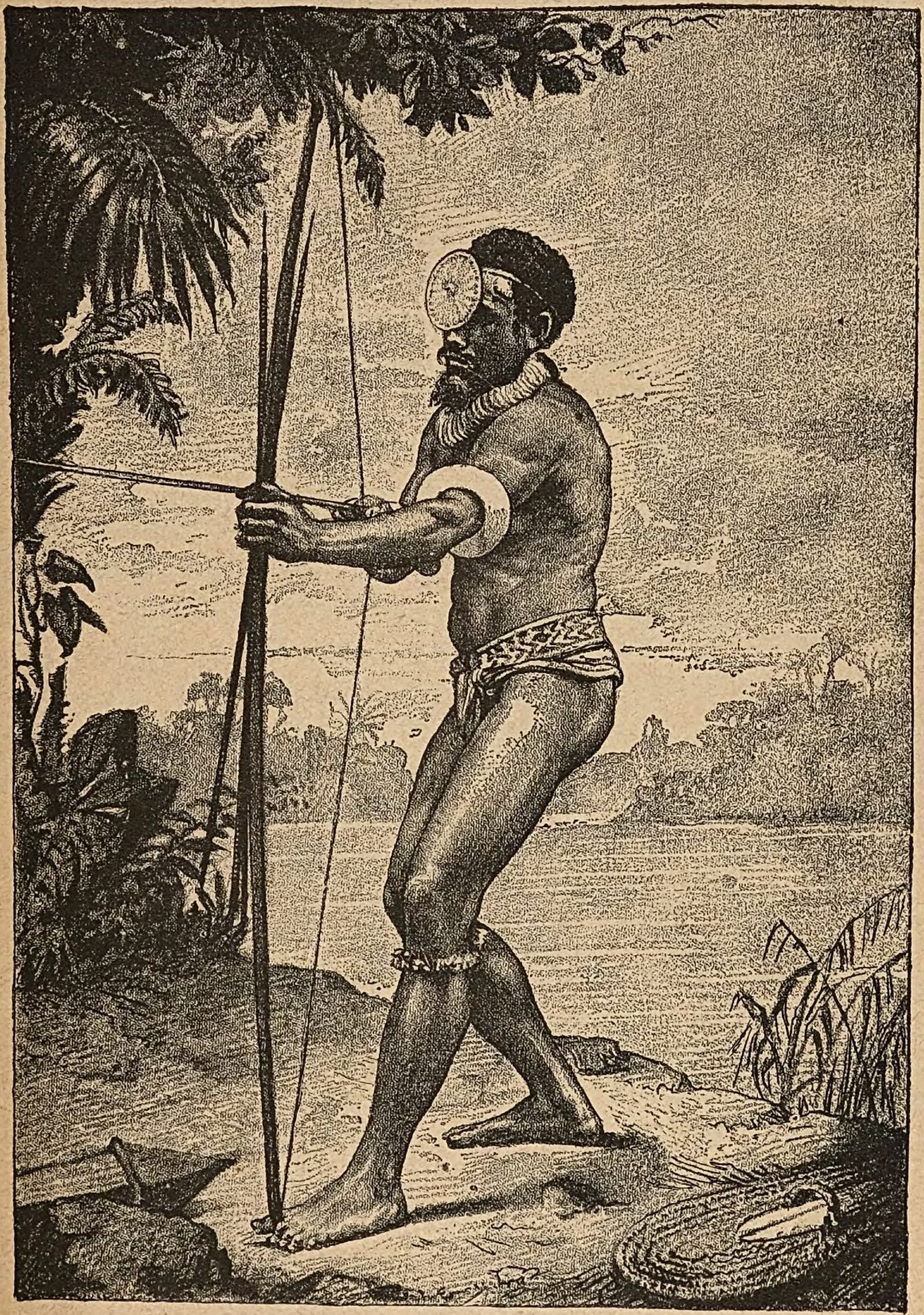
Salomonier hockend mit eigentümlich gestalteter sichelförmig gebogener Keule, geflochtenem Schild, Kopfschmuck, Nasen-, Hals-, Arm- und Beinschmuck.

die Tierwelt ist der Neuguineas gleich und zwar scheinen die Salomonen die äußerste östliche Grenze ihres Verbreitungsbezirks zu markieren. Wir finden hier noch den Kuskus, die karmoisinroten Loris, Kakadus, einen Megapodius, einen Rallus; auch Krokodile sind hier noch anzutreffen nebst einer Anzahl anderer Tierformen, welche auf den östlicheren Inseln der Südsee gar nicht mehr vorkommen. Auch das Klima gleicht in seiner Hitze und Feuchtigkeit ganz den heißesten Gegenden der Küste von Neuguinea.

Die Bewohner der Salomonen sind unzweifelhaft Melanesier. Das beweist ihre Farbe, ihre Gesichts- und Körperbildung sowie ihr Haar. Das letzte wird aber nicht zu den hohen Haarfrisuren aufgetürmt wie bei den echten Papuanen, vielmehr wird es geschoren, herabhängend oder in einen Schopf gebunden getragen, auch wohl in kleine Zöpfe geflochten und in der Regel durch Kalk gelb oder rot gefärbt. An den übrigen Körperteilen wird das Haar aber sorgfältig ausgerissen. Die Gesichtszüge sind den papuanischen ähnlich, ohne im einzelnen so stark hervorzustechen wie bei jenen. Die Statur ist eher klein als groß, die Gliedmaßen und der Körper aber stark und kräftig. Mit den übrigen Mitgliedern ihrer Rasse teilen diese Insulaner die Neigung, sich zu putzen. Sie lieben es, Federn und Blumen ins Haar zu stecken; Blumen schätzen sie überhaupt sowohl ihrer Farben als ihres Duftes wegen. Sie schmücken sich mit Stirn- und Halsbändern aus Muscheln, wobei die weißen bevorzugt werden und ebenso wie um den Hals tragen sie auch um Arme und Beine Bänder aus Zähnen, Korallen, Blättern u. a., welche oft mit großem Geschick gearbeitet sind. Künstliche Narbenbildung sehen wir auf Ysabel und Tattuierung auf den südlichen Inseln; überall aber liebt man es, den Körper schwarz, rot und weiß anzumalen. Dagegen kennt man eine Kleidung fast gar nicht, selbst nicht bei den Frauen, die allerhöchstens einen kurzen Blätter- oder Zeugschurz tragen. Auf ihre Wohnungen verwenden sie aber viel Sorgfalt. Fast immer viereckig angelegt,

sind die Hütten von einem hohen Dache aus Palmblättern oder Gras bedeckt, das weit über die Rohrwände vorspringt. Die größte Mühe verwenden sie auf ihre Gemeindehäuser, welche sie reich mit Malerei und Schnitzwerk verzieren und mit Schädeln behängen, ein Schmuck, der auch an den Häusern der Häuptlinge nicht fehlt. Vorzüglich schön sind aber ihre Fahrzeuge, denen nach Woods alle anderen in der Südsee weit nachstehen. Die hohen Enden sind reich geschnitzt und ebensowie die Seiten und selbst die Ruder mit Federn und Perlmuschel verziert. An Schnelligkeit übertreffen diese außerordentlich leichten, aus dünnen Brettern zusammengenähten Boote selbst die Fahrzeuge der Tahitier und der Samoaner. Dabei braucht man weder Segel noch Ausleger und dennoch werden große Reisen unternommen. Auch in der Verfertigung anderer Gegenstände, wie zierlich mit Perlmutter ausgelegter Kästchen aus Bambus, Kalebassen u. a. bezeigen sie erstaunenswerte Geschicklichkeit und viel Geschmack, der sich auch bei ihren Waffen kundgiebt. Und dennoch bestanden ihre Werkzeuge nur aus geschärften Steinen und Muscheln, ehe sie Eisen und Glas kennen lernten. Ihre Hauptwaffen sind Speere nebst Bogen und Pfeil. Auch haben sie hübsch geschnitzte Keulen, als Schutzwaffe den Schild aus Bambusrohr, häufig mit Schildpatt und Perlmutter sehr schön verziert. Den Pfeilen soll durch Leichengift wie durch den Saft verschiedener Pflanzen eine tödliche Wirkung gegeben werden, die noch sicherer dadurch gemacht wird, daß die lose am Schaft befestigte Spitze nicht herausgezogen werden kann, sondern in der Wunde verbleibt. Fühlt sich ein Krieger so getroffen, so stürzt er sich, seines Todes gewiß, mit allen vergifteten Pfeilen, deren er habhaft werden kann, in die Mitte der Feinde, um sicheres Verderben unter sie zu tragen. Freilich wird bis auf weiteres dieser Bericht noch mit Vorsicht aufzunehmen sein. Im Widerspruch mit dieser Angabe scheint auch zu stehen, daß ein Hauptobjekt der oft in große Ferne ausgedehnten Kriegszüge die Erbeutung von Menschenleichen ist, welche diese leidenschaftlichen Anthropophagen aus reiner Genuß-

Fig. 2.



Salomonier mit Stirnschmuck aus Perlmutter und Halsband aus Potwalzähnen.

sucht verzehren. Als Mendana 1567 auf dem von ihm entdeckten und benannten Santa Ysabel landete, boten ihm die Insulaner zu verschiedenen Malen Stücke von „Indianern“ an, als ein „sehr delikates und von ihnen geschätztes Gericht“. Und der englische Kapitän Simpson, welcher dieselbe Insel 1872 besuchte, sah an dem Hause eines Häuptlings 25 Köpfe angenagelt, die Überbleibsel von Feinden, welche drei Wochen vorher hinterrücks getötet und dann verspeist worden waren. Kapitän Redlich fand in der Makirabai von Bauro (San Cristobal) in einem Boote eine ganze gekochte menschliche Leiche; der ihn begleitende Perry wollte zwanzig solcher zu gleicher Zeit gesehen haben. Dennoch waren diese Kannibalen ruhig und friedlich. Daß religiöse Vorstellungen dabei eine Rolle spielen, darauf weist das Absingen heiliger Lieder bei den Kannibalenfesten auf Ysabel. Von anderer Fleischnahrung haben sie Schweine und Hühner, Schildkröten, dann Fische und Muscheln, doch ist ihre Hauptkost eine vegetabile. Darum widmen sie dem Landbau fast überall viel Sorgfalt und ziehen Yams und andere Wurzeln, vor allem aber Kokospalmen und Bananen sowie auch Arekapalmen. Gekocht wird in Öfen, wie sie die Polynesier haben. Auch fehlt es nicht an mancherlei Genußmitteln. Da ist zuerst Betel, das viel gekaut wird; man versteht eine Art Palmwein, auf den südlichen Inseln auch den Kawatrank zu bereiten und das von Europäern eingeführte Tabakrauchen hat schnell Eingang gefunden.

Über die politischen und sozialen Zustände ist wenig bekannt. Gewiß ist es, daß die Bewohner selbst kleiner Inseln in mehrere Stämme zerfallen, welche die Autorität eines Häuptlings anerkennen. Ob eine solche Würde erblich ist, wissen wir nicht, jedenfalls wird dem derzeitigen Inhaber große Achtung gezollt. Ferner hält man Sklaven, die gekauft und verkauft werden, deren Stellung aber, wie auch bei anderen melanesischen Stämmen, eine ganz erträgliche genannt werden muß, vergleicht man sie mit der Lage der Frauen. Diese scheint eine äußerst traurige zu sein; auf Reisen vertreten sie ganz die Stelle der Lasttiere und

auf Bauro darf der Mann sie nach Belieben töten. Dabei herrscht überall Polygamie, obschon man über den Besitz von zwei Frauen nicht hinausgeht.

Noch weniger bestimmtes wissen wir über ihre religiösen Vorstellungen. Götzendienst scheint überall zu bestehen, allein die Götzenbilder, welche man in den Gemeindehäusern findet, deren Besuch den Frauen verboten ist, werden häufig gar nicht beachtet. Sie haben vielleicht ihre Kraft verloren und sind durch neue verdrängt worden, was uns an Neuguineaisches mahnt. Die Salomoninsulaner haben sich nämlich eine ganze Klasse von Göttern, die Ataro, aus den Seelen ihrer Vorfahren geschaffen, welche die geschnitzten Bilder bewohnen. Sieht man aber in diesem Ahnendienst wiederum eine Annäherung an Polynesien, so tritt dieselbe noch deutlicher auf den südlichen Inseln in dem Tabu zu Tage. Wir finden in Bauro sogar dasselbe Wort im Gebrauch. Um die Götter günstig zu stimmen, bringt man häufig Opfer, welche ins Meer geworfen werden, und feiert Feste zu ihren Ehren. Ob man sich ein Leben nach dem Tode denkt und

Fig. 3.



Götzenbild mit Kopfputz und Federkragen.

wie man sich dasselbe vorstellt, darüber haben wir gar keine Nachrichten. Die Leichen legt man so lange auf Gerüsten aus, bis nur die Knochen übrig bleiben, und bestattet dieselben dann an einem gemeinsamen Begräbnisplatz.

Fig. 4.



Geschnitztes Götzenbild.

Nach allem, was wir wissen, sind die Salomoninsulaner ein geistig sehr bedeutend begabter Menschenstamm. Ihre große Wildheit und Kriegslust hat sie daher desto gefährlicher gemacht und die Begegnungen mit Europäern sind anfänglich selten unblutige gewesen. In den sämtlichen Melanesiern anhaftenden Eigenschaften: Argwohn, Treulosigkeit und Hinterlist sollen sie alle ihre Stammesgenossen übertreffen. Daher haben sich Europäer erst spät entschlossen, hier Handelsverbindungen anzuknüpfen, obwohl die Eingebornen Handel mit Vorliebe treiben und die Bestände von Sandelholz sehr bald die Begierde habsüchtiger Schiffer reizten. Jetzt werden namentlich die südlichen Inseln viel von Sydney aus besucht, um Lebensmittel, Schildpatt und in Simbo auch Schwefel einzutauschen. Walfänger liefen früher

häufig den Blanchehafen auf Treasury an, um sich mit Proviant zu versehen; jetzt haben sich Agenten der Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft hier und dort niedergelassen. Aber die ohnehin feindliche Stimmung der Eingebornen ist durch den Arbeiterhandel oder vielmehr Menschenraub noch bedeutend verschärft worden und kommt, trotz verbesserter Regulative, immer wieder zum Ausbruch. Dagegen hat die Mission, welche auf Anuda, Bauro, Malanta und Ysabel Stationen errichtete, sich mit Erfolg bemüht, freundlichere Beziehungen zu schaffen und die Eingebornen zu milderen Sitten heranzuziehen.

Die Santacruz-Gruppe.

Es war am 8. September 1595, daß Mendana, von den eben entdeckten Markesas kommend, in Sicht der damals thätigen Vulkane der Santacruzinseln gelangte. Auf der größten derselben beschloß er, eine Niederlassung anzulegen, aber der begonnene Versuch wurde nach seinem schon am 18. Oktober erfolgten Tode von seinem Nachfolger Quiros aufgegeben und die Gruppe am 7. November geräumt. Danach vergingen nahezu 200 Jahre, ehe sie Carteret, die Salomoninseln suchend, am 12. August 1767 wieder sah und sogleich wieder erkannte. Von ihm erhielt die Gruppe den auch jetzt noch häufig gebrauchten Namen: Königin Charlotte-Inseln. Lapérouse litt 1788 an den Riffen der südlichsten Insel Wanikoro Schiffbruch und das Forschen nach seinem Schicksal führte eine Anzahl von Männern hierher, wie D'Entrecasteaux 1793, Dillon 1827, D'Urville 1828, so daß wenigstens die ebengenannte, zweitgrößte Insel der Gruppe genauer erforscht wurde. Die nördlichen Inseln sind 1869 durch Tilly aufgenommen worden. Die neuesten Nachrichten über die Santacruzinseln sowie über die Neuen Hebriden stammen von dem Leutnant Markham, welcher 1871 und 1872 fast jede größere Insel der beiden Archipele berührte.

Fig. 5.



Deutsche Handelsagentur auf den Salomonen.

Die Inselgruppe zieht sich in derselben Richtung von Nordwest nach Südost wie die nördlicher gelegene Salomogruppe und die südlicheren Neuen Hebriden, aber auf einer mehr östlich gelegenen Linie. Ihre Ausdehnung bezeichnen von Norden nach Süden die Nordspitze von Nupani unter 10° 4′ und die Südspitze von Wanikoro unter 11° 45′ s. Br., von Westen nach Osten die Westseite von Nupani unter 165° 40′ und das Ostende von Wanikoro unter 166° 52′ östl. Länge. Das Gesamtareal berechnen Behm und Wagner nach der britischen Admiralitätskarte auf 938 Quadratkilometer oder 17 Quadratmeilen. Nur zwei bis drei Inseln sind von größerem Umfange, die meisten der übrigen kleine, niedrige Korallenformationen. Die bedeutendsten sind Santacruz oder Indengi (560 Quadratkilometer = 10,2 Quadratmeilen) und Wanikoro, die südlichste von allen (164 Quadratkilometer = 2,97 Quadratmeilen). Die nicht korallinischen Inseln sind sämtlich hoch und vulkanischer Natur; auf dem kleinen, unbewohnten Tenakora befindet sich ein überaus thätiger Vulkan. Die Erhebungen der Inseln übersteigen aber 1000 Meter wahrscheinlich nicht. Korallenriffe, Küstenriffe wie Barrenriffe umgeben die südöstlichen Inseln, anderwärts sind Küstenriffe nicht häufig, das Meer vielmehr schon nahe am Lande von großer Tiefe.

Die Vegetation ist noch ganz die der nördlicheren melanesischen Gruppen, nur findet sich in Wanikoro schon als Erinnerung an Neuseeland eine Dammaratanne (Dammara macrophylla). Und die Nahrungspflanzen, welche die Neubritannier kultivieren, baut man auch hier. Die Tierwelt ist, wenigstens was die Landfauna betrifft, eine sehr arme. Von Säugetieren finden sich Schweine und Ratten, die ersten fast nur im wilden Zustande, und auch die Vogelwelt ist, soweit bekannt, sehr arm. Unter den nicht gerade zahlreichen Insekten sind die Ameisen als besonders lästig bemerkenswert. Seetiere giebt es dagegen in großer Fülle und Mannigfaltigkeit. Das Klima ist außerordentlich feucht und heiß, daher herrschen hier furchtbare

Sumpffieber, die namentlich Wanikoro in sehr üblen Ruf gebracht haben.

Über die Bewohner sind wir nur ungenügend unterrichtet; höchstens kennen wir die Einwohner von Wanikoro etwas eingehender. Wenn diese aber als körperlich und geistig verkommene Menschen erscheinen, so ist daran wohl das Klima zum großen Teile schuld. Auch sind die Wanikoresen ein von den Polynesiern des nahen Tucopia beeinflußter Stamm, die Bewohner der übrigen Inseln sind aber ganz unzweifelhaft Melanesier. Dazu müssen wir sie nicht allein nach ihrer Körperbildung, auch nach ihren Charakteranlagen rechnen, denn Argwohn und Kriegslust, Hinterlist und Grausamkeit sind ihnen eben so eigen wie allen anderen Mitgliedern ihrer Rasse. Wir haben aber auch Beweise, daß bei entsprechender Behandlung die entgegengesetzten Eigenschaften an den Tag treten können. Die Gesamtzahl aller Bewohner beläuft sich nach den Schätzungen des Commodore Goodenough auf 5000 Seelen.

In ihrer Kleidung und Ausschmückung gleichen sie ganz ihren nördlicher wohnenden Stammesverwandten, doch ist hier die Bekleidung mit einem Lendentuch allgemeiner als dort. Auf das Kopfhaar verwenden die Männer in Wanikoro ganz besondere Sorgfalt; sie kämmen es lang aus, erhöhen seinen Umfang durch Hinzufügung der Haare von Toten, binden dann alles zusammen und lassen den mit rotem Tuch oder Blättern umwickelten, spitz zulaufenden Schopf den Rücken herabfallen. Die Weiber aber schneiden das Haar ganz kurz ab. Tattuierung wird meist nur auf dem Rücken angebracht, aber das Bemalen des ganzen Körpers ist allgemein. Ein besonders geschätzter Schmuck sind Brustschilder aus glänzend geschliffenen Muscheln. In der Herstellung der verschiedenen Schmuckgegenstände beweisen sie viel Geschick, weniger ist das der Fall mit den verschiedenen Geräten, unter welchen die Säckchen, kleinen Kästchen von Bambus und Kalebassen zur Aufbewahrung der Ingredienzen für das Betelkauen das Zierlichste sind, das sie herzustellen verstehen.

Die größte Sorgfalt verwenden sie aber auf ihre Waffen, unter denen drei Meter lange, starke Bogen mit Pfeilen aus Rohr, deren Spitzen aus Knochen, Schildplatt und Rochenstacheln häufig vergiftet sind, als die gebräuchlichsten erscheinen. Speere und Keulen sollen auf Wanikoro fehlen. Auch die viereckigen, mit Palmblättern bedeckten Häuser sind besser gebaut, als der Zustand des sehr rohen Volkes erwarten ließe. Immer findet man sie zu Dörfern vereinigt, deren mit Palmen eingefaßte Straßen sich öfters rechtwinklig schneiden, während, wie auf Santacruz, Steinmauern von vier Fuß Höhe die Häuser umgeben, durch welche Thore in den Hofraum führen. Um die Dörfer herum liegen die Anpflanzungen, welche in Santacruz sorgfältig eingehegt sind zum Schutz gegen die wilden Schweine, deren es eine große Zahl giebt, während man zahme Tiere auch andrer Orten selten vorfindet. Mehr als Landbau wird indes der Fischfang gepflegt, wobei man sich außer Netz und Leine auch des Bogens bedient. Die Boote, in welchen die Fischer auf die See hinausfahren, sind aus Stämmen ausgehöhlt und außerordentlich schmal, daher auch mit Auslegern versehen, um gegen das Umschlagen zu sichern. Diese kleinen Boote werden mit Rudern bewegt, die großen, durch eine Platform verbundenen Kriegs- und Handelskähne haben aber große Segel, auf ihnen werden oft weite Fahrten unternommen. Denn diese Insulaner betreiben Handel mit Vorliebe und sie haben sich daher nicht auf den Verkehr zwischen den einzelnen Teilen ihrer Gruppe beschränkt, vielmehr ihre Verbindungen bis nach Toumako, Tucopia, ja vielleicht bis zu den Banksinseln ausgedehnt.

Was wir sonst von ihren Kulturzuständen wissen, ist sehr dürftig und bedarf noch mancher Ergänzung, vielleicht Richtigstellung. Die Frauen nehmen auch hier, wie zu erwarten, eine sehr niedrige Stellung ein und Polygamie ist erlaubt, wenngleich nur die Vornehmen mehr als ein Weib zu besitzen scheinen. Die Mädchen werden schon als Kinder verlobt und, außer einem Feste, finden bei Schließung der Ehe keine besonderen Ceremonien

statt. Ihre politischen Verhältnisse scheinen sich in völligster Auflösung zu befinden und die Herrschaft eines Häuptlings sich höchstens über wenige Dörfer zu erstrecken. Die hervorragende Stellung dieser Männer scheint auch nur auf ihre persönlichen Eigenschaften begründet zu sein.

Noch weniger ist uns über ihre religiösen Vorstellungen bekannt. Man hat, wie auf den Nachbarinseln, Tempel, in welchen sich Götzenbilder befinden, wo auch die Schädel der Erschlagenen aufbewahrt werden, aber diese Gebäude dienen daneben als Schlafgemach für die unverheirateten Jünglinge, für Fremde und zu Beratungen. Als ein Anzeichen, daß wir uns Polynesien nähern, begegnen wir dem Tabu, das in Wanikoro sogar schon mit diesem Worte bezeichnet wird.

Für das europäische Ohr hat der Name der Santacruzinseln keinen guten Klang. An der Küste der südlichsten Inseln erlitt Lapérouse Schiffbruch und Untergang, auf Nukapu wurde Bischof Patteson ermordet, auf der Hauptinsel Santa Cruz fand Commodore Goodenough seinen Tod. Allerdings waren die Eingebornen durch die Entführungen ihrer Landsleute als sogenannte „freie Arbeiter“ schwer gekränkt worden. Jetzt haben sich hier aber schon Missionare niedergelassen unter diesen wildesten aller Melanesier, denen man freilich die sonst bei ihrem Stamm überall verbreitete Liebhaberei für Menschenfleisch bisher nicht hat nachweisen können.

Die Neuen Hebriden.

Es ist ein englischer Name, welchen diese Gruppe führt, aber es waren Spanier, welche dieselbe zuerst entdeckten. Freilich hielt Pedro Fernandez de Quiros, der, von Callao kommend, am 30. April 1606 in dem geräumigen Hafen San Felipe und Santiago der Insel Espiritu Santo vor Anker ging, die von

ihm entdeckte Küste noch immer für einen Teil des vielgesuchten australischen Festlandes. Und dieses spanische Heiliggeistland blieb mehr als anderthalb Jahrhundert völlig vernachlässigt, denn erst 1768 sah Bougainville den Nordrand und taufte die Gruppe in die Grandes Cyclades um. Der Name wäre kein unpassender, indessen hat er nicht bestehen können vor Cooks Bezeichnung, welche die Inselgruppe noch heute trägt. Und mit Recht, verdanken wir doch dem großen englischen Erforscher der Südsee das meiste, was wir über die geographischen Umrisse des uns noch immer zu wenig bekannten Archipels überhaupt wissen. Denn auch die Nachrichten, welche uns verschiedene Seefahrer, darunter vor allen Tilly, sowie die Missionäre und in neuester Zeit Leutnant Markham gebracht haben, lassen noch viel Raum zu weiterer, gründlicherer Forschung.

Die Neuen Hebriden erstrecken sich von dem nördlichsten Ababa unter 13° 4′ s. Br. bis zu dem vulkanischen Felskegel Fearn unter 22° 24′ s. Br. durch einen Meeresraum von 180 Meilen Länge. Die Breite des Archipels von 166° 30′ bis 169° 53′ östl. L. beträgt aber wenig über drei Grade. Die Zahl der Inseln und Inselchen ist eine sehr bedeutende, aber nur vierzehn haben eine Größe, welche über eine deutsche geographische Quadratmeile hinausgeht. Das Gesamtareal ist auf 13 227 Quadratkilometer oder 240,2 Quadratmeilen berechnet worden. Eine Meeresstraße trennt den Archipel in zwei Gruppen: eine nördliche, welche mit den Banksinseln etwa 33 Inseln neben zahlreichen kleinen Felseneilanden und Riffen umfaßt, und eine südliche, der fünf Inseln angehören. Aus der ersten Gruppe nennen wir Espiritu Santo, Mallicollo, Aurora, Pentecost und Ambrym, aus der zweiten Eromango, Tanna und Aneityum.

Fast alle diese Inseln sind vulkanischen Ursprungs, wie wir aus dem häufigen Vorkommen der vielen erloschenen sowie der noch heute thätigen Vulkane zu schließen berechtigt sind. Noch jetzt sehen wir solche Thätigkeit auf Ambrym, wo der sogenannte Kraterberg stets dichte Rauchsäulen ausstößt und zu Zeiten alles

weithin mit Asche bedeckt, auf Lopewi, dessen 1524 Meter hoher Kegel Schwefeldämpfe ausstößt, und auf Tanna, wo der aus kahler, mit Asche und Skorien bedeckter Ebene emporsteigende Aschenkegel Yasowa in Pausen von fünf bis zehn Minuten Lavabrocken in die Luft sendet und den Schwefel liefert, der jetzt an der nahen Sulphurbai schon in großen Quantitäten verschifft wird. Auf Tanna finden sich auch an der Westküste des kleinen Hafens Erupabo zahlreiche heiße Mineralquellen und Solfataren mit Quellen von heißem Wasser und Schwefeldämpfen. Auch auf Wanualawa sprudeln an den Abhängen des Nordpik Schwefelquellen, die aus kraterförmigen Öffnungen heiße Dampfwolken ausstoßen, und schwefelsaure Bäche ergießen sich in das nahe Meer. Das Jahr 1872 zeigte eine besonders große vulkanische Thätigkeit, nur Lopewi blieb damals ruhig. Das Innere ist überall hoch, doch überschreiten die Berge das Maß von 1650 Meter nirgends. Oft steigt das Land auch vom Meeresufer jäh auf und fällt ebenso plötzlich zu großen Tiefen hinab. Korallenriffe sind selten und treten nur in der Form von Küstenriffen auf; wie alle melanesischen Inseln ohne Barrenriffe hat die Gruppe wenige gute Häfen.

Der vorteilhafte Eindruck, den die malerisch schönen Formen des Landes schon beim ersten Anblick hervorrufen, wird bei näherer Besichtigung noch erhöht durch die dichte und üppige Vegetation, welche Berg und Ebene überzieht. Kokospalmen besäumen die Ufer und bedecken in schattigen Hainen bis weit ins Innere das fruchtbare Gelände, das bis zu den höchsten Bergkuppen mit mächtigem Baumwuchs bekleidet ist, wenn nicht vulkanische Ausbrüche der Vegetation Schranken gesetzt haben. Auf diesen Inseln begegnen sich die indische und neuseeländische Flora. Die erste herrscht mit der Areca- und Sagopalme noch vollkommen auf den nördlichen Inseln, aber auf den südlichen mischen sich schon Pflanzenformen wie Dammara und Podocarpus unter die Bewohner der indischen Zone. Kasuarinen erinnern an Australien und Ficusarten überwiegen in den

Fig. 6.



Eine neuhebridische Familie.

feuchten Urwäldern, welche die Farne zur Mächtigkeit von Bäumen emporwuchern lassen. Dennoch gewahren wir nicht mehr die Mannigfaltigkeit melanesischer Formen. Dürftig wie auf den Nachbarinseln ist die Tierwelt. Wir finden hier von Säugetieren abermals nur das Schwein, den Hund und die Ratte, die letzten beiden von Europäern gebracht. Vögel sind zwar häufiger, doch fehlen Kakadus und rotgefärbte Loris, dafür haben wir aber zwei Arten von Lorikets (Trichoglossus) und eine Art Megapodius. Die Fische wie die Kriechtiere, Insekten und Mollusken tragen sämtlich einen indischen Charakter. Die Schlangen sollen nicht giftig sein, wohl aber einige Fische wenigstens unter gewissen Umständen. Das Klima ist heiß und feucht und während der Regenzeit (November bis März) im höchsten Grade ungesund. Dann herrschen die den Fremden gefährlichen Fieber, das ist auch die Zeit der Orkane, welche namentlich auf den südlichen Inseln oft furchtbar zerstörend wüteten.

Die Bewohner, deren Zahl man auf 70 000 berechnet, gehören unzweifelhaft zum melanesischen Stamm, obschon sich augenscheinlich viele polynesische Elemente eingemischt haben, so daß die Bewohner von Aniwa und Futuna sogar einen polynesischen Dialekt sprechen. Dieser polynesische Einfluß macht sich auch in der Erscheinung der Bewohner der Gruppe bemerkbar, deren sonst äußerst abstoßende Züge durch die Vermischung mit östlicher wohnenden Inselbewohnern hier und dort angenehm modifiziert sind. Die Zahl der Bewohner war ehedem unbedingt eine größere; Forster schätzte sie auf 200 000. Kriege und Mordthaten sowie das ungesunde Klima und Krankheiten, zum Teil wie Pocken, Masern, Influenza von den Europäern eingeschleppt, haben das ihrige gethan, die Bevölkerung zu dezimieren, so daß sie jetzt weit unter Forsters Schätzung steht. Und auch der civilisierende Einfluß der Mission hat diese Abnahme nicht hindern können.

Ganz melanesisch ist die eigentümliche Haartracht, hier hoch

aufgetürmt, dort in Zöpfen geflochten, die Färbung derselben, sowie das Bemalen des Körpers mit schwarzer, roter und weißer Farbe. Polynesisch ist die Sitte des Tattuierens auf den Banksinseln und Eromanga, sonst haben wir auch hier die Bildung von Narben, wie wir sie bei Melanesiern erwarten. Auch die Vorliebe für Schmuck aller Art, für Federn und wohlriechende Blumen, mit denen wie Hals und Arme, so auch Nase und Ohr ausgeputzt werden, haben die Bewohner der Neuen Hebriden gerade so mit ihren Stammesgenossen gemein wie die Abneigung gegen das, was wir unter Bekleidung verstehen. Ein Gürtel bei den Männern, ein Schurz bei den Frauen ist das einzige, was wir in dieser Hinsicht finden. Aber während sie viel Mühe und Sorgfalt auf die Herstellung zahlreicher Zierrate verwenden, stehen sie andren Melanesiern in der Verfertigung von Hausgerät, von Matten, Körben, Segeln u. dgl. nach. Ihre Boote aus ausgehöhlten Stämmen mit Auslegern sind roh gearbeitet, ihre viereckigen Hütten aus Bambusstäben mit großen Dächern von Palmblättern sind oft recht elende Bauten, nur die mit Schädeln behangenen Gemeindehäuser sind von besserer Konstruktion. Die Waffen aber verraten größere Sorgfalt. Anderthalb Meter lange Bogen aus Kasuarinenholz und mehr als meterlange Pfeile aus Rohr mit harten Holzspitzen bilden die Hauptwaffen. Pflanzengift muß die oft mit Widerhaken versehenen Pfeile auf den nördlichen Inseln noch gefährlicher machen. Andere Waffen sind scharfkantige Holzkeulen und Schleudern. Und um sich gegen Überfälle zu schützen, umgiebt man die Dörfer hier und da mit Wällen und flachen, durch Blätter verborgenen Gräben, in deren Sohle Pfeilspitzen oder scharfe Bambussplitter dem unbekleideten Fuß des Eingebornen Gefahr bringen.

Krieg bildet fast die einzige Beschäftigung der Männer und zwar werden die Kämpfe mit einer Wildheit geführt, die ihre gewiß nicht milden Stammesgenossen noch weit hinter sich läßt. Der erschlagene Feind wird dann als beste Beute gefressen,

Fig. 7.



Anthropophagen mit Menschenknochen.

wie denn überhaupt, die Vitiinsulaner ausgenommen, kein Volk der Anthropophagie in solchem Maße ergeben ist wie gerade diese Leute. Ans Land Verschlagene traf stets unwiderruflich dieses Schicksal, ja auch Stammesmitglieder wurden verzehrt oder zu diesem Zwecke auch wohl an die Nachbarn verschenkt, wenn man des Guten genug hatte. Als der Missionar Turner einem Eingebornen deswegen Vorstellungen machte, erwiderte derselbe lachend: „Schweinefleisch ist gut für Sie, dies aber paßt für uns.“ Ein kannibalischer Feinschmecker zieht übrigens einen Farbigen einem Weißen vor; der Letztere schmeckt „zu salzig“. Sie betrachten alles, was ihnen vorkommt, als „Fisch“, wie die Niedermetzelungen weißer Männer gezeigt haben. Sonst ist die Nahrung eine überwiegend vegetabile. Daher betreibt man den Landbau zwar nicht in sehr großer Ausdehnung, über den Bedarf hinaus bauen sie Yams und andere Wurzeln nicht, allein sie verwenden doch viel Sorgfalt auf ihre Felder und die Regelmäßigkeit und Ordnung der mit zierlichen Zäunen umzogenen Äcker wird von allen Reisenden gerühmt. Zu solchen Erträgnissen liefert die Jagd wenig, wohl aber die See reiche Ausbeute, denn dieselbe ist hier ebenso ergiebig als in andern Gebieten des Stillen Oceans, allein man denkt wenig daran, dies auszunutzen. Polynesisch ist die Zubereitung der Speisen in Öfen, polynesisch ist auch der Genuß des Kawatranks und seine Zubereitung, das Betelkauen ist aber nur bei den Banksinsulanern beliebt. Von den abendlichen Kawagelagen sind die Frauen stets ausgeschlossen, ja man erlaubt ihnen nicht einmal, in Gesellschaft der Männer zu essen, sondern weist ihnen besondere Eßplätze an.

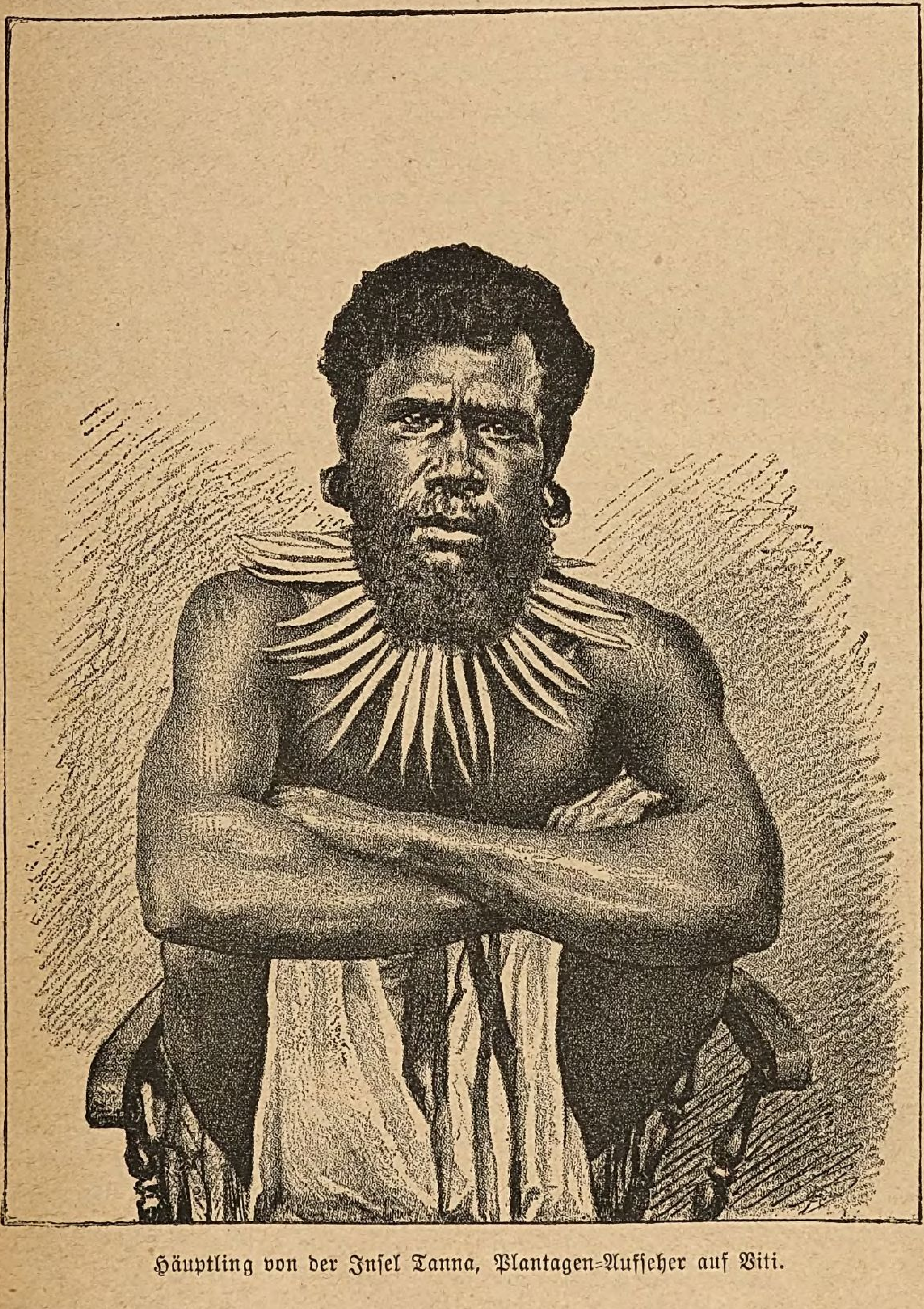
Man hält die Frauen für niedrigere Wesen, denen es nicht zukommt, in Gesellschaft der höher stehenden Rasse ihr Mahl zu sich zu nehmen, daher ist die Lage des weiblichen Geschlechts hart und drückend und die Frauen allein haben alle Arbeiten auf den Pflanzungen wie im Hause zu verrichten. Man kauft sie von den Angehörigen — drei Schweine sind ein gewöhnlicher

Preis — und nach Begehung einiger Feierlichkeiten ist die Ehe geschlossen. Aus dieser Geringschätzung des weiblichen Geschlechts entsprang denn auch der Kindermord, dessen Existenz wenigstens für einige Inseln bestimmt nachgewiesen ist, und dem die Mädchen vor allem verfallen. In Fate begräbt man die Neugebornen lebendig. Dennoch zeigten diese rohen Menschen auch große Liebe zu ihren Kindern. Starb ein solches, so mußte ihm seine Mutter oder nächste Verwandte mit ins Grab folgen, damit es nicht allein sei. Daher trug jede Frau vom Tage ihrer Verheiratung einen Strick um den Hals zum eventuellen Gebrauch.

Dem Toten als Begleitung eine Anzahl von Menschen mitzugeben, war auf den südlichen Inseln allgemeine Sitte. Dem Manne mußte seine Witwe folgen, dem Vornehmen wurden lebendige oder geschlachtete Menschen ins Grab gelegt. Aber man begrub auch, wie in Viti, Greise lebendig und zwar auf deren ausdrücklichen Wunsch und, waren es Häuptlinge, unter feierlichen Ceremonien, denn, lebendig ins Grab zu steigen, galt dem alten Mann als hohe Ehre. Der Tote aber wurde hier ins Meer geworfen, dort in der Erde begraben, auf besonderen Begräbnisplätzen, waren es Vornehme, in rings umschlossenen Hütten, sodaß der Kopf hervorragte. War dann das Fleisch zerstört, so wurde der Schädel entfernt, um in den Gemeindehäusern Verehrung zu genießen.

Denn die Seelen gestorbener Häuptlinge waren es insbesondere, welche die Stelle der Götter einnahmen. Man brachte ihnen Opfer, auch von Menschen, welche zerstückelt ins Meer geworfen wurden, und rief ihre Hilfe, namentlich bei Krankheiten, an. Aber man verehrte auch Steine und Holzblöcke; Götzenbilder scheint man indessen nicht besessen zu haben. Dazu kommen noch einige, gleich dem Tabu von den Polynesiern entlehnte Gottheiten. Nach dem Tode ziehen die Seelen gen Westen, denn dort liegt die Unterwelt. Mäßiger aber als der Glaube an ihre Götter ist die Furcht vor den Zauberern, welche eine Art Priesterstand bilden. In der Macht dieser gefürchteten Männer

Fig. 8.



Häuptling von der Insel Tanna, Plantagen-Aufseher auf Viti.

liegt es, die Menschen mit Krankheit zu schlagen, Regen und Unwetter heraufzubeschwören, alle Art Ungeziefer, der Menschen und Tiere Plage, ist ihr Werk.

Diese Priester sind bisweilen zugleich Häuptlinge ihres Stammes und genießen dann doppelte Ehre. Daß solche Ehre eine sehr hohe sein muß, erkennen wir daraus, daß man diese Häuptlinge, wie wir schon wissen, nach dem Tode wie Götter anbetet. Auch scheint eine Abstufung unter den Häuptlingen zu bestehen, so daß die über einzelne Distrikte gesetzten sich einem mächtigeren gemeinsamen Oberhaupt unterordnen. Allein an wirklicher Macht außer solcher, wie sie die Persönlichkeit begründet, scheint es den einen wie den anderen gänzlich zu fehlen, auch sind sie äußerlich von ihren Untergebenen durchaus nicht zu unterscheiden. Daher reicht bei Streitigkeiten der Einzelnen unter einander der Einfluß der Häuptlinge selten aus und ein jeder hilft sich zu seinem Rechte, wie er kann. Überhaupt stehen die politischen Institutionen in tiefstem Verfall. Hinsichtlich des jedem Stamm zugehörigen Landes scheint völliger Kommunismus zu herrschen, nur die Wohnungen und Kokospalmen machen eine Ausnahme und sind Privateigentum. Ganz an tahitische Einrichtungen mahnt uns aber jene auf Wanualawa beobachtete Einteilung der Männer in Klassen, in welche sie stufenweis aufrücken, sowie die gemeinsamen Mahlzeiten der jungen Männer in besonderen Klubhäusern.

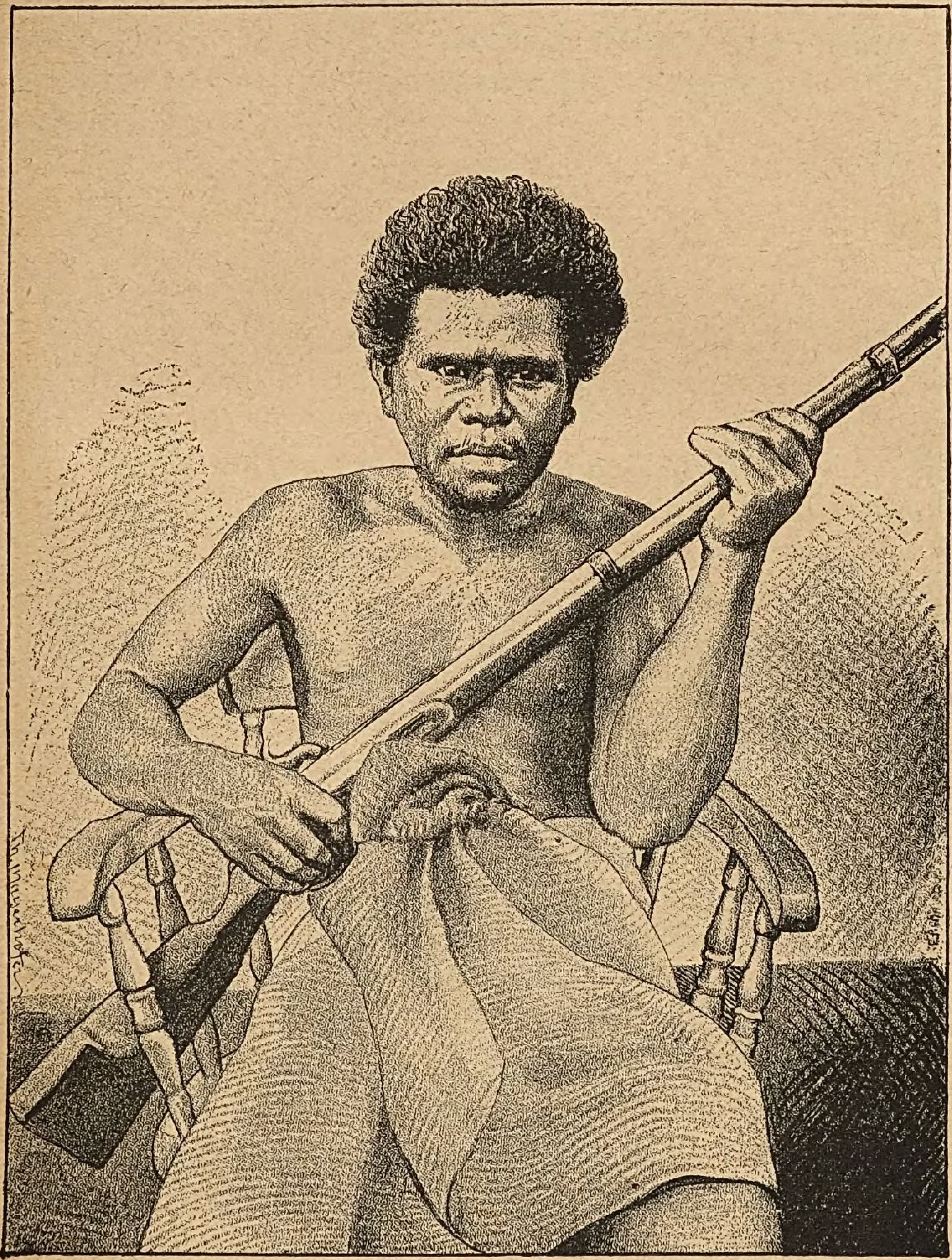
Die einzelnen Stämme liegen fast immer in Zank und Streit und heimliche Überfälle sind häufig; daher werden die Waffen fast nie aus der Hand gelegt und befinden sich stets in der Nähe des Schlafenden. Wird Friede geschlossen, so überreichen sich die Parteien Palmzweige oder eine Kawawurzel, auch gießen sie sich Seewasser über den Kopf oder pflanzen junge Bäumchen. Das Vertauschen der Namen, wie es auf Tanna üblich ist, weist wieder auf polynesische Nachbarschaft hin.

Die geistigen Anlagen der Bewohner der Neuen Hebriden sind keineswegs verächtliche, wie wir auch wohl aus ihrer schon

so vielfach bemerkten Verwandtschaft mit Polynesiern erwarten dürfen. Daß zwischen den beiden jetzt so verschiedenen Volksstämmen früher ein ursprünglicher Zusammenhang stattgefunden haben müsse, beweisen die Untersuchungen von Gabelentz über die zahlreichen Dialekte, in welche die Sprache der Insulaner zerfällt. In diesen Sprachen haben sie einfache Lieder gedichtet, welche sie in ganz hübschen Melodien, begleitet von einer Art Flöte und einer Trommel aus ausgehöhltem Holz, singen. Diese Instrumente fehlen auch ebensowenig wie Gesänge bei ihren Tänzen, ohne welche kein Fest gefeiert wird. Der Jahresanfang datiert bei ihnen von der Yamsernte und die Nacht teilen sie nach den Sternbildern ein, welche sie zusammengestellt haben.

Als einen Vorsprung vor den übrigen Melanesiern und einen Beweis ihrer Befähigung für den Handel müssen wir es ansehen, daß sie eine Art Geld besitzen. In Eromanga nämlich sind außer Muscheln die Nawalä Münze, Ringe von Feldspath, fünf bis sechs Zoll dick und zwei bis vierzig Pfund schwer. Dies Geld hat begreiflicherweise nur im Verkehr der Insulaner Wert. Den Europäern, welche hierher zuerst des Sandelholzes wegen kamen, verkaufen sie Lebensmittel, Arrowroot, Orangen, in Tanna Schweine und Kokosnüsse, in Aneytum Baumwolle, welche die Missionare eingeführt haben, natürlich auch Geräte und Waffen für die Sammler und tauschen dagegen namentlich eiserne Geräte, Zeuge, Tabak, den sie außerordentlich lieben, und Feuergewehre ein. In diesem, besonders mit Handelsschiffen aus Sydney unterhaltenen Verkehr haben sich vor allen die Bewohner von Tanna als ebenso ehrliche wie geschickte Kaufleute bewiesen. Durch die Sandelholzhändler und später noch mehr durch die Sklavenfänger hat sich der anfangs friedliche Verkehr aber leider bald in das Gegenteil umgewandelt und diese Inselgruppe ist, wie keine andere, der Schauplatz von Greuelthaten gewesen, bei denen manches sehr wertvolle Leben, wie das von Patteson und Goodenough, geopfert wurde. Die Mission, welche unter den von Natur schon äußerst wilden, und durch schlechte

Fig. 9.



Mann von der Insel Tanna, Plantagen-Arbeiter auf Viti, mit Lendentuch bekleidet.

Behandlung noch gefährlicher gemachten Insulanern erst nach vielen Mühen und Verlusten von Menschenleben festen Fuß fassen konnte, besitzt jetzt aber eine Anzahl von Stationen, deren Errichtung für die Eingebornen von größtem Vorteil geworden ist.

Neukaledonien.

1. Das Land.

Die Franzosen, welche sich hier festgesetzt haben, verstehen unter Neukaledonien nicht allein die Hauptinsel, welch eigentlich diesen Namen führt, sondern auch die östlich gelegene Lifugruppe und die kleine Fichteninsel nebst zugehörigen Dependenzen sowie die Chesterfieldinseln. Alle diese Inseln und Inselgruppen wurden erst sehr spät aufgefunden. In der That gehören sie zu den letzten Errungenschaften europäischer Forschung in der Südsee. Cook entdeckte 4. September 1774 die Ostküste der Hauptinsel und befuhr sie in ihrer ganzen Länge. Nach dem gebirgigen Charakter des nordöstlichsten Küstenrandes gab er der Insel den Namen, welchen sie noch heute führt. Wenn einige dafür Baladea substituierten, so war daran ein Irrtum von d'Entrecasteaux schuld, welcher meinte, daß die Bewohner des ganz im Nordosten gelegenen Balad die ganze Insel mit diesem Namen bezeichneten. Aus Balad wurde dann das seltsame Baladea. Aber auch durch die Berichte von d'Entrecasteaux, welcher 1792 einige Zeit an der Küste verweilte, war nur über die Ostküste und auch nur über einen kleinen Teil derselben etwas mitgeteilt worden, näheres über das Land selber haben wir erst seit seiner Besitznahme durch die Franzosen 1853 und die darauf folgenden zahlreichen Expeditionen und Reisen erfahren.

Die Loyaltyinseln sind erst seit 1795 von Raven aufgefunden

und später dann und wann gesehen worden, allein bis d'Urville hierher kam, wußte man wenig mehr, als daß in dieser Meeresgegend Land existiere. D'Urville nahm die Ostküsten auf seiner ersten Reise 1827 und die Westküsten auf seiner zweiten Expedition 1840 auf; später haben namentlich Erskine 1849, die Missionäre, einige Franzosen und der Engländer Cheyne über die Gruppe eingehendere Nachrichten geliefert.

Der Archipel zieht sich in der Richtung von Nordwesten nach Südosten zwischen 17° 53' und 22° 38', also durch nahezu fünf Breitengrade und hat ein Gesamtareal von 19 823 Quadratkilometer oder 360 Quadratmeilen, wovon auf die Hauptinsel allein 16 712 Quadratkilometer oder 303,5 Quadratmeilen kommen. Das Gesamtareal ist also etwas größer als Württemberg und die Hauptinsel noch erheblich umfangreicher als Baden, Sachsen oder Elsaß-Lothringen. Dabei beträgt die Gesamtbevölkerung nach der Zählung von 1878 nur 54 868 Seelen; davon 41 694 im eigentlichen Neukaledonien, 13 174 auf den Loyalty-Inseln. Das Land ist für Kolonisation um so mehr geeignet, als es sich eines vortrefflichen Klimas erfreut. Die Durchschnittstemperatur ist in Numea und Kanala 22—23° C., in den kältesten Monaten (Juli und August) 16—18° mit kühlen Nächten, in denen das Thermometer bis 9° C. sinkt. Es giebt zwei Jahreszeiten: eine trockne und eine nasse, doch werden dieselben beide von gelegentlichen Wechseln des Wetters unterbrochen. Von den beiden Küsten ist die östliche bei weitem die feuchtere, daher auch fruchtbarere.

Doch auch an der Westküste ist die Hauptinsel mit wenigen Ausnahmen überall fruchtbar. Freilich sind die Küstenebenen zur Sommerszeit nicht überall anmutend; inmitten der verdorrten Vegetation behalten nur die doch nutzlosen Farne und einzelne verkrüppelte Bäume frischere Farben und selbst die Abhänge der in geringer Entfernung vom Rande aufsteigenden Berge sind dürr und kahl. Allein sobald wir weiter ins Land vorgehen, ist die Üppigkeit der Vegetation eine außerordentliche. Forsters

Fig. 10.



Wasserfall in der Vai Lebrés.

Beschreibung, welche ganz auf die verbrannten Savannen des Australkontinents passen würde, dürfen wir als für die ganze Insel nicht gelten lassen, da wir ja aus den Wanderungen von Marchant, Garnier, Bourgey u. a. wissen, welch eine Kraft, Frische und Mächtigkeit die mit hohem Gras und dichtem Buschwerk erfüllten, von Lianen umstrickten Urwaldbäume der Gebirgslandschaften zu entfalten vermögen.

Eine Verwandtschaft zwischen Neukaledonien und dem Australkontinent erkennen wir aus vielen einzelnen Zügen. Die Berge, welche sich in der Hauptrichtung der Insel ihrer ganzen Länge nach und im Norden wenigstens in zwei parallelen Ketten hinziehen, zeigen in ihrer geologischen Zusammensetzung eine unverkennbare Ähnlichkeit mit Australien. Damit hängt das Vorkommen der Metalle: Gold, Kupfer, Nickel, Antimon u. a. zusammen. Eine große Höhe erreichen diese Gebirge nicht; der Pic Humboldt (1650 Meter) und Pic St. Vincent (1547 Meter), beide im südlichen Teile, sind, soweit bekannt, die bedeutendsten Erhebungen. Gar nicht mehr melanesisch, vielmehr echt australisch ist auch das Austrocknen der Flüsse zur Sommerszeit, woran indes nur die Westküste und diese auch wohl nur in ihrem südlichsten Teile leidet. Infolge der Konfiguration und der Richtung ihrer Gebirge können die Flüsse nur kurz sein; eine Ausnahme macht freilich der an der Nordküste ins Meer fallende Diahot, welcher dreißig Seemeilen aufwärts schiffbar ist. Im südöstlichsten Teile erlaubt der Yate wenigstens in seinem untersten Laufe, wo er sich golfartig erweitert, selbst großen Schiffen den Zugang; den Foa an der Westküste befahren Schaluppen bis dreißig Kilometer von seiner Mündung. Einige der Flüsse stürzen in schäumenden Kaskaden über die felsige Küste zum Meer, so in der Bai Lebrés, so am Kap Colnett u. a. Südlich von letzterem öffnet sich die Bai von Yengen (Tours Notredame, Gates of Yengen) zwischen hohen und düsteren, nadelscharf und turmartig bis zu 300 Meter aufsteigenden Felsenspitzen, einer der schönsten und merkwürdigsten Punkte des Landes.

Auch die Vegetation ist eine vorzugsweise australische, wenngleich indische und neuseeländische Elemente sich stark hineinmischen. Die indische überwiegt im östlichen Norden, die australische im südlichen Westen; das ist aus den herrschenden klimatischen Verhältnissen erklärlich. So finden wir Kokospalmen, Brotfruchtbäume und Bananen neben neuseeländischen Dammara, Areka und Farnen, beide Formen mehr oder weniger auf gewisse Gebiete beschränkt, während australische, darunter der wertvolle aromatische Niauli (Melaleuca viridiflora), der häufigste Baum des Landes, und prächtige Araukarien, welche stattliche Hochwälder bilden, in allen Teilen der Insel anzutreffen sind. Als charakteristisch erwähnen wir ferner das fast gänzlich ausgerottete Sandelholz (Santalum austrocaledonicum) und von Palmen die Kentia exorrhiza. Weite Strecken der Uferlandschaften sind mit knorrigen Rhizophoren besäumt, über deren weit aus dem stillen, schlammigen Meereswasser emporragende Wurzeln der Reisende zuweilen den mühsamen Weg zum Lande zu machen hat.

Die Tierwelt ist ausnehmend dürftig; nicht einmal das Schwein und den Hund kannten die Eingebornen, ehe der Europäer sie ihnen brachte. Nur die Ratte und der Flugbeutler scheinen einheimisch zu sein. Schafe und Rinder haben aber auf den Prärien der Westseite eine recht zusagende Heimat gefunden, wenn auch bisher die Viehzucht noch so unbedeutend entwickelt ist, daß sowohl lebendes Vieh als Fleischkonserven von Neusüdwales und Queensland beständig hierher geführt werden. Unter den Vögeln fehlen Formen, welche wir als für Neuguinea charakteristisch kennen, gänzlich; von 70 Arten, die uns Verreaux beschrieben hat, gehören 18 Australien, 13 Polynesien an, 45 Arten sind Neukaledonien eigentümlich. Die merkwürdigsten Formen sind ohne Zweifel der Kagu (Rhinochetus jubatus) und der Notu (Carpophage Goliath). Der erste gehört wie auch der interessante Gallirallus lafresnayanus zur Klasse der Stelzenvögel. Seine verkümmerten Flügel machen ihn eben so unfähig, sich in die Luft zu erheben, wie es die großen Vögel Amerikas

Fig. 11.



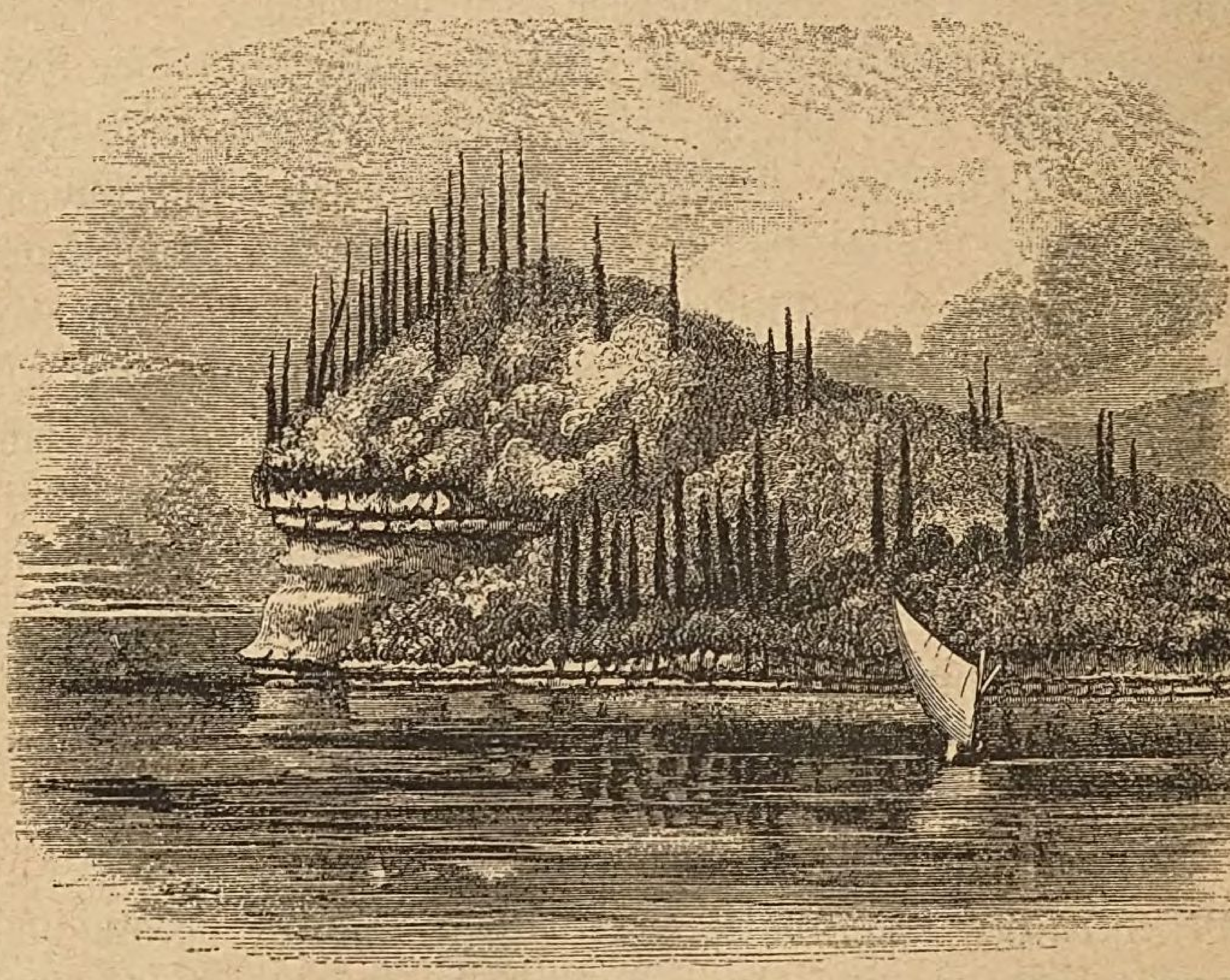
Rhizophoren an der Küste.

und Australiens, der Apteryx Neuseelands und andere sind. Da er aber nur die Größe eines Kranichs hat, so hätte er gar nicht existieren können, falls Neukaledonien im Besitz von wilden Hunden oder anderen reißenden Tieren gewesen wäre. Der Notu ist eine Taubenart von wahrhaft riesiger Größe; er stößt eigentümliche, dem Brüllen eines Ochsen ähnliche Töne aus, dabei paßt er sich aber in seinem Gefieder so den ihn umgebenden Farben des dichten Laubwaldes an, daß ohne die Hilfe der scharfen Augen eines Eingebornen der europäische Jäger ihn schwer zu Gesicht bekommt. Er ist das größte Wild der Insel. Amphibien sind nicht häufig, dagegen giebt es zahlreiche Käfer und schädliche Insekten; Moskitos sind äußerst lästig und für den Landmann werden die zuweilen erscheinenden Heuschreckenschwärme zu einer ernstlichen Plage. Von den namentlich innerhalb der Riffe sehr zahlreichen Seetieren nennen wir nur den Dugong und die Seegurke, welche letztere jetzt als Trepang einen wichtigen Handelsartikel bildet. Auf vielen der unbewohnten Inseln befinden sich wertvolle Guanolager, so auf der kleinen Huongruppe am äußersten Nordende des umschließenden Riffes, welche jährlich für 95 000 Mark Guano liefert, und auf den 1879 annektierten, westlicheren Chesterfield-Inseln, deren Vorrat auf 130 000 Tonnen geschätzt wird.

Der Mineralreichtum Neukaledoniens ist jetzt über allen Zweifel gerückt. Man hatte schon lange aus der geologischen Verwandtschaft der Insel mit Australien auf das Vorkommen von Gold geschlossen; allein außer einigen sehr spärlichen Proben wurde trotz wiederholter Untersuchungen durch Regierung und Private lange gar nichts gefunden. Jetzt wird an mehreren Orten auf Gold gebaut. Die wichtigste Grube ist die am Diahot belegene, aus welcher von 1872 bis 1878 für eine Million Francs Goldwert gewonnen wurde. In dem Thale dieses Flusses befinden sich auch zahlreiche Kupfergruben; Kupfer findet sich auch anderwärts. Außerordentlich reich ist Neukaledonien aber an Nickel. Die wichtigsten Gruben, deren Erze 15—17

Prozent Reinmetall ergeben, sind in der Umgegend von Huailu, dann bei Yate, Naketi, Tschio, Uaraï u. a. Bei dem letztgenannten Orte sind auch Kohlenlager entdeckt worden; die Qualität des gefundenen Minerals ist aber eine so geringe, daß man bisher auf den Abbau verzichtet hat, und die Erze bisher noch nicht verhüttet, vielmehr in rohem Zustand zu den Schmelzen von Neusüdwales geführt hat.

Fig. 12.



Araukarien auf der Bluffspitze, Lifu.

Die Loyaltyinseln bestehen aus Madreporenkalkstein, welcher durch vulkanische Kräfte zu einigen hundert Fuß Höhe emporgehoben ist. Um die das Innere ausfüllenden dürren und von tiefen Spalten durchschnittenen Hochplateaus zieht sich ein schmaler, nicht unfruchtbarer Landstrich, welcher allein bewohnt ist. Flora und Fauna sind beide gleich der neukaledonischen, nur ärmer; es fehlt zwar der Niauli, aber wir finden auch hier das Sandelholz und die prächtigen Araukarien, die oft auf dürresten Felsen nahe

Fig. 13.



Goldgräber am Diahct.

am Meere üppig gedeihen. Das Klima ist durchaus gesund. Die Gruppe besteht aus der Hauptinsel Lifu und den kleineren Maré und Uea nebst den Beaupréinseln und mißt 2743 Quadratkilometer oder 40,8 Quadratmeilen.

2. Die Ureinwohner.

Die Bewohner Neukaledoniens haben wir ganz ohne Zweifel zu den Melanesiern zu rechnen, unter die sich hier und dort, namentlich an der Ostküste, Polynesier gemischt haben. Die letzteren, zu denen die Häuplinge mehrerer Gegenden gehören, sind leicht genug kenntlich durch ihre hellere Hautfarbe und ihr glattes Haar, während der Neukaledonier kupferbraun ist und das allen Papuanen eigentümliche krause Haar besitzt. Das Äußere dieser Menschen ist nicht ansprechend. Das Gesicht ist bei Männern wie bei Weibern häßlich, bei den letzteren oft in abschreckender Weise, wie denn auch die Formen des weiblichen Geschlechts nach kaum erlangter Altersreife jeglichen Anspruch auf Reiz völlig verlieren. Unter den Männern begegnen uns allerdings oft wohlproportionierte, kräftige, zuweilen wahrhaft herkulische Gestalten, deren wohlausgebildete Gliedmaßen zu jeder, Kraft oder Gewandtheit fordernden Thätigkeit vorzüglich befähigt sind. Ihre physische Tüchtigkeit läßt sich um so besser beurteilen, da sie fast ohne alle Kleidung gehen. Die Männer tragen häufig nur einen dünnen Strick um den Leib, die Weiber in der Regel einen äußerst schmalen Rock aus Rindenfasern, gelb oder schwarz gefärbt, auch wohl mit Muscheln besetzt. Das Haar schneiden die Frauen gewöhnlich kurz ab, die Männer aber lassen es lang wachsen, binden es in einen Schopf, ziehen es durch ein Bambusrohr oder einen Muschelring und umgeben es mit einer oben offenen, cylinderartigen Mütze aus schwarzem Zeug oder Blättern. Das Rotfärben der Haare, wie wir es bei anderen Melanesiern fanden, kommt hier sehr wenig vor; aber Blumen und Blätter, auch lange Federn sind, wie dort, ein beliebter Schmuck. Auch das Durchbohren der Ohrlöcher und ihr tiefes Herabziehen, das

weniger häufige Durchstechen der Nasenscheidewand, die Art des Schmucks um Hals, Arm und Bein ist völlig melanesisch. Selten ist aber die Narbenbildung am Oberkörper und auch die Tattuierung sehen wir nur hier und da und dann am häufigsten bei dem weiblichen Geschlecht. Dagegen liebt man es, den dunklen Ton der Hautfarbe durch Einreibungen mit Fett und Kohle noch zu erhöhen, wenn ein Fest bevorsteht oder zum Kampf gerüstet wird.

Bei beiden Gelegenheiten tritt der Charakter des Volkes am deutlichsten zu Tage. Die Pilu-Pilu sind festliche Versammlungen, zu denen die Mitglieder benachbarter Stämme von nahe und fern zusammenströmen, um ihre Gaben von Yams u. a. zu bringen und Tage und Nächte lang ihre Tänze aufzuführen, bei welchen sich diese leicht erregbaren Menschen in einen wahren Bacchantentaumel versetzen, ohne dazu stimulierender Getränke zu bedürfen, die sie übrigens niemals genießen. Der Kampf ist diesem kräftigen Volk eine nicht mindere Freude; von ihrem Mut und ihrer Tapferkeit haben die Neukaledonier den Franzosen gegenüber nicht selten glänzende Beweise gegeben. Sie benutzen dabei in ausgezeichnet geschickter Weise jede Deckung und verschwinden, nachdem sie den Feind höhnisch herausgefordert haben, schnell hinter dem schützenden Baum, sobald sie den Rauch der abgefeuerten Büchse gewahren, um die Kugel harmlos vorüberpfeifen zu lassen. Jetzt besitzen viele von ihnen ebenfalls Feuergewehre, die sie recht wohl zu gebrauchen verstehen, aber ihre eigenen Waffen sind lange Holzspeere, welche zur Erhöhung der Kraft mit kleinen Stricken geworfen werden, länglich geschnitzte und verzierte Keulen, Schleudern mit ovalen, geglätteten Steinen und Beile, die früher aus Serpentin waren, jetzt aber durch die importierten eisernen ersetzt sind. Bogen und Pfeile besaßen sie ursprünglich nicht, diese Waffen sind in neuerer Zeit eingeführt worden, man verwendet sie aber nicht im Kampf, sondern beim Fischfang. Sonst gebraucht man bei der Fischerei Speere und Netze, selten Angelhaken; man baut ferner Stein-

dämme, über welche die Flut die Fische treibt, die man durch gewisse Pflanzensäfte zu betäuben weiß.

Diese Fische bilden frisch oder geräuchert einen Hauptteil ihrer Nahrung; die Jagd liefert ihnen die beliebten Fledermäuse und Vögel, welche sie äußerst geschickt mit Schlingen fangen, aber man verschmäht auch Ratten, Spinnen, Heuschrecken, Käferlarven sowie Ungeziefer jeder Art keineswegs. Nur für die Häuptlinge reserviert sind aber die Schildkröten. Dasselbe galt auch früher vom Menschenfleisch, das Frauen und Kindern gleichfalls untersagt war, später aber ganz allgemein mit Vorliebe genossen wurde. Man verzehrte regelmäßig die im Kampf Erschlagenen, allein man beschränkte sich nicht darauf. Mancher Europäer fand seinen Tod, weil er die Begierde der Eingeborenen reizte, und es ereignete sich nicht selten, daß ein Häuptling den Tod eines seiner Stammesangehörigen beschloß, weil ihn der Hunger nach Menschenfleisch erfaßte. Erregende Genußmittel kannten die Neukaledonier vor Ankunft der Europäer gar nicht; sie kauen weder Betel wie ihre nördlichen Stammesgenossen, noch bereiten sie den Kawatrank, wie die östlichen Polynesier. Und an dem Feuerwasser, das sonst so schnell den Wilden beherrscht, haben sie nie Geschmack finden können; dafür sind sie aber desto leidenschaftlichere Raucher, seitdem die Kolonisten sie mit dem Tabak bekannt gemacht haben. Es ist immer das erste, wonach sie verlangen, und selbst Kinder mag man schon in den frühesten Jahren mit der kurzen Pfeife im Munde sehen, die der schwere, englische Tabak füllt, denn das leichte, bei uns gerauchte Kraut verschmähen sie voll Verachtung. Eigentümlich ist das Essen einer Art Erde, welche die Frauen in Krankheitsfällen zu sich nehmen; sie essen aber nie mehr als ein Stück von der Größe einer Haselnuß. Diese Erde, eine Art Speckstein, von den Neukaledoniern Payut genannt, hat eine grünliche Färbung, welche wahrscheinlich von der Anwesenheit von Kupfer herrührt. Die Hauptnahrung besteht aber teils in Früchten, teils und vornehmlich in den Produkten der Pflanzungen.

Denn den Landbau haben diese Insulaner von jeher mit überraschender Sorgfalt und großem Geschick betrieben. In dieser Beziehung übertreffen sie alle andern Melanesier weit; sie werden auch von ihren polynesischen Nachbarn schwerlich erreicht. Während man sonst, wie bei anderen wilden Völkern, rücksichtslosen Raubbau betreibt, den Wald niederbrennt, um auf dem geklärten Lande zu pflanzen und zu ernten, bis der Boden erschöpft ist, hat man hier in Gegenden, wo die Natur mit ihren Gaben kargte, bewunderungswürdige Werke aufgeführt, um die fehlende Fruchtbarkeit zu ersetzen und der Erschöpfung vorzubeugen. So wurden Terrassen an den Bergabhängen durch Errichtung von Steinmauern angelegt, fruchtbare Erde ist in Körben auf unfruchtbares Terrain getragen worden und ein kunstvoll angelegtes System von Kanälen bewässerte die so geschaffenen Felder. Muscheln und zersetzte Pflanzenreste dienten dazu, die Äcker zu düngen, welche man mit spitzigen Stäben aufzulockern pflegte. Gebaut werden vornehmlich Yams, Taro, Bataten, Zuckerrohr, Bananen, Brotfruchtbäume, Kokospalmen, Tabak, Melonen ꝛc.

Im Schatten der Fruchtbäume liegen, in der Regel zu kleinen Dörfern vereint, die Hütten, sonderbare Bauten aus Holz und Stroh, die vollkommen riesigen Bienenkörben gleichen. Den an der Spitze herausragenden Mittelpfeiler schmücken in der Regel geschnitzte Götzenbilder oder Schädel. Eine niedrige und schmale Thür führt ins Innere, in welchem stets ein Feuer brennt, um die Moskitos, diese nie rastenden Plagegeister, zu verscheuchen. Um die Hütte herum läuft gewöhnlich ein Zaun. Die Häuser zur Aufnahme von Fremden haben oft inwendig noch ein zweites Stockwerk, die Gemeindehäuser sind von gleicher Konstruktion wie die Wohnhäuser, aber reicher verziert durch geschnitzte Bilder an den Thürpfeilern sowie an den Reihen von Pfosten, welche zum Eingang führen. Drinnen ist wenig zu finden: Matten und hölzerne Kopfkissen zum Schlafen, sowie Steinbeile und Messer aus Muscheln und Quarz, in den früheren Kannibalenzeiten auch besondere Instrumente zum Zerlegen der Leichen.

Fig. 14.



Wohnung eines Häuptlings bei Kanala.

Wenig geschickt gebaut wie die Wohnungen, sind auch ihre Boote, meist Einbäume mit Auslegern; an der Ostküste finden wir aber auch Doppelboote mit einer Platform, Masten und dreieckigen Segeln im Gebrauch, ganz wie wir sie in Polynesien treffen.

Weitere polynesische Anklänge finden wir in ihren politischen Institutionen wie in den Mythen, aus welchen der Kern ihrer religiösen Ansichten schwer heraus zu schälen ist. So wird uns von Diaua erzählt, einer Gottheit, zu welcher sich die Seelen nach dem Tode begeben, um alle Freuden zu genießen, nach denen die Sinne nur verlangen können. Aber die Seelen können das Stehlen nicht lassen, darum werden sie von Diaua getötet und dadurch in Schatten verwandelt. Und nun kehren sie auf die Oberwelt zurück, um dort göttliche Ehre zu genießen. Diese Ehre wird namentlich den abgeschiedenen Häuptlingen zu teil, welche man wohl auch schon bei ihren Lebzeiten als höhere Wesen verehrt. Einen Bilderdienst hatten sie aber wohl nicht, wenigstens haben wir keine bestimmten Beweise dafür, daß die geschnitzten Figuren an den Wohnungen als Götzen betrachtet wurden; wohl aber gewahren wir eine Verehrung von Reliquien: Haaren, Zähnen und anderen Überbleibseln der Toten. Eine stets aufbewahrte Reliquie ist der Schädel eines Gestorbenen, obwohl man die Leichen fast immer und gewöhnlich unter großen Feierlichkeiten bestattet. Mit Muscheln geschmückte Stangen werden am Grabe aufgesteckt, farbige Tücher und andere Gaben dort aufgehängt, während die Überlebenden der Tiefe ihrer Trauer dadurch Ausdruck geben, daß sie sich Brandwunden beibringen, ihr Haar färben, ihre Ohrlöcher aufschlitzen. Der Begräbnisplatz aber ist belegt mit dem Tabu, das auch auf manches andere seine Anwendung findet.

Noch stärker als in den religiösen Anschauungen tritt der polynesische Einfluß hervor in der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung der Neukaledonier. Das Volk zerfällt in eine große Anzahl von Stämmen, deren jeder von einem Häuptling

geführt wird. Mehrere dieser Stämme sind wieder durch ein Schutz- und Trutzbündnis vereinigt. Der Häuptling, im Norden Teama oder Tea, im Süden Akati genannt, genießt göttliche Ehre, man darf ihm nur in gebückter Stellung nahen, doch unterscheidet er sich in seinem Äußeren durch nichts von seinen Stammesgenossen; nur bei hohen Festen führt er als Zeichen seiner Würde ein schön geschmücktes Beil. Mit fast gleicher Ehrfurcht behandelt man den designierten Nachfolger, einen seiner von ihm dazu bestimmten Söhne, oder, ist er kinderlos, seinen Bruder, denn die Thronfolge ist erblich. Unter dem Oberhaupt steht zunächst ein anderer Häuptling, welcher bei Minderjährigkeit des Thronfolgers die Vormundschaft übernimmt, dann kommt eine Art Adel, welchem der gesamte Landbesitz des Stammes zugehört, und auf ihn folgen die besitzlosen Gemeinen, welche bei den Kannibalenfesten die Opfer zu liefern hatten.

In eine mehr melanesische Atmosphäre geraten wir aber, sobald wir uns mit dem Familienleben der Neukaledonier beschäftigen. Das Weib ist auch hier das geplagte Arbeitstier am Wohnorte, das Lasttier auf Reisen. Polygamie ist erlaubt und ist namentlich bei den Vornehmen Sitte, aber eine Gemeine kann nicht vollberechtigte Gattin eines Vornehmen werden, eine Vornehme steigt zu den Gemeinen herab, wenn sie einen aus deren Stande heiratet. Wenn aber Vielweiberei erlaubt ist, so ist sie selten möglich. Garnier fand, daß in dem Stamm von Balade fast alle der wenigen Neugeborenen Knaben waren, er sah fast gar keine jungen Mädchen und die jungen Männer zogen daher einem lebenslänglichen erzwungenen Cölibat die Auswanderung zu anderen Stämmen vor, obwohl sie an ihrer Geburtsstätte mit großer Liebe hingen. Auf Uen waren nach dem Pater Chapuis die seltenen Ehen fast immer unfruchtbar, dabei die Sterblichkeit ungemein groß. Und eine solche Mortalität zeigt sich auch sonst, wo die Europäer sich niedergelassen haben. Der Stamm von Poebo an der Nordostküste zählte 1856 noch 1500 Seelen; als der schon erwähnte Garnier 1864 diese Gegend besuchte,

rechnete man nur noch 7—800 heraus. Ebenso steht es mit dem schon genannten Stamm von Balade und bei Numea sieht man nur noch die Spuren der früheren Bewohner in den Resten der ehemals dort bestehenden ausgedehnten Kulturen. Allerdings leiden die Eingeborenen vielfach an Krankheiten: Lungenleiden, Elephantiasis, Ausschlag, Syphilis; die Masern haben oft große Verheerungen angerichtet. Aber auch wo solche Krankheiten nicht aufgetreten sind, hat sich derselbe Vorgang vollzogen, den wir überall wiederkehren sehen, wo der Weiße mit dem Farbigen in Kontakt kommt. Wie groß der Rückgang in der Zahl der Ureinwohner gewesen ist, läßt sich gar nicht berechnen, da man von den Stämmen im Innern noch äußerst wenig weiß. Die an den Küsten lebenden Stämme wurden für 1877 auf 21 555 angegeben; nach der Analogie der oben aufgeführten Beispiele würden wir mindestens das Doppelte für eine frühere Bevölkerung annehmen dürfen. Immer noch ist eine solche Zahl außerordentlich klein für ein so großes und doch auch meist so fruchtbares Gebiet, eine um so mehr auffallende Erscheinung, als die so unfruchtbaren Loyaltyinseln verhältnismäßig weit stärker bewohnt sind.

Die Loyaltygruppe, deren Areal etwas mehr als ein Sechstel des neukaledonischen ausmacht, zählte nach dem Census von 1877 auf den Inseln Lifu und Maré und der Gruppe Uea 13 174 Bewohner, wovon 13 111 Eingeborne waren. Diese Eingebornen müssen wir noch immer zu den Melanesiern rechnen, aber das polynesische Blut zeigt sich schon sehr deutlich. Sie sind größer, schöner und weniger dunkel. In ihrem Charakter aber und auch nach ihren Sprachen, die Gabelentz untersuchte, sind sie ganz melanesisch. Allerdings sprechen die Bewohner des nördlichen Uea, ohne Zweifel Einwanderer von Osten her, einen polynesischen Dialekt. Was ihre Nahrung, wozu auch die Vorliebe für Menschenfleisch gehört, ihre Kleidung und Körperausschmückung, den Bau ihrer Hütten und Boote anbetrifft, so gilt von ihnen alles das, was über die Neukaledonier gesagt ist. Auch

ihre religiösen und politischen Ansichten stehen denen jener sehr nahe; nur läßt sich hier der Kultus von Götzenbildern aus Stein mit Bestimmtheit nachweisen. Auch in manchen Kundgebungen ihrer geistigen Befähigung und Regsamkeit finden wir vielfach Verwandtes. So namentlich in den staunenswerten Leistungen ihrer Schnitzarbeiten, in der Sitte, hervorragende Ereignisse durch eingeschnittene und schwarzgefärbte Figuren auf Bambusrohr zu fixiren. Das Jahr teilen sie in 12 Monate und den Monat in 4 Wochen nach den Phasen des Mondes und sie besitzen in gewissen Muscheln eine Art von Geld. Die polynesische Blutmischung zeigt sich am deutlichsten in der größeren Achtung, welche man den Frauen zollte. Übrigens herrschte hier die Polygamie im ausgedehntesten Maße, sogar Gemeine hatten 3—4, die Häuptlinge aber oft 20—40 Frauen. Die Frauen dieser Gruppe sind weit besser aussehend als die neukaledonischen und der Verkehr mit Neukaledonien, namentlich die Erlaubnis, Schiffe am holzreichen neukaledonischen Ufer zu bauen, ist gerade durch schöne Mädchen erworben worden, welche man den Häuptlingen zuführte. Nach Neukaledonien sind auch öfters Insulaner dieser Gruppe ausgewandert, weil die dürftige Natur ihrer Heimat ihnen keine Existenzmittel bot. Aber diese Armut ist es auch gerade gewesen, welche die Loyalty-Insulaner zu fleißigeren und thätigeren Menschen gemacht hat als ihre Nachbarn. In Berührung mit Europäern brachte sie zuerst die Existenz von Sandelholz, das selbst auf dem dürren Kalkboden der Insel gut gedeiht. Die Übergriffe, welche sich die Händler sehr häufig erlaubten, führten aber schnell zu den traurigsten Konsequenzen, so daß die Inselgruppe lange Zeit in dem übelsten Ruf stand. Das Sandelholz ist indes auch hier, wie sonst in Melanesien, seit geraumer Zeit völlig erschöpft und der Charakter der Eingeborenen ist unter dem Einfluß der Mission ein anderer, milderer geworden.

Fig. 15.



Ansicht von Numea von der Insel Nu.

3. Die Kolonisten.

Die ersten Ansiedelungen auf neukaledonischem Boden wurden durch englische Händler und durch Missionäre begründet. Was die letzteren geleistet haben, ist schon oben gezeigt worden. Die Händler lockte namentlich die Entdeckung von Sandelholz, welches sich früher hier, wie in Lifu, in bedeutenden Quantitäten vorfand. So ließen sich an der Küste hier und dort einzelne Engländer nieder und ohne Zweifel hätte Neukaledonien dasselbe Schicksal gehabt wie die Vitigruppe, wenn die französische Regierung nicht Besitz von der Insel ergriffen hätte. Französische Missionäre, welche hier schon seit längerer Zeit arbeiteten, hatten sich nach Paris gewandt, um die Blicke Louis Napoleons auf dieses Gebiet zu lenken, dessen Erwerbung um so wünschenswerter erschien, je weniger man eine Ausbreitung der in Australien mit beneidenswertem Erfolge arbeitenden britischen Kolonisation über die Inseln Oceaniens wünschte. So erklärte denn der Admiral Despointes im September 1853, ohne die Einwohner auch nur zu befragen, daß fortan Neukaledonien französischer Besitz sei, und errichtete als deutliches Zeichen französischer Souveränität in Balad an der nordöstlichsten Küste einen militärischen Posten.

Schon im nächsten Jahre aber wurde das Hauptquartier an einen, dem vorigen diametral entgegengesetzten Punkt verlegt. Man nannte den Platz zuerst Port de France, aber da dieser Name Anlaß zu Verwechselungen mit dem gleichfalls französischen Fort de France in Martinique gab, so taufte man die neue Gründung nach der Bezeichnung, welche die Eingebornen der umliegenden Gegend gaben, und nannte sie Numea.

Sieht man diese Wahl vom Standpunkt des Strategen an, der sich gegen plötzliche Überfälle sichern will, so erscheint sie als eine sehr gute. Noch besser wäre dann freilich die Insel Nu gewesen, wo der englische Kapitän Paddon schon seit langer Zeit eine Niederlassung gegründet hatte. Diese Insel schließt die Große Reede im Süden ein, die im Norden von einer ebenso

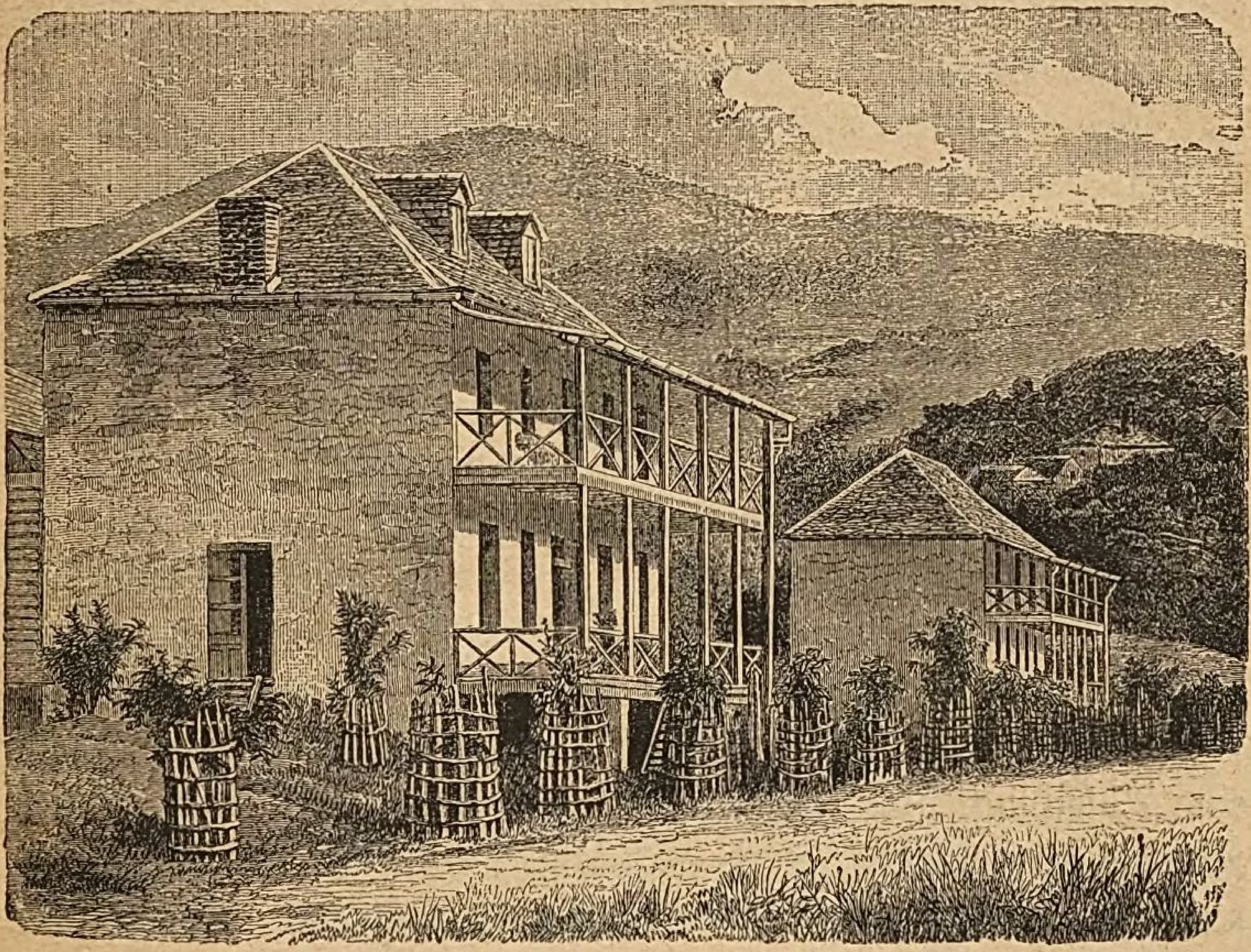
weit ins Meer hinausreichenden Halbinsel begrenzt wird; zwischen der Insel und dem Festlande liegt der Hafen Port de France. Sowohl die Reede als der Hafen haben guten Ankergrund und sind wohlgeschützt. Die Bedingungen für die Anlage eines Forts waren somit gegeben, völlig ungeeignet aber war die wasserlose und unfruchtbare Gegend für die Entwickelung einer Stadt.

Trotzdem hat sich Numea, namentlich in der letzten Zeit sehr bedeutend vergrößert. Es bedeckt jetzt 200 Hektar und zählt gegen 8000 Einwohner. Die Straßen sind gut angelegt und in der Architektur der Häuser beginnt der Stein mehr und mehr das Holz zu ersetzen. Eine Wasserleitung führt das nötige Element von dem 10 Kilometer entfernten Pont des Français zu. Numea ist jetzt der Mittelpunkt eines wachsenden Verkehrs mit Australien und Frankreich. Alle 4 Wochen geht 24 Stunden nach Ankunft der europäischen Post ein Dampfer von Sydney ab und kommt hier nach einer Fahrt von 5—6 Tagen an. Nach einwöchentlichem Aufenthalt kehrt dieser Dampfer wieder nach Sydney zurück. In neuester Zeit sind auch die Fahrten der Dampfergesellschaft Messageries maritimes von Mauritius über Melbourne und Sydney bis hierher ausgedehnt worden. Telegraphisch ist die Stadt mit allen Centren des Ackerbaus und des Bergbaus verbunden. Zwei Straßen gehen von Numea nord- und südwärts der Küste folgend, und werden in späterer Zeit wohl einmal den Kreis um die Insel schließen. Das Leben ist in Numea ziemlich teuer, da man für Rind-, Hammel-, Schwein- und Kalbfleisch noch stark von den Einfuhren abhängig ist.

Numea gegenüber und durch eine Meeresstraße von ihm getrennt liegt die Insel Nu, auf welcher sich das Depot der zu Zwangsarbeit Verurteilten befindet, von denen sich 1878 hier und auf den Zweigstationen von Buraï, Uaraï und Kanala zusammen 6080 befanden. Auf dem südlich und dem Paß von Bulari gegenüber gelegenen Inselchen Amide ist ein Leuchtturm errichtet, dessen Licht 21 Seemeilen weit erkennbar ist.

Der zweite Platz der Insel ist Kanala, früher Napoleonville, an der östlichen Küste und am Südende der gleichnamigen Bai, welche, sich tief ins Land hineinstreckend, in zahlreichen Buchten guten Ankergrund und vortrefflichen Schutz gewährt. Die Ufer sind fruchtbar und schön bewaldet, ein wasserreicher Fluß ergießt sich in die Bai, nachdem er die prächtige Landschaft bewässert

Fig. 16.



Straße von Kanala.

hat, in welcher sich zahlreiche Pflanzer bereits niedergelassen haben, um Kaffee, Reis, Tabak u. a. zu bauen und Viehzucht zu treiben. Von hier führt eine Straße nach Uaraï am Westufer. Nördlich von dem letzteren sehen wir an dem Newaflusse Buraï, die wichtigste der Pönalstationen. Hier befindet sich auch eine ansehnliche Anzahl von Freigelassenen, die Ackerbau treiben. Wegen ihrer sehr ergiebigen Nickelwerke sind Naketi an der Ost-

küste, südlich von Kanala, und Huailu, nördlich von demselben wichtig. Sonst haben sich Ansiedler noch in der Nähe von Militärposten niedergelassen, welche hier und dort an der Küste angelegt sind, und bei den Missionsstationen, die sich bei St. Louis, Conception, Yate, Naketi, Tschio, Huagap, Hienguen, Pueblo, Balad, Banda, Arama, auf der Insel Belep, bei Paita und auf Konië befinden. Die katholischen Missionäre sind somit im Besitz außerordentlich wertvoller Ländereien, welche sie eifrig kultivieren, die auch bedeutende Metallschätze einschließen. In Paita haben die Priester eine Zuckerfabrik im Betrieb.

Bis 1860 stand Neukaledonien unter dem Gouverneur von Tahiti; in diesem Jahre wurde es aber zu einer selbständigen Kolonie erklärt. Die benachbarte Loyaltygruppe war gleich von vornherein als eine Dependenz von Neukaledonien angesehen worden, allein man hatte sich französischerseits darauf beschränkt, den Häuptlingen dann und wann Geschenke zu senden. Diese wurden immer gern angenommen. Als aber teils durch die hier konkurrierenden protestantischen und katholischen Missionare, teils infolge der Zwistigkeiten der sich stets befehdenden politischen Parteien ernstliche Unruhen unter der Bevölkerung ausbrachen, ergriff der damalige französische Gouverneur die Gelegenheit, um faktischen Besitz von der Gruppe zu ergreifen. So wurde denn eine Abteilung von 25 Soldaten nach Lifu geschickt und diese pflanzte an der Widebai am 2. Mai 1864 die französische Flagge auf. Um die Einwohner zur Anerkennung der französischen Herrschaft zu zwingen, gegen welche sie sich in mehrfachen Aufständen vergebens auflehnten, errichtete man hier einen militärischen Posten, der 1870 indes wieder aufgehoben wurde. Dieselben Vorgänge wiederholten sich auf Uea und Nengone, bis endlich der Widerstand der freiheitliebenden Bewohner gebrochen war.

Nicht so leicht wurde den Franzosen die Unterwerfung von Neukaledonien gemacht. Immer und immer haben die ihre Freiheit hoch haltenden Eingebornen das verhaßte Joch abzuschütteln gesucht und wiederholt Angriffe auf die befestigten Posten in

Pueblo, Wagap, Gatoo und Konië gemacht, häufig nicht ohne Erfolg. Größere Ansiedelungen von Europäern sind bisher nur an der Südwestküste, von dem Port St. Vincent bis in die Nähe des Südendes angelegt worden. Daß gerade dieser ärmste Teil der Insel so bevorzugt ist, läßt sich nur aus der unglücklichen Lage der Hauptstadt erklären, welche durch eine starke Besatzung den Ansiedlern größere Sicherheit zu gewähren imstande ist.

Ein Teil der Eingebornen schloß sich sehr bald den Franzosen an. Bei den fortwährenden Kriegen der Stämme untereinander ist das nicht wunderbar. Ein jeder Bundesgenosse war den um die Suprematie ringenden oder Rache suchenden Häuptlingen willkommen und die Flinten der „Wiwis", wie man die Eindringlinge nach der oft gehörten Antwort nannte, waren sicher, den Sieg zu bringen. Der Bruder verriet den Bruder und verstümmelte in satanischer Freude den entseelten Körper, wenn er hoffen durfte, durch solchen Verrat zur begehrten Macht zu gelangen. Die Franzosen belohnten derartige Dienste nach ihrer Weise. Freilich wohl werden die mit goldenen Medaillen geschmückten Häuptlinge zu spät erkannt haben, daß die eifrigsten Arbeiten im Dienste ihrer neuen Herren und der schwärzeste Verrat an ihren Stammesgenossen sie nicht vor dem Freunde wie Feinde gleich treffenden Schicksal schützen kann. Ihre Ländereien wurden ebensowohl an den Europäer verliehen, wenn er sie verlangte, als die Besitzungen ihrer Rivalen, zu deren Sturz sie so kräftig beigetragen hatten.

Der letzte Aufstand brach 1878 aus; wie eine nachträglich eingeleitete Untersuchung ergab, nicht ohne Verschulden der Regierungsbeamten, welche die Eingebornen förmlich provoziert hatten. Und zwar war es diesmal ein Aufstand im großen Maßstabe, zu dem sich nicht weniger als 3000 Eingeborne vereinigt hatten, eine furchtbare Streitmacht gegen nur 1150 französische Soldaten, von denen die Hälfte teils zur Bewachung der zahlreichen Deportierten gebraucht wurde, teils über die einzelnen

Posten verstreut war. Die französische Regierung sandte indessen sofort Verstärkungen von Saigon und von Frankreich ab, sodaß der Gouverneur von Neukaledonien sehr bald über eine Macht von 4000 Soldaten verfügen konnte. Dazu kamen noch einige Stämme der Eingebornen, welche der Regierung treu geblieben waren. Inzwischen hatten die Aufständischen gegen die Europäer und ihre Bundesgenossen blutige Exzesse verübt. Nach Ankunft der Verstärkungen nahm der Gouverneur indes die Offensive schnell auf und schon 1879 war der Aufstand völlig niedergeschlagen und die furchtbar dezimierten Empörer wurden auf das kleine, am Südostende der Hauptinsel liegende Konië deportiert. Seitdem ist die Ruhe nicht wieder gestört worden.

Es sind nun 29 Jahre verflossen, seitdem Frankreich diese Inselgruppe zu kolonisieren begann, aber wie wenig ist in dieser Zeit erreicht worden! Und doch eignet sich das Land in dem westlichen Teil für Viehzucht vortrefflich und die eingeführten Kulturen: Baumwolle, Reis, Mais, Kaffee, Kakao, Maniok, Vanille, Tabak u. a. haben einen sehr günstigen Boden gefunden. Man hat fünf Zuckerfabriken errichtet und vermag schon manches zu exportieren wie Mais, Kaffee, Baumwolle, Kokosfaser. Dazu kommen die Produkte des Bergbaus: Kupfer- und Nickelerz, Gold und Goldquarz nebst Antimon und Kobalt. Daß Guano auf den Huoninseln und der Chesterfield-Gruppe ausgebeutet wird, ist bereits erwähnt worden. Trepang und Yams sind hier wie auf der Lifugruppe schätzenswerte Ausfuhrprodukte. Und dennoch war bis in die jüngste Zeit die Handelsbilanz eine äußerst ungünstige, da selbst Schlachtvieh und andere Lebensmittel immer noch in großem Maße eingeführt werden mußten. Indessen mag es in den letzten Jahren besser geworden sein; 1879 erreichte ohne Edelmetalle die Einfuhr 788 000, die Ausfuhr 1 471 200 Mark. Es liefen in die Häfen der Insel, unter denen Numea der einzige bedeutende ist, ein: 101 Schiffe von 29 582 Tonnen, aus: 94 Fahrzeuge von 28 859 Tonnen, kaum ein Drittel davon französische. An 22 Orten sind Postämter errichtet, in welchen 1879

befördert wurden 184 841 Briefe und Postkarten nebst 21 781 Stück Drucksachen und Warenproben. Es ist nicht zu verwundern, daß die Ausgaben des Postdienstes, welche die Subvention für die australischen Dampfer einschließen, die Einnahmen weit überragen, die ersteren betrugen in dem genannten Jahre 320 542, die letzteren 23 405 Mark.

Die Bevölkerung setzte sich nach der letzten Aufnahme von 1876 zusammen aus 2983 europäischen Civilpersonen, 3032 Soldaten, Beamten ꝛc. mit Familien, zusammen also 6015 freien Weißen, ferner 2983 Deportierten, 6080 Transportierten, 735 Frauen und Kindern dieser beiden und 1532 Freigelassenen und Verbannten, sodaß die gesamte europäische Bevölkerung sich auf 17 345 Seelen belief. Rechnet man hierzu die 35 301 Eingebornen, die 1909 Einwanderer von anderen Inseln des Stillen Ozeans und die 313 Asiaten und Afrikaner, so erhält man eine Gesamtbevölkerung von 41 694 Seelen.

Die 2982 europäischen Civilpersonen sind zum sehr großen Teil aus dem australischen Kontinent eingewandert, daher herrscht denn auch die englische Sprache in Neukaledonien vor, sodaß die Eingeborenen leichter und lieber englisch sprechen als französisch. Die Deportation datiert von 1871; es waren die Exzesse der Kommune in Paris, welche nach ihrer Niederwerfung zu einer Verbannung von mehreren Tausenden führten. Man unterschied zwei Klassen. Die eine mit schwerem Strafmaß wurde innerhalb eines bestimmten Rayons auf der Halbinsel Ducos gegenüber der Insel Nu cerniert, die andere, weit größere, befand sich auf der Insel Konië. Die ersteren beschäftigten sich mit allerlei gewerblichen Arbeiten, die zweiten, welche in von ihnen selbst erbauten, oft sehr leicht konstruierten Hütten wohnten, betrieben meist Ackerbau und Geflügelzucht. Diesen letzteren war es bei andauernder guter Führung gestattet, die Insel zu verlassen und die Hauptinsel zum Wohnort zu wählen. Die Zahl der hierher Deportierten, welche 1877 über 3900 betrug, ist jetzt bis auf wenige zusammengeschmolzen. Mac Mahon und Grévy gestatteten durch

wiederholte Gnadenakte einer sehr großen Anzahl die Rückkehr nach Frankreich und das Amnestiegesetz vom 10. Juli 1880 gab schließlich allen Kommunarden, nur 17 ausgenommen, die Freiheit.

Die ersten Transportierten wurden schon 1864 hierher gebracht. Das gesunde Kaledonien sollte das wegen seines mörderischen Klimas verrufene Guiana ersetzen. Bis Ende 1877 wurden 9704 Verbrecher herüber gebracht. Die erste Verbrecherstation legte man auf Nu an, das noch jetzt Hauptquartier ist. Von da sind die Zweigstationen in Bouraï, Uaraï, Kanala und das kleine Etablissement an der Bai von Prony ausgegangen. Landwirtschaft ist die Hauptbeschäftigung der Sträflinge, welche unter gewissen Bedingungen freie Ansiedler werden können. Die Regierung hat namentlich zu Uaraï große Versuchsgärten angelegt und ist überall bemüht, geeignete Kulturen einzuführen. Die Transportierten werden außerdem bei öffentlichen Arbeiten verwandt. So haben sie die Wasserleitung der Hauptstadt, die verschiedenen Sektionen des Telegraphennetzes, Wege, Brücken und andere Bauten hergestellt.

Polynesien.

I. Teil.

Ausdehnung und allgemeiner Charakter.

Bei der Begrenzung des Gebietes sind ethnographische Gesichtspunkte nicht als maßgebend betrachtet worden. Sonst müßten die papuanischen Viti-Inseln aus diesem Kreise geschieden werden und die neuseeländische Gruppe wäre heranzuziehen. Eine solche einseitige Anordnung würde indes der Landesnatur wenig entsprechen. Wir rechnen vielmehr die Tucopiagruppe als die westlichste des polynesischen Gebietes, das in der Osterinsel und dem Felseneiland Sala y Gomez seine östlichen Vorposten ausschickt, während der Hawaii-Archipel die äußerste Ausdehnung nach Norden bezeichnet, am weitesten südlich aber die nackte Felsengruppe von Morotiri reicht, welche die Engländer nach ihrem Entdecker Baßrocks genannt haben. Danach setzt sich Polynesien aus fünfzehn Archipelen zusammen, denen sich noch einige kleinere Inseln anschließen. Diese Archipele sind außer den genannten Tucopia und Viti die von Tonga, Samoa, Ellice, Union, die Phönix-, Manihiki und Fanning-Inseln, die Cook- oder Hervey-Inseln, die Tubuai- und die Gesellschaftsinseln, die Tuamotu- oder Niedrigen Inseln und die Markesas, endlich Hawaii. Das Gesamtareal dieses Polynesiens berechnet sich nach Behm und Wagner auf 47 666 Quadratkilometer oder 866,7 Quadratmeilen, ein erheblich größeres Gebiet als das der preußischen Provinz Schlesien und ein mehr als doppelt so umfangreiches als die österreichischen Länder Steiermark oder Mähren. Dabei werden diese oft in unvergleichlicher Schönheit und Fruchtbarkeit prangenden Inseln inmitten eines fast überreichen Meeres nur von wenig über

300 000 Menschen bewohnt. Welche Aussicht bietet sich also den übervölkerten Reichen anderer Erdteile!

Freilich sind nicht alle Inseln für die Ernährung einer zahlreichen Bevölkerung geeignet. Auf den niedrigen Laguneninseln treten infolge großer Dürre und daraus entspringenden Mißwachses wiederkehrende Notstände ein, welche nicht selten einen großen Teil der Bevölkerung dahinraffen. So starben auf einer der südlichen Inseln des Gilbertarchipels in wenigen Monaten an 200 Menschen, etwa die Hälfte der Bewohner. Auf den Nachbarinseln war es nicht viel besser. Auch zu den besten Zeiten leben die Einwohner dort höchst ärmlich, weshalb sie fast immer schnell bereit sind, ihre Heimat zu verlassen und sich als Arbeiter auf den Pflanzungen zu verdingen.

Aber auch jene, uns in den üppigsten Farben geschilderten, in dem vollen Reichtum einer tropischen Vegetation prangenden Inseln, deren vulkanischer Boden eine unversiegbare Zeugungskraft zu bergen scheint, müssen sich mancherlei Abzüge gefallen lassen, prüfen wir sie auf ihre Kulturfähigkeit und Bewohnbarkeit. Zuweilen gewähren nur knappe Ränder in der Nähe des Meeres und schnell sich verengende Schmaltäler dem Menschen einen Wohnplatz, während das Innere der steil emporstrebenden Inseln ein Gewirr von scharfen Graten, steilen Kuppen und Spitzen, den Resten und Rändern erloschener Krater erfüllt. Oder es breiten sich, wo die vulkanischen Kräfte, wie in Hawaii, noch nicht erloschen sind, von den Ausbruchskegeln bis zum Meer ungeheure verbrannte und von tiefen, schauerlichen Spalten zerrissene Flächen. Überzieht dann die Zeit auch diese starren Lavawüsten allmählich mit grüner Decke, so fällt wohl ein anderer fruchtbarer Teil den Verheerungen des unterirdischen Feuers zum Opfer.

Und obschon keine dieser Inseln von großem Umfange ist und die von der großen Wasserfläche ringsum wehenden Winde leichten Zutritt zu allen ihren Teilen haben, so finden wir doch auch hier manchen Strich, welcher des befruchtenden Regens zu häufig entbehrt. Darum legten die betriebsamen Hawaiier schon

in früher Zeit das bewunderungswürdige Bewässerungssystem an, welches den verbrannten Ebenen Honolulus die befruchtende Feuchtigkeit zuführen sollte.

In seiner Pflanzenwelt beruht der Reichtum Polynesiens. Nirgendwo sonst auf der Erde gewahren wir eine dürftigere Fauna und das Mineralreich scheint des Wertvollen äußerst wenig zu bieten. Wenn man Spuren von Metallen auf den Markesas entdeckte, so steht dies vereinzelt da, sonst sind dergleichen Funde nirgends gemacht worden. Dafür bietet die See in allen ihren Teilen mannigfache Schätze, die schon jetzt den Handel kräftig beleben und bei rationellem Betrieb denselben dauernd zu stützen imstande sind.

Die Korallentierchen und ihre Bauten.

Die Korallen der Südsee gehören nicht etwa zu den uns vielfach in Schmucksachen bekannten, nur im Mittelmeer vorkommenden, wertvollen roten Edelkorallen. Einen Handelswert haben die Korallen dieser Gegend nur als passende Objekte für naturhistorische Sammlungen oder als Kuriositäten, namentlich einige von besonders schönen Formen. Von rötlicher Färbung sind hier nur die Orgelkorallen (Tubipora), schlanke mit einander verbundene Röhren, welche wie Orgelpfeifen neben einander stehen. Die übrigen Arten, unter denen Madrepora eine der wichtigsten und am häufigsten genannten ist, sind meist grau oder weißlich. Alle bestehen aus einer Menge zu festem Gerüst vereinigter Kalkkörperchen. Da sie ein den Pflanzen ähnliches Wachstum haben, so ahmen sie fast alle Formen der Vegetation nach. Wir sehen unter ihnen sowohl Flechten und Moose als auch Sträucher und acht Fuß hohe Bäume, zierliche Vasen und symmetrische Domkugeln, welche zuweilen einen Durchmesser von zwanzig Fuß erreichen. Die kalkige Masse ist das Skelett des zarten Polypen, welcher das Material zum Bau seiner Behau-

sung aus dem Meereswasser zog. Daher existieren Korallen niemals in der Nähe der Mündungen von Flüssen, welche das Meereswasser für solche Bauten vollkommen untauglich machen. Auch einer bestimmten Wärme bedürfen diese Korallentiere; sie bewohnen nur solche Meere, deren Temperatur nie unter 12° 8 Réaumur fällt, am thätigsten zeigen sie sich in der heißen Zone. Und auch nur die oberen Schichten des Meeres gewähren ihnen hinreichende Existenzbedingungen. Wie Quoy und Gaimard, Ehrenberg, Darwin und andere nachgewiesen haben, beträgt die Tiefe, bis zu welcher riffbildende Korallentierchen: Asträen, Poriten, Milleporen u. a. leben können, höchstens 20 bis 30 Faden.

Auf diese Eigenschaft der Polypen ist Darwins geistvolle Hypothese begründet, wonach das Entstehen der aus ungeheuren Meerestiefen emporsteigenden Riffe durch das allmähliche Sinken der Inseln, welche sie umziehen, erklärt wird. Quoy und Gaimard, die Begleiter Freycinets auf dessen Umseglung der Erde, hatten gemeint, daß die Korallenbauten auf den Rücken submariner Gebirgszüge oder den kreisförmigen Rändern unterseeischer Krater errichtet seien. Wir kennen aber keinen Krater, welcher eine solche Größe besäße wie beispielsweise die Atolls im Radackarchipel, von denen eines 80 Kilometer lang und 30 Kilometer breit ist. Chamisso, welcher mit Kotzebue den stillen Ocean durchsegelte, erklärte die Bildung großer, lagunenartiger Räume, aus deren centralem Teile dann wieder kleine Atolls emportauchen, aus dem viel kräftigeren Wachstum derjenigen Polypen, welche dem offenen Meere ausgesetzt sind. Diese später bei Seite geschobene Ansicht ist in neuester Zeit wiederum zur Geltung gelangt. Dagegen beruht die gleichfalls aufgestellte Theorie, nach welcher die Korallentierchen ihre Kreise instinktiv bauen, um sich an den nach Innen gelegenen Teilen Schutz zu verschaffen, auf einer völligen Unkenntnis der Natur dieser Geschöpfe.

In viel befriedigenderer Weise löste Darwin diese geologischen

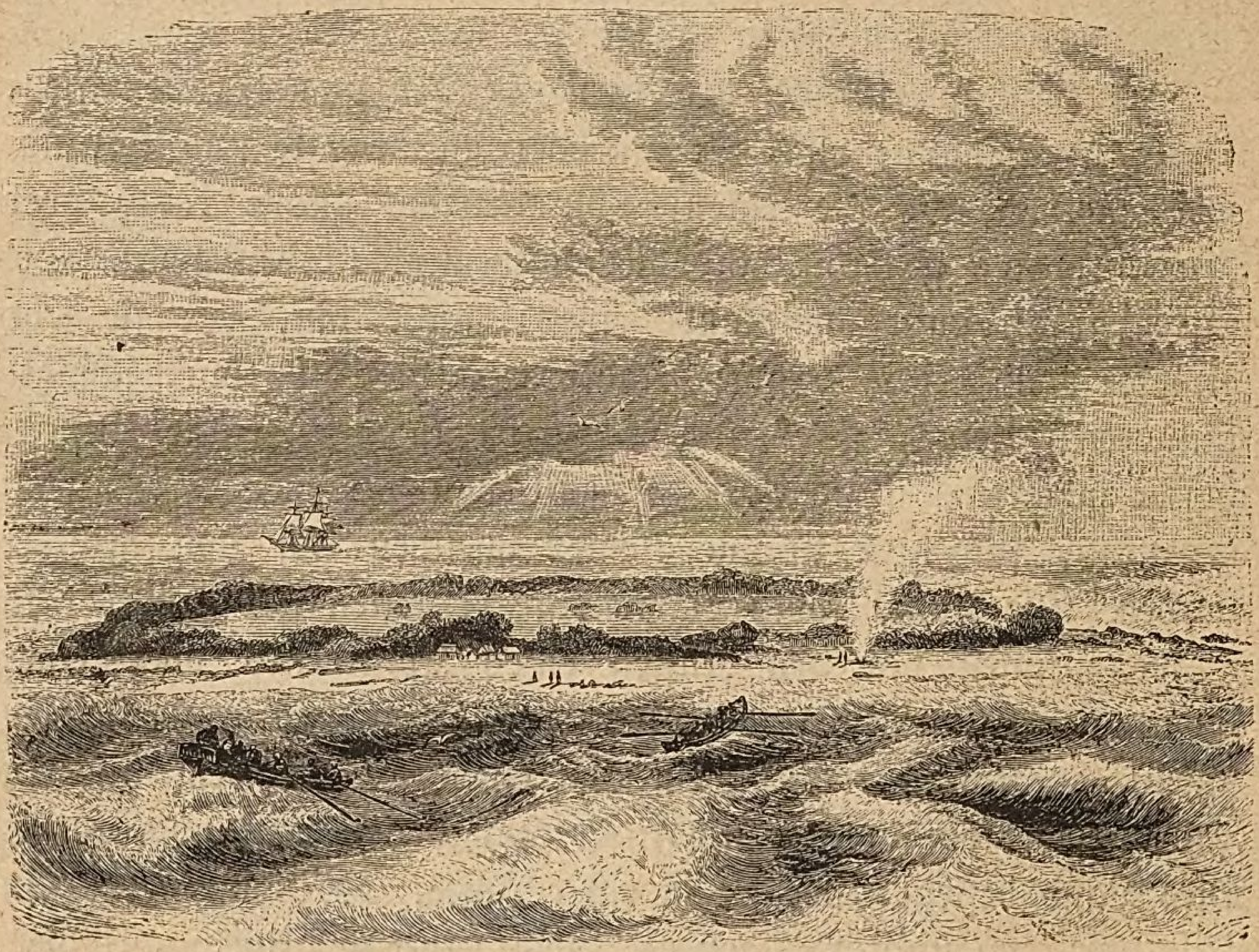
Rätsel. In seiner „Reise eines Naturforschers um die Welt“, das Resultat seiner Beobachtungen bei der Expedition Fitzroys, trat er mit ganz neuen und überraschenden Gedanken vor die Öffentlichkeit. Nach ihm waren es die Oscillationen des Meeresbodens, das periodische Steigen und Sinken desselben, wodurch die Bildung der Riffe ermöglicht und bedingt wurde. Wir werden sehen, daß Darwins sofort mit einer gewissen Begeisterung acceptierte Ansicht sich durch jüngste Untersuchungen einige Berichtigungen gefallen lassen mußte.

Darwin unterscheidet drei große Klassen von Korallenriffen: Atolls oder Lagunenriffe, Kanal- oder Barrenriffe und Strand- oder Saumriffe. Die letzten, von Darwin shore reefs oder fringing reefs genannt, sind die am wenigsten bedeutenden. Sie erstrecken sich dicht am Rande eines Landes hin, das sie sehr wirksam vom Meere trennen, indem nur hier und dort schmale Einfahrten kleinen Kähnen den Zutritt in das seichte Küstenwasser gestatten. Das Riff ist meist von geringer Breite und demzufolge sind nur wenige kleine Inselchen auf ihm gebildet worden. Die Kanal- oder Barrenriffe erstrecken sich entweder in geraden Linien vor den Küsten eines Kontinents oder einer großen Insel (barrier reefs), oder sie umgeben ringförmig kleinere Inseln (encircling reefs). In dem einen wie in dem anderen Falle scheidet ein breiter und tiefer Kanal das Riff vom Lande. Dies Land besteht zuweilen in einer Insel; es kommt aber ein Fall vor, wo nicht weniger als zwölf einzelne Inseln auf diese Weise umschlossen sind. Das umschließende Riff zieht in einer Entfernung vom Lande hin, die, wie im Archipel der Gesellschaftsinseln, oft nur eine Meile, bei der Insel Ruk im Karolinenarchipel aber 14 und 20 Meilen beträgt. Nach innen fällt das Riff entweder allmählich in den Lagunenkanal ab oder es stürzt jäh zu großen Tiefen, beispielsweise bei Wanikoro zu 56 Faden, nach außen aber hebt es sich immer steil ganz plötzlich aus den größten Tiefen vom Meeresboden. „Was kann wohl merkwürdiger sein als diese Gebilde? Wir sehen eine Insel, welche

mit einem auf dem Gipfel eines hohen untermeerischen Berges errichteten Schlosse verglichen werden kann, beschützt von einer großen Mauer von Korallengestein, hier und da von schmalen Pforten durchbrochen, durch welche die größten Fahrzeuge in den breiten und tiefen Graben einfahren können."

Denkt man sich aus den Kanalriffen das innen liegende

Fig. 17.



Die Insel Whitsunday im Tuamotu-Archipel.

Land weg, so hat man ein Atoll, mit welchem indischen Namen man jetzt allgemein die Korallenbänke bezeichnet, welche kein grünes Eiland einschließen, die vielmehr nur einen ebenen Wasserspiegel, einen Centralsee, umgeben. Das Korallenmeer ist reich an denselben, ebenso die Tuamotu- und die Marshallgruppe, welche ja zum größten Teile aus solchen Bildungen bestehen.

Die Korallentierchen gedeihen nur im Meereswasser; nie vermögen sie über die Höhe des tiefsten Niedrigwassers hinauszugelangen. So liegt die Oberfläche eines Riffes oft auf weite Strecken hin so tief unter dem Meeresspiegel, daß Schiffe darüber hin in das eingeschlossene Becken segeln können, das immer noch durch einen starken Wall von dem tiefen Ocean geschieden ist. Eine Erhebung des Riffes über den Meeresspiegel kann durch das Aufsteigen des Meeresbodens erfolgen, aber auch die Macht der Brandung, welche sich an den starren Wällen unter dem Einfluß der Passate oft mit einer andauernden Wut bricht, wie sie die Meere unserer gemäßigten Zone gar nicht kennen, vermag eine solche Erhöhung zu bewirken. Die anstürmenden Wellen reißen aus den Flanken des Riffs große Blöcke und werfen sie über die Oberfläche. Kleinere Trümmer, die Gehäuse der zahlreichen Schaltiere, füllen die Zwischenräume aus, ein Boden bildet sich, der durch die fortgesetzte Thätigkeit der Wogen fortwährend steigt, während die Strahlen der glühenden Tropensonne das Ihrige thun, um die großen Blöcke in kleinere Fragmente zu spalten. Die Strömungen des Meeres führen Samenkörner und Früchte herbei, denen es möglich wird, in dem entstandenen Boden zu sprießen und den glitzernden Korallengries mit frischem Grün zu überziehen. Die Flut wälzt Stämme daher und lagert sie an den Rändern ab, zerfallend schaffen sie neuen fruchtbaren Boden; sie bringen auch in ihren Zweigen, ihrer Rinde kleine Tiere: Eidechsen und Insekten herbei, Seevögel lassen sich nieder, verschlagene Landvögel finden einen Zufluchtsort und wechselseitig helfend und fördernd gedeiht Pflanzen- und Tierleben. Ein Kranz von Kokospalmen grünt fröhlich in der zusagenden Meeresluft und ladet den Menschen ein, der zuletzt auf dem allmählich bereiteten Wohnplatze erscheint.

Auf solche Weise sind kolossale Gebiete entstanden. So ist die Radackgruppe von Atolls ein unregelmäßiges Viereck, 250 Meilen lang und 240 breit; der elliptische Archipel der Tuamotu mißt 840 Meilen in seiner längeren und 420 in seiner kürzeren

Achse. Zwischen diesen beiden Archipelen finden sich noch andere kleine Gruppen und einzelne niedrige Inseln, welche zusammen eine Meeresfläche von mehr als 4000 Meilen Länge ausmachen, auf welcher keine einzige Insel höher gehoben ist, als die Wellen Fragmente aufwerfen und der Wind Sand anhäufen kann.

In die von den Riffen umschlossene Fläche führen engere und weitere Kanäle, gewöhnlich an den Seiten, welche den herrschenden Winden nicht ausgesetzt sind. Durch diese setzt in der Regel eine heftige Strömung dem einlaufendem Schiffe einen starken Widerstand entgegen, da die Wellen des äußeren Meeres über das Riff hinüberschlagen und den Spiegel der Lagune über das Niveau der sie umgebenden Wasserfläche erhöhen.

Daß Lagunenriffe gar kein Land auf ihrer Oberfläche haben, kommt selten vor; am häufigsten noch in dem Korallenmeer im Osten des Australkontinentes, wo nur die Brandung oder einzelne hervorragende Korallenblöcke die Existenz eines Riffes anzeigen, aber ebenso selten umgiebt ein zusammenhängender Kranz von Land das innere Becken; meist nehmen kleine, manchmal auch größere Inseln, bald nahe an einander gereiht, bald einzeln und weit von einander getrennt, große Teile des Riffs ein, auch füllen sich zuweilen die kleinen und seichten Lagunen, so daß nur eine Vertiefung im Innern der nunmehrigen Koralleninsel die Stelle des verschwundenen Beckens anzeigt. Auch auf den Kanal- oder Barrenriffen bilden sich einzelne kleine Inseln oder das ganze Riff verwandelt sich, wie bei Borabora, in einen grünen Kranz von Palmen, welcher das mitten inne liegende feste Land umgiebt.

Neben diesen niedrigen Inseln haben wir aber auch Koralleninseln, welche sich bis zu einer Höhe von 100 Metern aus dem Ocean erheben. Hier und da deuten noch eine Vertiefung im Innern und eingerissene Schluchten die ehemalige Lagune mit den zum Meere führenden Kanälen an, während das den Korallenkalk durchbrechende vulkanische Gestein die Geschichte der

Erhebung erzählt. In Neuguinea, Neubritannien und den Neuen Hebriden sehen wir Madreporenkalk am Rande der aus älteren Gesteinen gebildeten Berge in sehr bedeutenden Höhen.

Darwins Ansichten, so richtig sie im allgemeinen den Kern dieser Erscheinungen getroffen haben, ließen doch noch mancherlei Schwierigkeiten. Die wesentlichste darunter besteht in der Voraussetzung dauernder Senkungen des Meeresgrundes. Allerdings haben die Tiefseelotungen des Challenger und der Tuscarora lokale Senkungsgebiete in den großen oceanischen Becken an den Seiten der vulkanischen Inseln und Atolls nachgewiesen, aber die Linien der vulkanischen und Koralleninseln sind wahrscheinlich stets die Orte einer allmählichen Hebung gewesen. Der erste, welcher Zweifel an Darwins großartiger Hypothese der Senkungen erhob, war K. Semper, nach ihm Rein. Die Beobachtungen des ersten auf den Palauinseln, des zweiten auf den Bermudas widersprachen jener Theorie durchaus. Weitere Thatsachen sammelte Murray, der Zoologe der Challengerexpedition; nach ihm haben die Depressionen der oceanischen Becken ein sehr hohes Alter. Gerade der letzte der genannten Gelehrten hat deutlich nachgewiesen, daß die Hauptcharaktere der Barrenriffe und Atolls ganz unabhängig von Senkungen sind und in ähnlicher Weise auf stationärem Gebiet existieren können wie auf solchen, die entweder langsam aufsteigen oder sinken, und daß es die lösende Kraft des Seewassers ist, welche bei der Bildung der verschiedenen Arten von Riffen eine besonders bedeutsame Rolle spielt.

Nehmen wir eine Kolonie von Korallentierchen an, welche von einer Bank zu gleicher Zeit aufwärts bauen, so werden die am Außenrande befindlichen infolge der ihnen beständig zugeführten reichlicheren Nahrung die Oberfläche zuerst erreichen. Ist der Umfang der Ansiedelung klein oder dieselbe lang und schmal, so wird sich das Innere ausfüllen und es bildet sich keine Lagune. Bei größeren Korallenfeldern waren die inneren Teile aber in großem Nachteile, es bildete sich eine Lagune, welche durch die lösende und zersetzende Kraft des Seewassers

erweitert und vertieft wurde, während das Atoll sich seewärts ausdehnte. Durch dieselbe lösende Wirkung des Seewassers konnten auch allmählich Lagunenkanäle geschaffen werden, wodurch Saumriffe in Barrenriffe umgewandelt wurden. Wo submarine Erhebungen zur Bildung einer Korallenkolonie nicht unmittelbar geeignet waren, konnten dieselben durch die im Laufe der Zeit gebildeten Schichten absterbender Globigerinen, Muscheln u. s. w. dazu gemacht werden. In dieser Weise ist die bisher allgemein acceptierte Theorie Darwins von den ausgedehnten Senkungen, durch welche die Entstehung der großen Korallenbauten allein erklärt werden sollte, sehr wesentlich modifiziert worden. Keine Erklärung aber mindert das Wunder dieser unvergleichlichen Erscheinung. „Wir sind überrascht,“ dürfen wir mit Darwin ausrufen, „wenn uns Reisende von den ungeheuren Dimensionen der Pyramiden und anderer großer Ruinen erzählen; wie völlig nichtssagend sind aber die größten derselben, wenn man sie mit diesen steinernen Bergen vergleicht, welche durch die Thätigkeit verschiedenartiger sehr kleiner und zarter Tiere aufgehäuft worden sind!“ Und welche Zeiträume müssen verflossen sein, ehe solche Riesenbauten vollendet wurden! D'Urville fand die Anker der vierzig Jahre vorher verunglückten Schiffe von Lapérouse bei Wanikoro in einer Tiefe von fünfzehn Fuß mit einer nur wenige Zoll starken Korallenkruste bedeckt; von kaum größerer Dicke war die Schicht, mit welcher die unermüdlichen Zoophyten in mehr als der doppelten Anzahl von Jahren den Anker überzogen hatten, welchen Anson bei seiner Erdumsegelung bei der Marianeninsel Tinian in 22 Klafter Tiefe zurückließ. Kein Reisender, welcher den stillen Ocean durchschiffte, hat sich dem überwältigenden Erstaunen über diese wunderbaren Bauten entziehen können. Schrieb doch Pyrard de Laval schon im Jahre 1605: „C'est une merveille de voir chacun de ces atollons, environné d'un grand banc de pierre tout autour, n'y ayant point d'artifice humain.“

Die Pflanzenwelt.

Die tropischen Archipele des stillen Oceans zeigen in ihrer Flora eine auffallende Verwandtschaft mit den indischen Inseln, namentlich mit den Molukken. Amerikanische Elemente beschränken sich auf wenige Pflanzengeschlechter, und sind in Hawaii verhältnismäßig am häufigsten, australische finden sich selbst im Westen sehr selten. Die selbständigen Vegetationscentren sind hier überall an den Herd einer vulkanischen Thätigkeit gebunden und ihre Bedeutung wächst mit dem Umfange und der Höhe des Kraters. So besitzt der Sandwicharchipel unter den tropischen Inselgruppen die größte Verhältniszahl von endemischen Pflanzen. Je weiter wir von Westen nach Osten vorgehen, desto mehr verschwinden nach und nach die einzelnen hervorstechenden Geschlechter, die Flora wird ärmer und einfacher, der indische Charakter aber bleibt, so daß selbst in dem östlichen Rapanui neben einigen neuseeländischen Formen alle Pflanzen ein indisches Gepräge tragen. Auf Hawaii fehlen allerdings die epiphytischen Orchideen und unter den Bäumen die Fikusarten, aber die monokotyledonischen Holzgewächse sind wieder vorwiegend indisch. In den Thälern von Tahiti herrscht die Pisangform, an den steilen Abhängen sind die zierlichen Farnbäume von kletternden Farnen umwoben, die weiter aufwärts ein unzugängliches Dickicht bilden. Dichtere Tropenwaldung, von Lianen und Epiphyten erfüllt, bedeckt die Samoa- und Vitigruppe; auch hier begleiten Farne die Palmen, Pandaneen und Banianen. Nicht selten erreichen diese Bäume in dem reichen, seit Generationen angehäuften Humusboden kolossale Dimensionen. In dem Thale, durch welches ein lieblicher Bach der Insel Nukuhiva in die Bai von Taiohae mündet, erhebt sich eine riesige Baniane, deren Stamm zwei Meter über der Erde einen Umfang von 26 Meter hat und diese Stärke beibehält, bis er, 13 Meter von der Erde sich in viele mächtige, wagerecht ausstrahlende Zweige spaltend, eine mächtige Laubkrone

bildet, deren Schatten auf einen Raum von mehr als 100 Meter Durchmesser fällt.

Und diese Großartigkeit verbindet sich mit wunderbarer Lieblichkeit. Jeder Reisende ist davon bezaubert worden. Die schlanke Kokospalme schmückt überall die Meeresufer; hier, wie an den Flüssen, bedeckt die niedrige Nipapalme mit ihren riesigen Blättern morastige Gründe, auf hohen Gestaden hebt sich von mächtigem Wurzelgerüst der eigentümliche Pandanusbaum. Prachtvolle Winden und andrer „Schlingpflanzen Last, von Baum zu Baum geschlungen“ zieren mit bis ins unendliche wechselnden Farben die mächtigen Stämme und reichen Kronen der hohen Waldriesen. Den Saum des Gehölzes bilden prächtige Hutabäume (Barringtonia), aus deren glänzendem Laube große Trauben von weißen, rotgeränderten Blüten hervorleuchten; weiße oder karminrote Blumen schmücken auch die stämmigen Sternmyrten (Sonneratia) mit den glatten schimmernden, bis sechs Zoll langen Blättern, aus lichtgrünem Laube scheinen die roten Schmetterlingsblüten der Erythrinen heraus uud die Kohlpalme erhebt majestätisch ihr Haupt über die lachenden Wälder. Kein reißendes Tier, keine giftige Schlange gefährdet die Schritte des Wanderers, wohl aber hemmen ihn mit kaum überwindlicher Gewalt die hunderte verschiedener Pflanzen, welche Felsblöcke, Baumstämme und mannestiefe Löcher überwuchern, die Lianen, welche sich in allen Richtungen kreuzen, sich bei jedem Schritt um Brust und Hals, um Arm und Bein legen und längst vermoderte Baumleichen in ihrer grünen Schmarotzerbekleidung halten, bis der geringste Anstoß sie zu dem dichten Gewirr auf dem Boden versammelt. Solcher Wald birgt aber einige der brauchbarsten und schönsten Nutz- und Möbelhölzer, er liefert den glücklichen Bewohnern Polynesiens auch eine Fülle nie versagender Nahrung.

Die wichtigsten Repräsentanten der polynesischen Pflanzenwelt sind die Kokospalmen, der Brotfruchtbaum, der Pisang, der Pandanus, die Yamswurzel, der Taro und die Batate. Sie

Fig. 18.



Riesenbaniane an der Bai von Taiohaë.

alle dienen in hervorragender Weise zur Erhaltung der Bewohner, auf den niedrigen Koralleninseln ist die Kokospalme oftmals der einzige Baum, aber nur eine dieser Pflanzen ist auch für uns von Wichtigkeit, da sie uns einen immer wichtiger werdenden Handelsartikel liefert. Die Kokospalme findet sich auf allen Inseln Polynesiens; die nördlichste Grenze ihres Vorkommens bezeichnen die Bonininseln, die südlichste liegt auf Pitcairn; sie ist also über eine Zone von 51 Grad verbreitet. Dem Südseeinsulaner liefert der Baum Speise und Trank, Material zu Geräten, Stricken und Netzen, zu Fahrzeugen und Wohnhäusern. Für den Handel ist nur der getrocknete Kern und die Faser von Wert. Die Kopra oder Kopperah gewinnt man durch Zerschneidung und Trocknung des Kerns behufs leichterer Überführung zu den Plätzen, an welchen der Prozeß der Pressung auf Öl vollzogen werden soll. Man hat dieses neue Verfahren als eine Verbesserung für das alte eingeführt, nach welchem das Pressen der Nüsse in sehr unvollkommener Weise und mit vielem Verlust an Ort und Stelle vor sich ging. Diese Kopra ist jetzt ein sehr gesuchter Handelsartikel, und bei der Unzuverlässigkeit der Eingeborenen der am reichsten mit Kokospalmen bestandenen Gebiete haben sich namentlich die Deutschen daran gemacht, auf den Samoainseln, auf der Marshallgruppe und den Karolinen eigene Pflanzungen anzulegen. Den Ertrag eines Acre (0,4 ha) berechnet man auf mindestens 6000 Nüsse, welche eine Tonne Kopra liefern, die auf dem polynesischen Markte 280 Mark, in Hamburg 420—460 Mark wert ist. Die Ausfuhr von Kopra aus den drei bedeutendsten Handelscentren der Südsee beträgt jährlich annähernd:

Samoa-Inseln	2 700 000	Mark
Viti-Inseln	2 200 000	„
Tahiti	320 000	„

Ein anderes, bisher leider noch wenig beachtetes Produkt ist die Kokosfaser. Von Viti exportierte man 1880 für 98 400 Mark,

dieser Betrag hätte aber eine Million erreichen können. Und es ist dieses ein vielseitig verwendbares, sehr festes Material.

Als weitere öllieferndе Pflanzen sind Aleurites triloba, der Tiairi, Tutui oder Kukui der Eingebornen, und Calophyllum inophyllum, verschieden als Tamanu, Ati oder Dilo bezeichnet, hervorzuheben.

Der Brotfruchtbaum kommt auf den niedrigen Inseln sehr selten vor; für viele der hohen Inseln steht er als nahrungspendende Pflanze in erster Linie. Die Frucht dieses prachtvollen Baumes enthält ein schneeweißes, lockeres, mehliges Gewebe. Zwischen heißen Steinen geröstet, erhält dies den Geschmack von Weizenbrot; roh ist es ungenießbar. Um die Früchte aufzubewahren, legt man sie in Gruben, wo sie in saure Gärung übergehen. Der Geruch dieser Konserve gleicht nach Buchner dem eines Gemenges von faulem Käse und faulem Gemüse und der Geschmack ist dementsprechend. Auf vielen Inseln pflanzt der Vater bei der Geburt eines Kindes für dasselbe einen Brotfruchtbaum, der für alle anderen „tapu" ist. Der Pisang (Musa paradisiaca und Musa sapientium), auch Banane und Adamsapfel genannt, kommt in 50 Varietäten vor. Seine Fruchtbarkeit ist eine solche, daß er auf gleicher Grundfläche 44 mal mehr Nahrungsstoff als die Kartoffel und 133 mal mehr als der Weizen liefert. Der Pandanus (Pandanus odoratissimus) liefert eine Frucht, welche Europäer zwar in der Regel für unschmackhaft, wenn nicht ungenießbar erklären, aber die Insulaner essen sie doch und auf den Gilbert- und Marshallinseln bildet sie zu Zeiten die einzige Nahrung. Der Baum liefert außerdem einen öligen Saft und starke Fasern. Auch würde er wie der Pisang vortreffliches Material für die Papierfabrikation abgeben. Aus seinen Blättern wissen die Polynesier wunderbar feine und weiche Gewänder herzustellen.

Von der allgemein kultivierten Yamswurzel (Dioscorea alata) hat man 80, von dem Taro (Arum esculentum) 33 Varietäten. Weitere Nahrungspflanzen sind die genügsame Batate (Convolvulus batatas, chrysorrhizus), die viel kultivierte

Pfeilwurzel, engl. Arrowroot (Tacca pinnatifida), das wildwachsende, auch schon viel gebaute Zuckerrohr, strauchartig, in ungeheuren Mengen wachsende Citronen, mehrere Orangenarten, Ananas, Mangos, Guaven, ein von Chinesen gern gekaufter Pilz (Excidia auricula judae), der nach San Francisko und Hongkong geht, u. a. m. Daran schließt sich das Piper methysticum, eine rankende Pfefferart, woraus unter mystisch-religiösen Ceremonien der allgemein beliebte Kawatrank bereitet wurde.

Außer den obenerwähnten Blättern des Pisang und Pandanus wäre noch manche andere Pflanze als geeignetes Material für die Papierfabrikation zu erwähnen, in erster Linie der Papiermaulbeerbaum (Broussonetia papyrifera), dessen Rinde den Bekleidungsstoff der Polynesier, die berühmte Tapa, liefert. Auch aus der Rinde des Brotfruchtbaumes, von Paritium tiliaceum, einem Fikus, einer Böhmeria und einer Urtika wußte man schöne Stoffe zu bereiten und aus ihren Blättern kunstvolle Matten zu flechten.

Die Tierwelt.

Das über die räumliche Verbreitung der Pflanzen Gesagte gilt auch für die Tiere. Auch sie stehen in engem Zusammenhange mit der Fauna der indischen, namentlich der molukkischen Inseln, auch sie nehmen ab und verkümmern, je weiter wir uns von Osten nach Westen bewegen. Das Schwein, der Hund und das Haushuhn sind jedenfalls keine ursprünglichen Bewohner Polynesiens, sondern erst später hier eingeführt. Die Klasse der Raubtiere ist nur durch Fledermäuse vertreten; wir finden sie in der nördlichen Hemisphäre nach Norden zu bis Hawaii, in der südlichen ostwärts nicht weiter als bis Samoa und Tonga. Von Nagetieren finden sich Ratten selbst auf kleinen Laguneninseln und östlich bis Rapanui; sie sind die einzigen Säugetiere, welche allen Inseln gehören.

Die Vögel sind schon zahlreicher, aber auch bei ihnen macht sich das obige Gesetz der Abnahme nach Osten hin geltend; auf Rapanui giebt es schon keine Landvögel mehr. Raubvögel kommen nur in dem westlichsten Viti vor, Eulen aber in einzelnen Arten bis Tonga und Hawaii. Von den hühnerartigen Vögeln sind namentlich Tauben durch Zahl, Größe und Schönheit ausgezeichnet, sie finden sich bis zu den Tuamotu, auch die sperlingsartigen Vögel reichen bis hierher, einzelne Arten von Papageien bis Hawaii, die Markesas und Tuamotu. Einen Tallegallus finden wir auf Samoa und Tonga, Rallus auf Viti, Tonga, Samoa und den Archipelen der nördlichen Hemisphäre.

Von Reptilien kommen Schlangen nicht weiter östlich als Tonga vor, auffallenderweise besitzt das östliche Rapa aber einen Typhlops. Frösche kennt man nur auf Viti. Dagegen trifft man Eidechsen überall, selbst auf kleinen Atolls an. An Insekten sind alle Archipele außerordentlich arm, eine Ausnahme macht allein Viti, das sich aber mehr durch eine Mannigfaltigkeit der Arten als durch Menge auszeichnet. Fliegen, Moskitos, Schwaben, Ameisen und andere Plagegeister giebt es freilich auf allen Inseln in mehr als angenehmer Fülle. Bei den Schmetterlingen kehrt sich die allgemein sonst giltige Verbreitungsregel um; je weiter man nach Osten vorgeht, desto mehr nehmen sie zu; auf der kleinen Koralleninsel Tikei in der Tuamotu-Gruppe war fast das einzige Insekt, das Chamisso fand, ein Schmetterling.

Die Meeresfauna zeigt eine weniger eng umschriebene Zusammensetzung. Zu Individuen indischer Meere gesellen sich Bewohner der gemäßigten und der Polarzonen. Das erklärt sich aus der Lebensweise dieser Tiere, wie aus den herrschenden Meeresströmungen. Am nennenswertesten sind die Pottwale, Perlmuscheln, die zahlreichen Seevögel, Schildkröten, Fische, Mollusken und Zoophyten, die ersten alle von hoher wirtschaftlicher Bedeutung für die Bewohner Polynesiens als wichtige Nahrungsmittel, wie als Lieferanten wertvoller Handelsartikel, die letzten als die Schöpfer ganzer Inselgruppen, als Erbauer mächtiger

Schutzwälle, aber auch verderbenbringender Klippen bedeutsame Faktoren in der Gestaltung des intertropischen polynesischen Gebietes.

Die wichtigsten animalischen Produkte der Südsee, dem Handelswerte nach gemessen, sind Perlmutter nebst Perlen und Trepang, in zweiter Linie Walrat, Schildpatt und Guano. Die Perlmuschel (Meleagrina margaritifera und Avicula margaritifera) ist über große Striche des Stillen Oceans verbreitet; die besten Fischereien befinden sich bei den Tuamotu, obschon sie hier heute nicht mehr so ergiebig sind wie früher. Der Ertrag dieser Gruppe beläuft sich auf 200 Tonnen Schalen jährlich. Die Tonne Perlmutter wertet auf dem Londoner Markt 1600 bis 3000 Mark. Die Hamburger Firma Godeffroy allein sammelte hier aber einmal in wenigen Monaten für 80000 Mark Perlschalen und Perlen. Trepang oder Beche de Mer wird ausschließlich für den chinesischen Markt (auch für San Francisko) gewonnen. Es ist dies die getrocknete und gesalzene Seegurke (Holothuria edulis), welche in vier Arten vorkommt. Man hat grauen, schwarzen, roten und gefleckten oder Leopard-Trepang; der graue ist der wertvollste. Die Trepangfischerei ist die bevorzugte Beschäftigung der besseren Klasse jener Weißen, welche von Insel zu Insel ziehen, um eine Existenz, womöglich ein Vermögen zu gewinnen. Setzen sie sich fest, so nennt man sie Beachcombers. Wie die Perlfischer treiben sie ihr Gewerbe mit Hilfe der Eingebornen, mit welchen sie bestimmte Kontrakte über Arbeit, Beköstigung 2c. abschließen. Der jährliche Import von Trepang nach China beträgt über drei Millionen Mark Wert und der Absatz könnte ein noch größerer sein, denn die Nachfrage ist eine beständige und wachsende.

Der früher blühende Walfang ist seit einer Reihe von Jahren in starkem Rückgang begriffen. Es ist der Potwal (Physeter macrocephalus), auf welchen man hier Jagd macht; in der nördlichen und der südlichen kalten Region sind Glattrücken (Balaena mysticetus und B. australis) zu Hause. Früher waren

in der Südsee 600—700 amerikanische Fahrzeuge, etwa 30—40 englische und ebensoviele australische beschäftigt. Honolulu galt als Hauptrendezvous. Jetzt verkehren dort nur 27—30 Walfänger im Jahre und der Ertrag des amerikanischen Walfangs, der 1879 noch über 38 000 Fässer ergab, beläuft sich heute auf höchstens 17 000 Fässer.

Von Schildkröten giebt es zwei Arten: Chelonia imbricata und Chelonia Midas; die erste, die Karettschildkröte, liefert das wertvolle Schildpatt, die zweite ist uns als Suppenschildkröte bekannt.

Der Guano der Südseeinseln, den Engländer und Amerikaner auf unbewohnten Koralleninseln gewinnen, ist vielfach von Regengüssen ausgelaugt und darum minder wertvoll. Doch geht von der Fanninginsel, Malden, Starbuck ꝛc. jährlich für eine Million Mark Guano direkt nach London; die Tuamotu exportieren über Tahiti 428 000 Kilogramm jährlich.

Die Polynesier.

Die große Völkerfamilie, welche sämtliche mongolenähnliche Völker begreift, schließt auch die Polynesier ein. Gewisse körperliche Merkmale, wie die besondere Bildung des Haares, der Mangel oder die Armut an Bartwuchs, die Färbung der Haut, Stellung der Augen und der Jochbogen sind allen Angehörigen dieses großen Völkerstammes mehr oder weniger gemeinsam.

In engerer Begrenzung ordnen sich die Polynesier mit den Malayen zu einem Stamme. Von der Urheimat im südöstlichsten Asien, vielleicht auf den großen Sundainseln, schwärmte ein Teil dieses malayischen Stammes aus, als kühne Seefahrer geschickt die weiten Meeresräume durchmessend, bis in der Hawaiigruppe und der Osterinsel die äußersten Grenzen des polynesischen Verbreitungsgebietes erreicht wurden.

Strömungen und Winde konnten die Wanderer leicht über

den ganzen ungeheuren Meeresraum verbreiten, über welchen wir ihre Wohnplätze heut verstreut sehen; die herrschenden Ostpassate und die westlich gerichteten Strömungen setzten der Ausbreitung von West nach Ost keine unüberwindlichen Schwierigkeiten entgegen, denn es fehlt nicht an gelegentlichen Gegenwinden und Gegenströmungen. Diese Wanderungen waren teils freiwillige, teils, und zwar sehr häufig, unfreiwillige. Für beide haben wir höchst merkwürdige Beweise.

Chamissos Freund Kadu irrte, von der Karolineninsel Ulea hinweggetrieben, in seinem Kanu fünf Monate lang auf offener See umher, mit seinen drei Gefährten mühsam das Leben durch das Sammeln von Regenwasser und den Fang von Seefischen erhaltend, bis er endlich auf Aur in der Radackgruppe der Marshallinseln anlangte. Cook fand auf Tahiti drei Eingeborne des vitischen Vatoa, welche 550 Seemeilen weit hergetrieben waren. Williams erzählt uns von einem Bewohner von Rurutu, der nach einer Irrfahrt von sechs Wochen bis nach Manihiki verschlagen wurde, Chamisso von einer anderen Irrfahrt, die sechs Monate dauerte, und von einer Frau, die fünf Tage in offener See umhergeschwommen war. Daß es möglich ist, auf monatelangen Seereisen allein von dem Fang von Seefischen und Regenwasser zu leben, hat Lyell durch eine Zusammenstellung merkwürdiger und gut beglaubigter Fälle bewiesen.

Aber die seetüchtigen Polynesier unternahmen auch freiwillig weite Fahrten westwärts. Durch den Inselreichtum des stillen Oceans wurden solche Unternehmungen ja wesentlich erleichtert, zeigt uns doch Humboldt, wie eine Fahrt von Japan nach Amerika möglich sei, ohne daß man länger als zwei Tage vom Land entfernt zu sein brauche. Die Karolinier segelten zu den Marianen, die Rotumaner nach Viti und Samoa, die Tahitier besuchten die Cookinseln und den Tuamotuarchipel und nach der neuseeländischen Sage fuhren die Einwanderer öfters hin und her zwischen Neuseeland und dem alten Ursprungslande Hawaiki,

unter welchem einige die samoanische Insel Sawaii, andere sogar den Hawaiiarchipel verstehen.

Auf ihrer Wanderung von West nach Ost mußten die Polynesier in Berührung kommen mit den östlich von ihrer Urheimat angesessenen Papuanen und aus solcher Berührung entstanden auf den drei nordwestlichen Archipelen die Mischlinge, welche wir als Mikronesier bezeichnen. Polynesier und Mikronesier stehen einander aber so nahe, daß Meinicke den Unterschied zwischen beiden als kaum größer bezeichnet, als den zwischen Deutschen und Skandinaviern; wir fassen daher beide Zweige in unserer allgemeinen Schilderung zusammen.

Eine Ausnahme von den übrigen Stämmen der polynesischen Inseln machen die Vitier, da sie nach Sprache und körperlicher Bildung ein melanesisches Volk sind, das sich aber aufs engste mit den Polynesiern vermischt und verbunden hat. Wir schließen sie daher bei unserer Darstellung aus, obschon dieselbe in vielen Zügen auf sie passen würde. Aber wir müssen in unsere allgemeine Betrachtung die Maori von Neuseeland ziehen, die ja reine und echte Polynesier sind.

Die Polynesier sind von schönem und hohem Wuchs, die Europäer darin vielleicht noch übertreffend, mit regelmäßigen Gesichtszügen, schwarzem, oft lockigem Haar, hochgewölbter Stirn, etwas vorspringenden Backenknochen, dunklen, glänzenden Augen, gebogener, vorn platt gedrückter Nase, vollen Lippen, schönen Zähnen, zarten Ohren und wohlgerundetem Kinn. Die Schädel sind breit wie die der Malayen, das sehen wir am deutlichsten auf Tonga und Samoa, und gerade auf der letztgenannten Gruppe sucht jede Mutter, wahrscheinlich im Gegensatz zu den schmalschädeligen Papuanen, ihrem Kinde durch Pressen mit vier flachen Lavascherben die breitere Schädelform nach Möglichkeit zu verleihen. „O welch ein Keilkopf!“ ruft man dem andersgestalteten Erwachsenen zu, „hat denn der Mann keine Mutter gehabt, die ihm den Kopf machte?“ Am wenigsten schön, aber dafür am

kräftigsten sind die Bewohner der Laguneninseln, welche sich zugleich durch eine dunklere Hautfarbe auszeichnen. Im allgemeinen schwanken die Schattierungen zwischen Hell- und Dunkelbraun mit einem Anflug ins Gelbe. Und da sich die helle Farbe, vereinigt mit schönem, oft kolossalem Wuchs, immer bei den Vornehmen fand, während die Leute aus dem Volke oft häßlich und, wenn auch kräftig, doch nur mittelgroß erschienen, so glaubten frühe Beobachter, daß man es hier mit zwei verschiedenen Rassen zu thun habe, von welchen die eine, mit dunklerer Hautfarbe und krausem Haar an den papuanischen Typus erinnernde Urbevölkerung sich vor der eingewanderten helleren Rasse beugen mußte. Aber die Wahrnehmung, daß die gemächliche Lebensweise bevorzugter Stände deren körperliche Entwicklung in hohem Maße fördert, während drückende und ärmliche Verhältnisse die entgegengesetzte Wirkung auf die minder begünstigten, niederen Klassen ausüben, tritt uns ja auch auf anderen Gebieten entgegen.

Sonst merzt ja überall die Stammart, sobald sie nach vorübergehender fremder Einmischung sich selbst überlassen bleibt, nach wenig Generationen das fremde Blut wieder aus. Die Bewohner der polynesischen Inseln gehören — davon ist man jetzt vollkommen überzeugt — sämtlich einem einzigen Stamme an.

Die Haut der Polynesier ist weich und glatt; sie unterscheidet sich dadurch von der der Melanesier, bei denen immer eine gewisse Rauheit zu bemerken ist. Eine für Polynesien charakteristische Ausschmückung derselben ist die Tattuierung, die freilich seit der Berührung mit den Europäern und namentlich seit der Christianisierung der Eingebornen mehr und mehr in Abnahme gekommen ist. Denn ursprünglich hatte die Tattuierung eine religiöse Bedeutung; sie erstreckte sich nämlich auch über verhüllte Körperteile und die eingeätzten Zeichnungen waren Sinnbilder von Gottheiten. Auf einigen Inselgruppen wurde diese Tattuierung in so vollkommener Weise ausgeführt, daß der Körper aussah, als wäre er mit einem enganschließenden Anzug bedeckt. Namentlich

die Bewohner der Markesas, von Mangarewa, Rapanui, den Marshall- und Gilbert-Inseln und von Neuseeland leisteten darin ausgezeichnetes. Dagegen war diese Art der Verzierung bei den Bewohnern von Hawaii, den Tuamotu u. a. unbedeutend und in ihrer Ausführung roh. Auf einigen der Vitiinseln wurden früher die Frauen der Häuptlinge tattuiert und zwar an beiden Mundwinkeln, die Männer niemals.

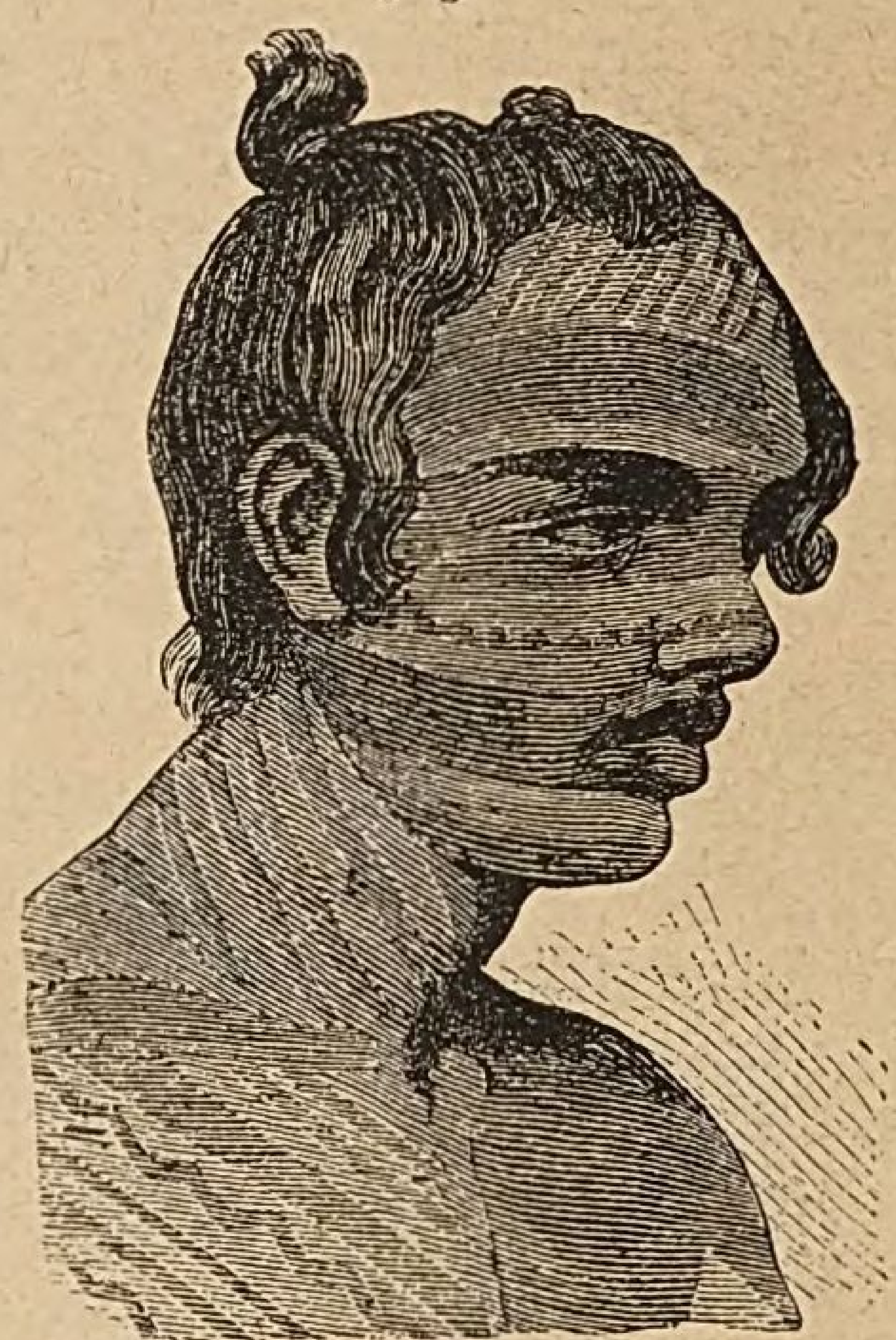
Die Operation war mit den empfindlichsten Schmerzen ver-

Fig. 19.



Tattuierte Hand der Königin Valken von den Markesas.

Fig. 20.



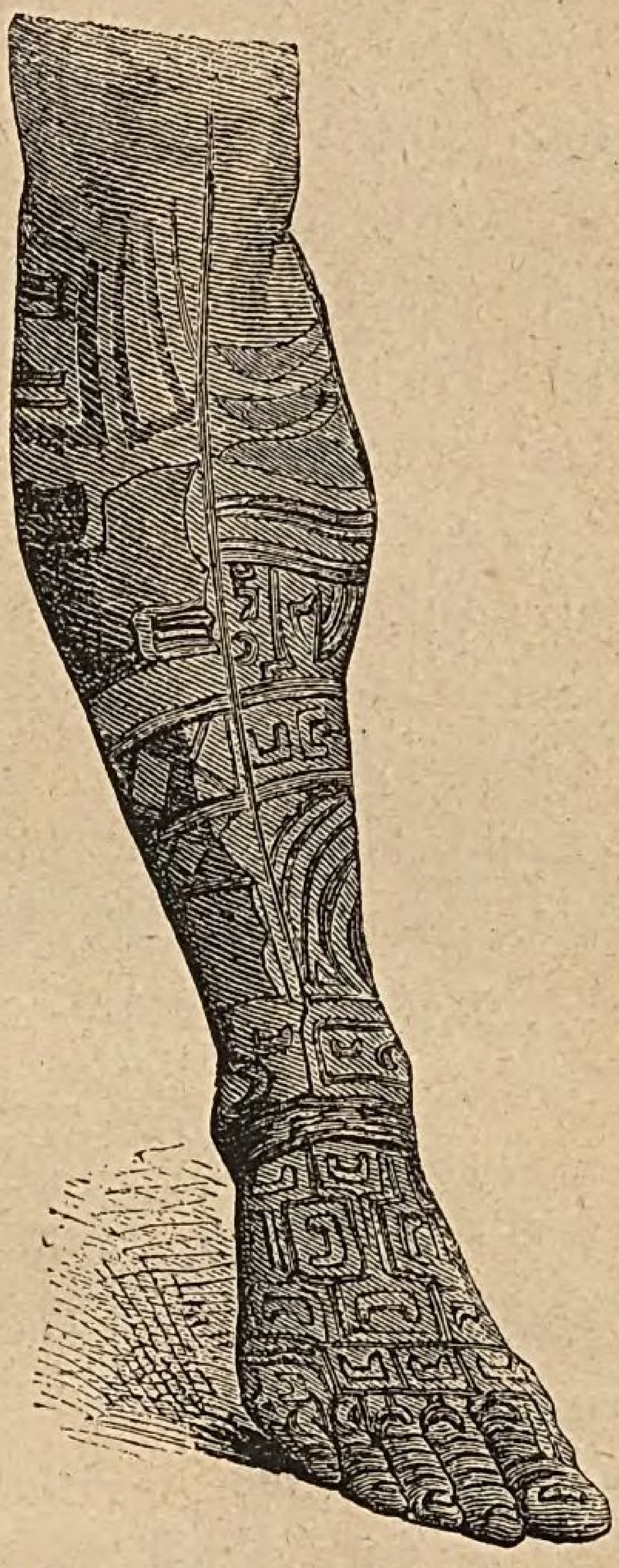
Tattuierter Kopf eines Eingebornen von Hiwa Oa.

bunden, sodaß die, an denen sie vollzogen wurde, oft aus einer Ohnmacht in die andere fielen, und die darauffolgenden Entzündungen waren nicht selten tödlich. Darum geschah sie allmählich, auf einigen Inseln vom achten Jahre an bis in das höhere Alter hinein. Ein scharfer, feinzinkiger Kamm aus Muschelschale, in schwarze Farbe getaucht, wurde auf die betreffende Stelle aufgesetzt und durch Schläge mit einem bestimmten Stab eingetrieben. Es galt für Ehrensache, keinen Schmerzenslaut aus-

zustoßen. Oft sangen die Priester religiöse Lieder dazu. Am schmerzhaftesten war die Tattuierung der Zungenspitze, ein Zeichen der Trauer und nur bei Frauen ausgeführt. „Größer als mein Schmerz ist meine Liebe," rief eine Hawaiische Fürstin, als sie sich bei dem Tode ihrer Schwiegermutter dieser Operation unterzog.

Die Kleidung der Polynesier besteht heut so vielfach aus europäischen Fabrikaten, daß von dem Ursprünglichen wenig mehr zu bemerken ist. Bunte, bedruckte Baumwollstoffe verdrängen mehr und mehr die schönen einheimischen Zeuge. Man stellt dieselben aus den Rinden verschiedener Bäume wie aus Faserpflanzen her, am allgemeinsten braucht man dazu den Papiermaulbeerbaum. Die Zubereitung des Stoffes, der Tapa, geschah und geschieht noch heut in folgender Weise: Vor einem, an beiden Enden auf Steinen ruhenden Balken sitzen 2—3 Frauen, jede mit ihrem Stück Rinde vor sich. Diese Rinde ist in meterlangen und 20 Centimeter breiten Streifen einige Tage in Wasser geweicht worden, und wird nun mit viereckigen Klöppeln aus hartem und schwerem Holz, deren vier Seiten verschiedene, abgestufte Einkerbungen haben, in die Länge und Breite geklopft, bis sie die gehörige Dünne erlangt hat, was etwa eine halbe Stunde in Anspruch nimmt. Mehrere Streifen werden durch fortgesetztes Klopfen zusammengefilzt, wobei der Saft des Fasergewebes das Bindemittel bildet, doch werden sie auch zusammengenäht. Manche der so hergestellten Stoffe sind von wunderbarer Feinheit und

Fig. 21.



Tattuiertes Bein eines Eingeborenen von Nukuhiwa.

zart wie der schönste Musselin. Man verwendet sie teils weiß, teils gefärbt. Und zwar bedient man sich zum Bedrucken der Stücke, die bis 50 Meter lang und 20 Meter breit sind, geschnitzter sowohl als geflochtener Stempel, sowie sehr geschickt hergestellter Schablonen und verschiedener Farben, meist eines rötlichen Brauns, das man aus dem Saft des Tui-tui-Baums erhält. Bei windstiller Luft macht es einen angenehmen Eindruck, die Frauen nahe und fern mit merkwürdiger Regelmäßigkeit klopfen zu hören; es entsteht ein eigentümliches melodisches Geräusch. „Der taktmäßige Lärm der Tapaklöppel," sagt Buchner, „ist für ein Vitidorf ebenso charakteristisch und stimmungsvoll wie bei uns auf den Dörfern im Herbste das Dreschen. Schon von weitem hört man daran im Busch, daß man sich einem Dorfe nähert." Denn trotz der Beliebtheit europäischer Zeuge wird die alte Industrie noch immer mit großem Fleiße betrieben — auf Tonga, wo sie verboten war, ist sie wieder freigegeben — nicht am wenigsten wohl, weil die Reisenden gern ein Stück des berühmten Fabrikates mit hohen Preisen bezahlen. Wenn aber die Polynesier ihre Kleidung bereitwillig mit der importierten vertauschten, so sind sie doch bis in die höchsten Stände sehr konservativ in Bezug auf ihre Nahrung und deren Zubereitung geblieben. Noch immer kochen sie gern in den eigentümlichen Öfen, kreisrunden, mäßig tiefen Gruben, auf deren mit flachen Steinen bedecktem Boden man ein schnellbrennendes Reisigfeuer anzündet. Sind die Steine genügend erhitzt, so legt man das zu Bereitende in Bananenblätter gehüllt darauf, füllt größere Tiere auch wohl mit heißen Steinen an, bedeckt das Ganze mit Blättern und nach einer zweiten Lage glühender Steine füllt man die Grube mit Erde auf. Das so gekochte Fleisch ist äußerst schmackhaft und saftig. Aber auch Früchte werden auf diese Weise zubereitet. Sehr vieles freilich verzehrt man roh und wählerisch sind die Polynesier durchaus nicht. Das Lieblingsgericht ist immer noch der saure kleisterähnliche Poi aus Taromehl, den man, wie alle anderen Speisen, mit den Fingern ißt. Fische, die

man in den Lagunen mit Speer und Angelhaken oder zur Zeit der Flut auf den wasserbedeckten Riffen, wie die nebenstehende Abbildung zeigt, durch ein geschicktes Kesseltreiben in Menge zu fangen verstand, bildeten roh und gekocht einen Hauptbestandteil polynesischer Kost, wie das bei einem Inselvolke natürlich.

Gesegnet sind ja die polynesischen Inseln fast alle in hohem Maße und dennoch hat, nicht zum wenigsten als Folge gedanken-

Fig. 22.



Polynesischer Ofen auf Tonga.

loser Verschwendung, Nahrungsmangel, ja Hungersnot auch auf den reichsten derselben geherrscht. Diesem Umstande hat man die in früherer Zeit über alle Inseln des polynesischen Gebietes verbreitete Anthropophagie beimessen wollen, allein das eigentliche Motiv dazu war ein anderes. Auf den Tuamotu freilich aß man Menschenfleisch aus reiner Liebhaberei, man schämte sich dieser schrecklichen Unsitte dort ebensowenig wie auf den Herveyinseln und auf Mangareva. Auf den übrigen Inseln aber war der

Kannibalismus bei Ankunft der Europäer nahezu erloschen und das ist er, vielleicht mit Ausnahme einiger Inseln der Tuamotugruppe, jetzt wohl überall. Die Menschenfresserei stand offenbar im Zusammenhang mit Menschenopfern und gewissen religiösen Ansichten sowie dem allgemein verbreiteten Glauben, daß die Eigenschaften des Verzehrten auf den Verzehrenden übergingen. Dieser Genuß war Weibern und Kindern streng untersagt, auf den meisten Gruppen auch Männern der niedrigsten Klassen, aus welchen die zu den Opfern Bestimmten genommen wurden. Man ließ diese zu den Menschenmahlen niemals zu.

Mit religiösen Ansichten verknüpft und von solchen Ceremonien begleitet war auch der Genuß des erregenden Getränkes, welches sie aus den Wurzeln von Piper methysticum herzustellen verstanden, wie seine Zubereitung. Dies Getränk, Kawa, Awa, auf Viti Yangona genannt, ist allen Polynesiern bis auf die Maoris eigentümlich. Die Bereitung geschieht durch Kauen und Auslaugen der Wurzel, welche zuvor in Stücke geschnitten wurde. Das Geschäft des Kauens liegt jungen Mädchen, auf Viti aber auch jungen Männern ob. Es ist nach unseren Begriffen nicht gerade sehr appetitlich, scheint aber dem Getränk seine besondere Würze zu verleihen, da selbst Europäer auf Viti versichern, daß die so zubereitete Kawa derjenigen weit vorzuziehen sei, welche man im Innern von Viti-Lewu aus zerriebener Wurzel braut. Welchem Umstande dies zu danken ist, entdeckte der Regierungsarzt Macgregor in Levuka, indem er die Wurzel vor dem Kauen und nachher wog. Nachdem sechs Unzen Kawawurzel durch die Zähne eines Vitimädchens gegangen waren, hatten sie um elf Unzen zugenommen; ein Kommentar dazu ist nicht nötig. Wenn aber früher oft behauptet wurde, daß der Gährungsprozeß dabei eine wichtige Rolle spiele, so hat Max Buchner darauf hingewiesen, daß die Kawa ein reiner Aufguß ist, bei welchem der wahrscheinlich geringe Stärkemehlgehalt der Wurzel durch den Speichel in Zucker umgesetzt wird, und daß

Fig. 23.



Fischfang auf den Riffen von Savage Island.

Gährungsvorgänge immer einer gewissen Zeit bedürfen. Die Kawa wird aber sofort nach ihrer Zubereitung getrunken.

Der Modus ist folgender. Die Mädchen oder Jünglinge, welche mit dem Kauen der Wurzel beauftragt sind, reinigen sich sorgfältig den Mund, eine Operation, die sie öfters wiederholen, und machen sich an die ihnen zugeteilten, zerschnittenen Wurzelstücke. In ihrer Mitte steht auf vier Füßen eine große hölzerne Bowle, deren Inneres durch langen Gebrauch wie emaillirt aussieht. Ist ein Stück Wurzel gekaut, so wird das Resultat der Arbeit in die Bowle gelegt, dann gießt ein dazu bestimmter Mann Wasser aus Kokosschalen darauf, rührt die Mischung mit den Fingern und entfernt die holzigen Reste der Wurzel durch häufiges Eintauchen von Hibiskusfasern, welche er zwischen den Fingern auspreßt. Dies hat unter gewissen vorschriftsmäßigen Bewegungen der Arme zu geschehen. Während des Brauens des Getränkes wird ein Gesang angestimmt, der erst aufhört, wenn alles fertig ist.

Die Kawa präsentiert sich nun als eine trübe, gelbe Flüssigkeit, deren Geschmack Buchner mit einer Mischung aus Seifenwasser und Tannin vergleicht. Diesem nicht lieblichen Geschmack folgt indes eine angenehme Kühle im Gaumen, auch besitzt die Kawa unzweifelhaft schweißtreibende Eigenschaften. Man sagt ihr freilich nach, daß aus ihrem zu häufigen Genuß Lähmungen, Hautausschläge und Augenentzündungen entstehen. Stimulierend ist sie jedenfalls, das bezeugen die europäischen Ansiedler, welche sich sehr schnell an ihren Genuß gewöhnt haben. Gewohnheitstrinker haben ein unbezähmbares Verlangen danach. Die Wirkung excessiven Genusses auf den menschlichen Organismus ist eine eigentümliche; nicht das Gehirn, vielmehr die Muskeln werden affiziert, sodaß ein Trinker mit vollem Bewußtsein von allen Vorgängen um ihn her daliegt, ohne sich bewegen zu können.

Die Europäer in Viti benennen die Kawa gewöhnlich mit dem englischen Worte Grog, so zwar, daß sie zwischen „Fiji Grog“

und „White Mans Grog“ unterscheiden, wobei sie unter letzterem den Schnaps der Europäer verstehen. Ja dieses Wort Grog ist sogar schon auf die Wurzel selber übertragen worden.

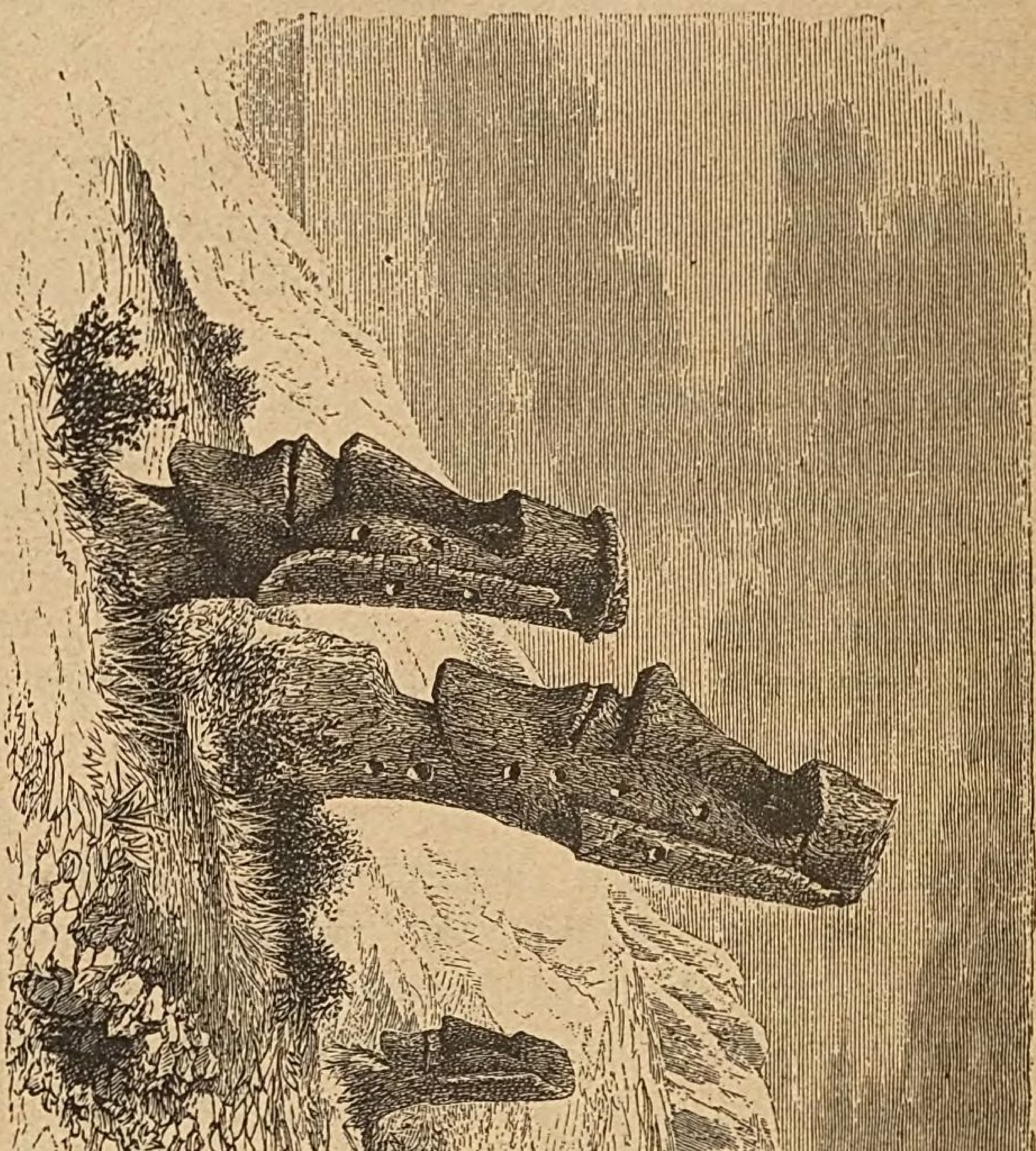


Fig. 24.

Steinbilder auf Rapanui.

Wenn aber auch der religiös geheiligte Genuß der Kawa anfänglich nur Häuptlingen und deren Verwandten gestattet,

ja in Tukopia auf die Priester beschränkt war, so ging er doch allmählich auf das ganze Volk über. Jetzt sind die europäischen berauschenden Getränke längst eingeführt, in Hawaii sind sie allerdings streng verboten, auch hat man es gelernt, aus den Wurzeln von Cordyline australis, dem Saft der Orangen u. a. alkoholische Getränke zu brauen.

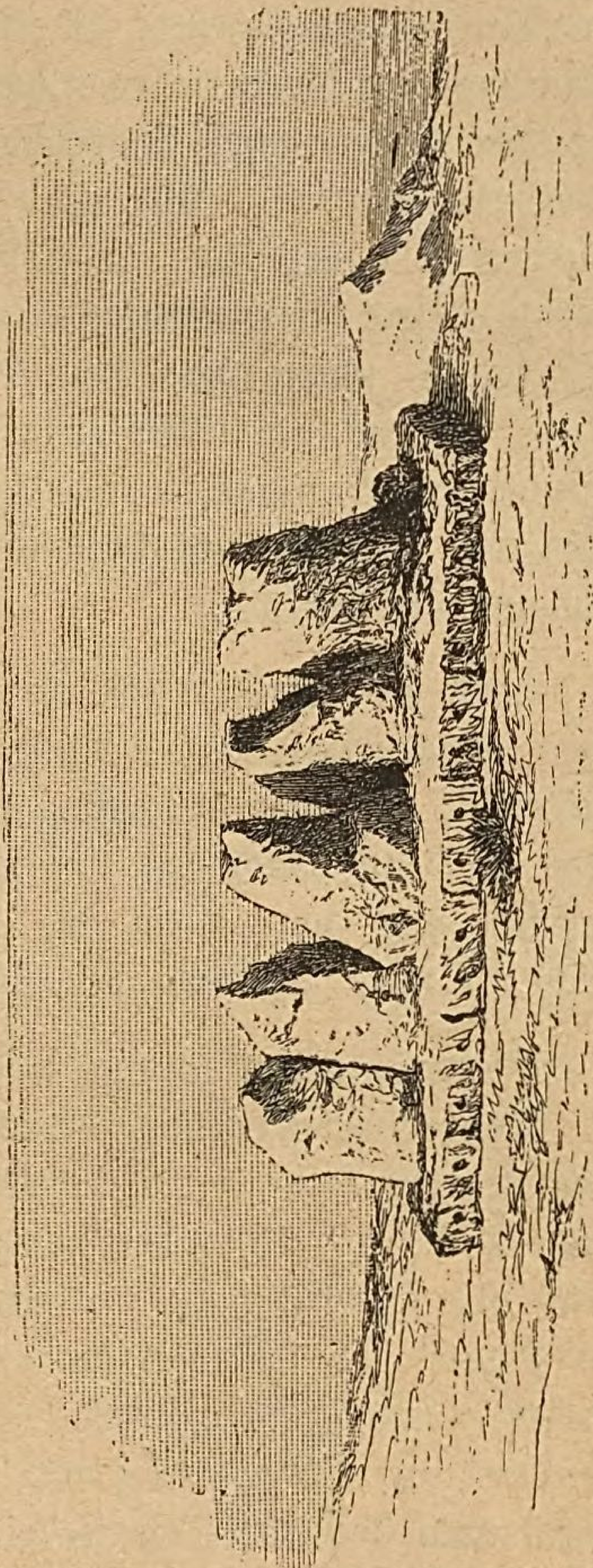


Fig. 25. Ruinen auf Rapanui.

Der Charakter der Polynesier ist von den Europäern, welche zuerst mit ihnen in Berührung kamen, fast ausnahmslos in den ansprechendsten Farben geschildert worden. Freilich übersah man nur zu häufig die wahrhaft erschreckende Sittenlosigkeit und den nicht zu unterdrückenden Hang zum Stehlen, man wurde so leicht gewonnen durch ihre Herzlichkeit und Freundlichkeit, welche sie schnell zum Anschluß an die gern gesehenen Fremden führte. Und daher fanden sie sich bald bereit, mit ihren alten, allerdings schon verfallenden Institutionen zu brechen.

Unter diesen war eins, welches das ganze staatliche, religiöse und gesellschaftliche Leben aufs innigste durchdrang, das Tapu

oder Tabu, eine besondere Kraft, welche zunächst den Göttern, dann den mit göttlicher Natur begabten Vornehmen innewohnte. Alle Dinge, welche die Angehörigen dieser bevorrechteten Klasse berührten, waren dem Gebrauch anderer entzogen, auch konnte das Tapu schon ohnedies in gewissen Dingen liegen. Wie das Tapu von den Bevorrechteten aufgelegt wurde, so konnte es auch nur von diesen unter Anwendung gewisser Ceremonien wieder aufgehoben werden. Auf eine Verletzung desselben aber stand unwiderruflich der Tod. Das Tapu zog somit eine scharfe, unüberschreitbare Grenze zwischen Hohen und Niedrigen und auf ihm basiert auch zum großen Teile die feudale Verfassung der Polynesier, wie sie in früher Zeit bestand. Aber schon lange vor Ankunft der Europäer war mehr und mehr von dem Alten abgebröckelt und sämtliche polynesischen Staaten befanden sich im gleichmäßigen Verfall.

Auch auf anderem Gebiete nehmen wir ein Herabsteigen von höherer Kulturstufe wahr. Nach ihrer Verirrung in eine oceanische Einsamkeit und ohne Anregung von außen her büßten die Polynesier nach und nach ihre ursprünglichen Fähigkeiten ein. Das beweisen uns vor allem die Reste vormaliger Steinbauten, welche auf mehr als einer der Südseeinseln gefunden worden sind.

Die größten Leistungen dieser Art sehen wir auf Rapanui, wo Roggeveen mächtige hermenartige Felsblöcke mit einem Menschenkopf fand, der einen Kranz von mosaikähnlicher Arbeit trug. Diese 10—13 Meter hohen Bildsäulen umgaben die ganze Insel als Darstellungen der schützenden Gottheiten. Auch bei den Bauten auf Tongatabu und Tahiti finden sich kolossale Baustücke und große steinerne Terrassen. Daß die geräumigen Gebäude aus Steinplatten auf Rapanui, welche jetzt verfallen liegen, noch vor 150 Jahren bewohnt gewesen sein müssen, sehen wir aus den an ihren Wänden angebrachten Abbildungen von Schafen, Pferden und Schiffen in weißer, roter und schwarzer Farbe.

Wir dürften mit Recht hier eine Fülle von Traditionen erwarten, denn der polynesische Gedankenkreis ist nächst oder neben dem buddhistischen der ausgedehnteste, den wir auf der Erde besitzen. Mit Bastian können wir sagen, daß ein einheitlicher Gedankenbau, in etwa 120 Längen- und Breitengraden, ein Viertel unseres Erdglobus überwölbt. Doch ist das meiste hier rettungslos dahingegangen, nicht zum wenigsten darum, weil viele der Missionäre das systematische Auswischen der einheimischen Traditionen als ihr anzustrebendes Ziel ansahen. So sind uns nur ein paar hie und da auf den verschiedenen Inselgruppen unterscheidungslos aufgeraffte und willkürlich durcheinander gewürfelte Mythen geblieben. Von dem tieferen Gehalt des eigentlich religiösen Kerns findet sich in der ganzen Litteratur Polynesiens fast nichts als einige zusammenhangslos abgerissene und daher wenig verständliche Fragmente.

Die Thätigkeit der Mission.

Die erste Anregung zur Ausbreitung christlichen Glaubens und christlicher Kultur kam eigentlich nicht aus den religiösen Schichten der Bewohner Europas. Durch Cooks Entdeckungen und seiner Begleiter Schilderungen wurde die Südsee „der Gegenstand eines mächtigen romantischen Strebens in weiten Kreisen. Eine übersättigte und vergiftete Afterkultur drängte edlere Geister, unter den schlichten Naturzuständen jener glücklichen Inseln in der Ferne, wenigstens in Gedanken, eine Zufluchtsstätte zu suchen." Man hat diese Zeit sehr treffend die Periode der Robinsonaden genannt. Christlich war die Bewegung nicht, doch konnte sie nicht ohne Einfluß auf das zu jener Zeit erwachende christliche Leben bleiben und so mußte jener Drang in die Ferne von selbst zum Missionstriebe werden.

Ein solcher alles durchdringender, fast schwärmerischer Geist

war es, welcher schroff gegenüberstehende Bekenntnisse, wie die der Anglikaner, Independenten und Presbyterianer zur gemeinsamen Aktion vereinigen konnte. Von ihnen wurde am 22. September 1795 in einer zu London abgehaltenen Versammlung die „Missionary Society“ gegründet, welche später diesem Titel den Namen ihres Sitzes vorsetzte. Als anzustrebendes Ziel bezeichnete man die Verbreitung der Grundwahrheiten des Christentums; keine der hergebrachten Formen sollte für die zu gründenden Gemeinden bindend sein. In der Folge ist die Londoner Mission aber das Organ der englischen Independenten geworden; jene gedachte formlose Mission erwies sich als unmöglich.

Zum Felde für ihre Thätigkeit hatte die Gesellschaft Tahiti, die Samoa- und Tongainseln, die Markesas, Hawaii und die mikronesischen Inseln ausersehen. Ein großartiger Plan, und ebenso großartig war auch die Inangriffnahme desselben. Bedeutende Mittel waren beigesteuert worden, mit denen das Missionsschiff „Duff“ angekauft und ausgerüstet werden konnte, und am 10. August 1796 segelte dasselbe mit flatternden Flaggen und Wimpeln unter begeisterten Gesängen seiner Mannschaft und den lauten Jubelrufen zahlreicher Zuschauer von der Towerwerfte die Themse hinab. Von seinem Heck wehte die Missionsflagge: drei silberne Tauben mit Ölblatt auf purpurnem Grunde. Die Führung unternahm der vielgereiste, nach sehr bewegtem Leben zum eifrigen Christen umgewandelte Kapitän Wilson, dessen Name mit der Mission für immer verknüpft bleibt, an Bord befanden sich vier ordinierte Geistliche, ein Wundarzt und 24 andere, zumeist aus dem Handwerkerstande gewählte Männer.

Den Weg über Rio de Janeiro und das Kap der Guten Hoffnung nehmend, erreichte der „Duff“ Tahiti am 5. März 1797 und warf am darauffolgenden Tage Anker in der Matavabai. Der Anfang war günstig und vielverheißend, denn der

König sowohl als die Königin zeigten sich wohlwollend. Wilson ließ auf Tahiti den größten Teil der Missionäre, andere führte er nach Eimeo, nach den Markesas- und nach den Tongainseln. Die Mission konnte indes nirgends Fuß fassen. Auf den Markesas mußte sie bald wieder aufgegeben werden, auf Tonga wurden einige der Missionäre erschlagen und man sah sich genötigt, das Feld zu räumen, und auch die Tahitier zeigten bald eine solche Feindseligkeit, daß die meisten Missionäre nach Neusüdwales entflohen. Dazu kam, daß der „Duff“, welcher zum zweiten Male mit 29 Missionären und reichen Vorräten ausgesandt worden war, 1799 bei Rio de Janeiro von den Franzosen gekapert wurde. Erst als Pomare II. zum Christentum übertrat und seine Herrschaft durch eine Reihe glücklicher Kämpfe sicherte, bekam die Mission einen festen Halt und eine sichere Zukunft. Der sehr eifrige König ließ in der Gegend des heutigen Papeete eine große Kapelle erbauen, die „königliche Missionskapelle“, ein 230 Meter langes und 18 Meter breites, innen auf 36 Pfeilern von Brotfruchtbäumen ruhendes Gebäude mit 280 äußeren Pfeilern, 133 Gitterfenstern und 29 Thüren. Auf den drei, 80 Meter von einander entfernten Kanzeln predigten am Einweihungstage drei Missionäre gleichzeitig vor einer Versammlung von 6000 Zuhörern. Zahlreiche Schulen wurden gegründet, auf Eimeo eine „Südseeakademie“, wo Religion, Grammatik, Geschichte, Mathematik, Naturgeschichte, Erdkunde, Zeichnen u. a. m. gelehrt wurden, Druckerpressen arbeiteten an mehreren Orten und als Trophäen des siegreichen Christentums konnten die verstoßenen Götzen der Tahitier nach London abgesandt werden.

Die erste Druckerpresse hatte der um unsere Kenntnis der Südseeinseln später sehr verdiente Missionär Ellis 1817 hinübergebracht. Sie erregte das größte Erstaunen und Pomare beschäftigte sich selber bei dem Setzen und Drucken. Ein Buchstabierbuch wurde in kurzer Zeit in 2600 Exemplaren verteilt, der Katechismus in 2000 und das Evangelium Lucas in 3000 Exemplaren, wofür die Einwohner in Kokosöl zahlten. Das

Einbinden lernten und besorgten sie selber und richteten deshalb eine große Niederlage unter Ziegen, Katzen und Hunden an. Die Seele dieser Mission wie in der Folge der auf anderen Inseln wurde John Williams, „der Apostel der Südsee“, dessen wir schon an anderer Stelle (Bd. II. S. 214) gedacht haben. Aber diese erfreuliche Entwicklung sollte bald eine schmerzliche Störung erleiden.

Die Angriffe der Franzosen auf die Unabhängigkeit des Inselreiches, die gewaltsame Einführung französischer Jesuiten, welche zuerst eine Mission auf den Gambierinseln begründeten und von dort nach Tahiti kamen, und die Verfolgungen der protestantischen englischen Missionäre beschränkten die Thätigkeit der Londoner Mission auf das geringste Maß. Die Pariser Missionsgesellschaft, gleichfalls Protestanten, trat zum Teil an ihre Stelle, doch hat die Londoner Mission auf Tahiti und Moorea immer noch 13 Prediger, über 2500 Kommunikanten und 40 Schulen mit 1000 Schülern und Schülerinnen, auf den westlichen Inseln waren nach jüngsten Berichten 3 inländische Pastoren und 138 inländische Prediger thätig bei 1685 Kommunikanten.

Auf den benachbarten Tuamotu hatten die englischen Missionäre früher gleichfalls Stationen; jetzt haben die Katholiken solche auf Anaa, Makemo und Takume; hier finden die Missionäre aber schlimme Gegner an den Mormonen, deren Lehre von der Polygamie viel Anziehendes für die Eingebornen hat.

Auf den Tonga-Inseln wurde die 1800 abgebrochene Arbeit 1826 wieder aufgenommen, aber erst zwei Jahre später, als der Missionär Turner, wohlbekannt durch seine Schriften über Polynesien, und Croß von Australien hierher gesandt wurden, begann die christliche Religion Wurzel zu schlagen. Zuerst auf Tongatabu und von da auf allen übrigen Inseln. Der thatkräftige König Georg wurde einer ihrer eifrigsten Anhänger. Zuerst schenkte er allen seinen Sklaven die Freiheit; dann ließ er auf Lifuka eine 38 Meter lange und 15 Meter breite Kapelle erbauen, in welcher das Geländer des Altars aus Kriegsspeeren hergestellt

und zwei früher als Götzen verehrte Streitkolben am Fuß der Kanzeltreppe befestigt waren. Ein theologisches Institut wurde 1841 zu Neiafu durch den Missionär Wilson eröffnet.

Zu dieser Zeit kam auch der katholische Bischof Pompallier von Neuseeland hierher. Auf Wawau wurde ihm freilich von König Georg die Aufnahme verweigert; aber die Häuptlinge von Bea und Mua auf Tongatabu nahmen das Papsttum an, machten jedoch einen Kontrakt mit ihren Lehrern, daß sie nicht verlangen sollten, ihre Weiber abzuschaffen oder ihre Tänze und andere alte Gebräuche aufzugeben. Die Katholiken haben jetzt etwa 2000 Anhänger auf ihren Stationen zu Mocofanga, wo kürzlich eine prächtige Kirche erbaut wurde, zu Mua und Hihifo. Alle andern Tonganer sind Protestanten und zwar bilden sie einen besonderen Distrikt der austral-asiatischen Konferenz der wesleyanischen Methodisten; 1878 zählten sie 8325 Abendmahlsgenossen.

Die in der Nachbarschaft gelegenen Inseln Uea und Futuna sind beide katholisch. Unter der Leitung der Missionäre ist das erste zu einem kleinen Musterstaat geworden, in welchem, wie es heißt, ein Gesetzbuch nicht nötig ist, da die vorkommenden Differenzen durch den Schiedsspruch der Missionäre beigelegt werden und Verbrechen gar nicht vorkommen. Die Bewohner von Niue (Savage-Insel) sind aber eifrige Protestanten.

Von Tonga aus unternahm die wesleyanische Mission die Bekehrung von Viti. Die ersten Missionäre landeten 1835 auf Lakemba, das tonganische Ansiedlungen hatte. Von da besetzten sie Viva, Newa und Mbua; ein Missionsversuch auf Somosomo scheiterte indes an der grauenvollen Wildheit der Bewohner. Von diesen ersten Anfängen hat sich die christliche Religion, namentlich durch die aufopfernden Bemühungen von Croß und Williams, über alle Inseln ausgebreitet, so daß Sir Arthur Gordon 1878 in Exeter Hall sagen konnte, daß von einer Bevölkerung von rund 120 000 Seelen mehr als 102 000 regelmäßige Besucher wesleyanischer Kirchen und die übrigen 18 000

nicht Heiden, sondern zumeist Mitglieder anderer Kirchen seien. Denn die katholische Kirche hat seit 1844 hier ebenfalls eine Mission gegründet und gegen 8000 Mitglieder gewonnen. Andere Konfessionen haben sich hier nicht niedergelassen, so daß das Feld fast ausschließlich den Wesleyanern gehört.

Südwestlich von Tahiti liegt die Gruppe der Cook- oder Herveyinseln. Hier hatte von Raiatea aus der rastlose John Williams die ersten Versuche zur Bekehrung der Eingebornen gemacht, indem er zwei Mitglieder seiner dortigen Gemeinde auf Aitutaki landete. Von da wurde das Christentum nach Mangaia, Atiu und nach Rarotonga verbreitet, welches letztere in der Folge eine größere Anzahl von Missionären für die Ausbreitung des Christentums auf anderen Gebieten entsandt hat als irgend eine der Inselgruppen des Südlichen Oceans. Williams befolgte hier einen Plan, der den Gegnern der Mission zu heftigen Angriffen vielfach Anlaß gab und deshalb später von seinen Vorgesetzten als verwerflich bezeichnet wurde. Er knüpfte in Sydney Handelsverbindungen an und suchte die Kulturen der Inseln durch Gewinnung von Europäern zu heben, welche den Zucker- rohr- und Tabaksbau einführten. Zeug, Schuhe, Strümpfe, Theekessel, Tassen, Thee und vieles andere wurde den Eingebornen gebracht. Aber die Missionsdirektion untersagte solche Handelsunternehmungen; das dabei beschäftigte Schiff mußte verkauft werden. Williams baute sich nun selber eine Missionsschiff, den „Messenger of Peace“, den „Friedensboten“, an dessen Stelle später der von der Londoner Missionsgesellschaft geschenkte „John Williams“ trat, ein Segelschiff, das nach zweimaligem Schiffbruch ein Dampfer ersetzte.

In den kleinen Inselgemeinden dieses Gebietes findet sich jetzt das regste gottesdienstliche Leben, das die evangelische Kirche überhaupt aufzuweisen hat. Die heilige Schrift ist hier zahlreicher verbreitet als in irgend einem anderen Lande der Welt, und der Schulbesuch ist ein allgemeiner. Von größter, weit über die beschränkten Grenzen dieser Inselgruppe hinaus-

reichender Bedeutung ist aber das Seminar zu Avarua geworden, eine Vorbereitungsanstalt für Prediger und Lehrer. Das Institut zählte nach neuesten Berichten 31 Studenten, von denen 25 verheiratet waren. Ihren Lebensunterhalt gewinnen sie selber durch Bearbeitung ihrer Pflanzungen. Eine Druckerei versorgt nicht nur dies Völkchen, auch entfernte Inseln mit Litteratur.

Aber für einen Mann wie Williams war eine Thätigkeit „innerhalb der engen Grenzen eines einzelnen Riffs“ viel zu beschränkt. In seinem „Friedensboten“ verließ er 1830 Raiatea und segelte über Tonga nach den Samoainseln, wo er zu seiner Überraschung das Feld schon vorbereitet fand und in kurzer Zeit erstaunliche Erfolge erzielte. Leider wurde der rastlose, opferfreudige Mann, nachdem er seinem Vaterlande, das ihn mit Begeisterung begrüßte, einen letzten Besuch abgestattet hatte, schon 1839 auf Erromanga erschlagen (Bd. II. S. 214). Die Christianisierung der Samoaner machte aber trotzdem Fortschritte, ein Seminar wurde zu Malua errichtet und die Übersetzung des Neuen Testamentes vollendet; 1850 konnten 15 000 in London gedruckte Exemplare verteilt werden, denen nach wenigen Jahren eine Auflage von 10 000 folgte. Nach den letzten Ausweisen von 1878 besaß die Londoner Mission 8 Hauptstationen und 27 373 Anhänger, davon 6413 Kirchenglieder. Die Schulen sämtlicher Inseln wurden von 4503 Knaben und 4024 Mädchen besucht. Dazu kommen die Missionsstationen der Wesleyaner und der Katholiken. Die ersteren zählen jetzt 1600 Mitglieder und 6000 Anhänger. Die Anzahl der Katholiken ist geringer, doch gebieten sie über sehr bedeutende Arbeitskräfte: 2 Bischöfe, 14 Priester und mehrere barmherzige Schwestern. Diese Konkurrenz der verschiedenen Bekenntnisse kann der Sache keineswegs förderlich sein, und jeder trotzige Häuptling, der sich darin gefällt, auch in kirchlichen Angelegenheiten eine Rolle zu spielen, droht einfach, in eine andere Religionsgemeinschaft überzutreten, wenn man ihm nicht seinen Willen thue.

In dem hawaiischen Archipel war der Einführung des

Christentums durch die dort ganz spontan entstandene Bewegung, welche das Tapu brechen und die Götzen niederwerfen wollte, der Weg genügend vorbereitet worden. Von einem Christentume oder auch nur einer Hinneigung dazu war trotz der schon zahlreich angesiedelten Europäer und der ohne weiteres an den beiden königlichen Wittwen Kaahumanu und Keopuolani auf Freycinets Schiff vorgenommenen Taufe freilich noch nicht die Rede. Die hohen Täuflinge hatten sicherlich keine Ahnung von der Bedeutung der religiösen Ceremonie.

Aber Hawaiier waren mehrmals nach Amerika gekommen, einige auch dort in der Missionsschule zu Cornwall im Staate Connecticut erzogen worden. Und 1819 wurden durch die Amerikanische Missionsgesellschaft zwei Missionäre, Bingham und Thurston, mit mehreren Gehilfen, worunter drei kanakische Missionszöglinge, nach Hawaii abgesandt. Die christliche Lehre fand überaus schnellen Eingang; 1825 bestanden schon 6 Stationen: Honolulu, Waimea, Lahaina, Kailua, Waiakea (Hilo) und Kaowaloa an der Kealakekuabai, und die Zahl derer, welche die Leistungen der fleißig arbeitenden Presse benutzen konnten, war bedeutend. Zwei Jahre nachher landete der Jesuit Bachelot mit zwei Priestern und 6 Laienbrüdern in Honolulu trotz des Protestes der Regentin; 1832 wurden sie ausgewiesen und auf Kosten der Regierung nach Kalifornien geschickt. Aber schon 1836 kehrten einige derselben wieder und durch Dupetit-Thouars, noch mehr aber 1839 durch Laplace wurde nicht nur eine Geldbuße für die Ausweisung der katholischen Priester, auch völlige Freigebung des katholischen Gottesdienstes und rechtliche Gleichstellung der Katholiken mit den Protestanten erzwungen. Dann kamen 1840 Priester der Picpusgesellschaft an und die katholische Kirche machte schnelle Fortschritte. Schon in den sechziger Jahren waren auf den Hawaiiinseln 18 Priester thätig, unterstützt von 12 eingebornen Katechisten. Außer einer großen massiven Kirche in Honolulu besaßen sie 58 Kapellen und zählten 23 000 Mitglieder. Auch hatten sie 50 Schulen, ein Seminar und ein Nonnenkloster.

Zehn Jahre später wird die Seelenzahl trotz der Abnahme der Bevölkerung auf 24 000 angegeben. Mit der massenhaften Einführung von Arbeitern aus den Azoren muß die numerische Stärke der Katholiken noch weiter steigen.

Dagegen ist die Zahl der Bekenner der protestantischen Konfessionen augenscheinlich im Rückgange. Die amerikanische Mission hatte zwar treulich ihre Bemühungen fortgesetzt, ein Lehrerseminar war 1831 zu Lanaiholuna auf Maui gegründet worden und zählte sechs Jahre nachher schon 118 Zöglinge; eine religiöse Zeitschrift: Lo Kama Hawaii, der Hawaiische Lehrer, erschien da regelmäßig. Bereits 1832 hatte die Hauptpresse zu Honolulu die Übersetzung des Neuen Testamentes fertiggestellt, 1838 wurde die der ganzen heiligen Schrift durch Bingham vollendet. Ein Liederbuch in der Landessprache war gedruckt worden und hatte sich schnell zum Liebling der Hawaiier gemacht. Aber während man 1828 sechs große Gemeinden mit 12 000 Seelen zählte und 26 000 Schüler von 440 Nationallehrern unterrichtet wurden, giebt der jüngste Jahresbericht der Hawaiian Evangelical Association nur 7—8000 Mitglieder an, welche auf 56 verschiedene Gemeinden verteilt waren. Alle bis auf 7 wurden von Pastoren, meist hawaiischen, bedient. Die Verbindung mit der amerikanischen Missionsgesellschaft wurde schon 1853 gelöst und die nun selbständige Gesellschaft nahm den obigen Titel an.

Neben ihr besteht noch eine protestantische Mission, die durch die englische Hochkirche in Verbindung mit der Society of the Propagation of the Gospel gegründete sogenannte reformiert-katholische, an deren Spitze ein anglikanischer Bischof steht. Sie ist zwar nur klein, aber der Hof, viele vornehme Hawaiier und zahlreiche Engländer gehören zu ihr. Auch für die eingewanderten Chinesen ist in Honolulu eine Kirche erbaut worden; die meisten derselben sind freilich immer noch Heiden.

Von Hawaii wurden Missionsversuche auf anderen Inselgruppen gemacht. Über diese Thätigkeit in Mikronesien werden wir an der betreffenden Stelle berichten. Auf polynesischem Ge-

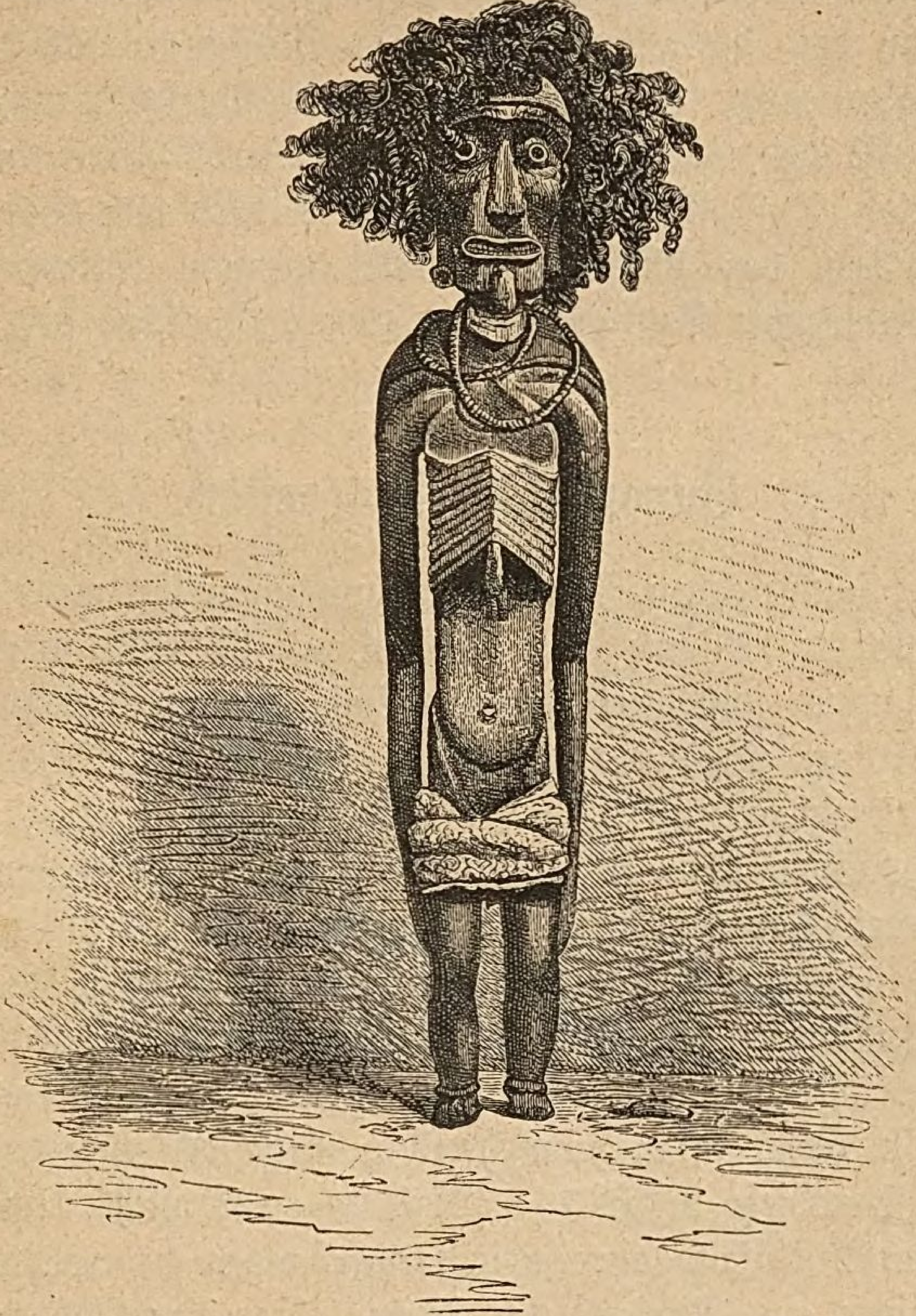
biete waren es die Markesas, denen sich die Hawaiian Evangelical Association zuwandte. Protestantische Missionäre hatten sich von Tahiti aus hier schon früh eingefunden; sie mußten indes ihre nach vielen Fehlschlägen endlich mit Erfolg gekrönten Bemühungen einstellen, als einige, von der französischen Regierung aufs nachdrücklichste unterstützte, katholische Missionäre sich hier niederließen. Diese katholische Mission ist jetzt durch einen Bischof in Nukuhiwa, acht Priester und drei Schwestern auf verschiedenen Inseln vertreten. Auf Uapou besitzt sie eine Herde von 1000 Schafen und ebensoviel Rinder. Die Hawaiier ließen sich durch die Mißerfolge ihrer protestantischen Brüder nicht abschrecken und es gelang ihnen, kleine Stationen auf Fatuhiwa, Hiwaoa, Uahuka und Uapou zu gründen, auf der letztgenannten Insel hat sie eine bereits von 15 jungen Eingebornen besuchte Schule und in dem Puamau-Thale auf Hiwaoa eine Kirche errichtet. Aber von vielem Erfolg ist weder hier noch dort zu sprechen. Die Markesaner sind noch immer fast ausnahmslos Heiden und ihre großen Holzbilder mit riesigem fletschenden Maul, als nach Opfern verlangend, mit großen Augen, die Arme auf dem Bauche ruhend, genießen der alten Verehrung und empfangen, wie früher, ihre Opfer von Früchten, Speisen und bei feierlichen Gelegenheiten auch von Menschen.

Auch auf anderen Gebieten Polynesiens hat die Mission mit erfolgreicher Thätigkeit gearbeitet; heute giebt es außer auf den Markesas Heiden wohl nur noch auf den östlichen Tuamotu und auf Rapanui, wo katholische Missionäre sich 1866 niederließen, nach kurzem Aufenthalte aber weiter zogen. Noch immer betet man dort aus Holz geschnitzte Götzen an mit monströsen Köpfen und Augen aus Knochen oder Obsidian.

Es hat nicht wenige gegeben und es giebt deren auch wohl heute noch, welche die Mission und ihre Diener angreifen und mit Hohn überhäufen. Wohl mögen sie in mancher Beziehung geirrt und den unrichtigen Weg gewählt haben; ohne räudige Schafe ist auch diese Herde nicht geblieben. Die schwersten Be-

schuldigungen hat Kotzebue gegen sie erhoben. Darwin, dem man doch einen Hang zum Muckertum nicht wird vorwerfen wollen, giebt darauf für Tahiti und damit für alle anderen Gebiete die

Fig. 26.



Götzenbild von Rapanui.

treffendste Antwort. „Es giebt viele", sagt er in seiner Reise um die Erde, „die sogar mit noch größerer Bitterkeit als Herr von Kotzebue sowohl die Missionäre und ihre Handlungsweise als auch ihre Erfolge angreifen. Solche Kritiker vergleichen nie

den Zustand des heutigen Tahiti mit dem, was es vor 20 Jahren war, sondern sie bemessen ihn nach dem hohen Maßstabe christlicher Vollkommenheit. Wenn ein Reisender dies thut, so ist es gemeiner Undank. Denn sollte es ihm begegnen, an einer unbekannten Küste Schiffbruch zu leiden, so wird er brünstig beten, daß doch die Lehrthätigkeit der Missionäre sich dahin erstreckt haben möge." Man wird doch in Billigkeit nicht fragen dürfen: Ist das, was die Missionäre erstrebt haben, das denkbar Beste? Daß sie Besseres an die Stelle von Schlechterem gesetzt haben, das dürfte doch wohl niemand verkennen. Und hätten die weißen Kaufleute wohl etwas Ähnliches erreicht?

Europäische Interessen.

Die polynesischen Inseln sind uns schon seit mehr als drei Jahrhunderten bekannt; ihre Entdeckung fällt also noch in die Zeit der ruhm- und beutesüchtigen Conquistadores, welche, indem sie die Kronen Spaniens und Portugals mit den Schätzen neuer Welten bereicherten, den vorher engumschriebenen Kreis geographischer Wissenschaft in so überraschender Weise erweiterten. Aber weder Portugiesen noch Spanier, deren Schiffe zuerst den von ihnen entdeckten Ocean durchfurchten, noch auch die nachfolgenden Holländer, Engländer und Franzosen zeigten irgendwelche Neigung, ihre Flagge auf einem jener Eilande aufzupflanzen, welche die Feder ihrer heimkehrenden Reisenden als wahrhaftige irdische Paradiese beschrieb. Doch war es nicht Unlust, den kolonialen Besitzstand durch neue Erwerbungen zu erweitern, noch viel weniger eine Achtung der Rechte ihrer Urbewohner, welche solche Enthaltsamkeit predigte, es war vielmehr die Abwesenheit alles dessen, was sonst die Begierde reizte: edler Metalle, kostbarer Gewürze und reicher Stoffe, der die Polynesier es danken mußten, daß man sie ungestört in ihrem Eigenthum beließ.

Die ersten, welche sich eines Teiles Polynesiens bemächtigten,

waren die Franzosen. Louis Philippe glaubte dem Ehrgeiz seiner Unterthanen zu schmeicheln und damit seine eigene, wankende Stellung zu befestigen, als er den Eroberungen in Afrika eine Erwerbung im Stillen Ocean hinzufügte. Zu dem 1842 in ein Protektoratsverhältnis gebrachten Tahiti und Moorea kamen bald die Markesas, einige der Tubuai-Inseln, der Tuamotu-Archipel mit den Gambierinseln und die kleine unbewohnte Clipperton-Insel, so daß Frankreich jetzt in Polynesien einen Besitzstand hat, welcher 3667,5 Quadratkilometer oder 66,64 Quadratmeilen mißt. Davon sind die Inseln der ersten beiden Gruppen unmittelbare Besitzungen der Republik, die der beiden letzten befinden sich im Verhältnis von Schutzstaaten. Wollten wir noch das melanesische Neukaledonien nebst den Loyalty-Inseln heranziehen, so hätten wir im Pazifischen Ocean einen französischen Gesamtbesitz von 23 490,5 Quadratkilometer oder 426,6 Quadratmeilen. Mit diesem Besitz ist Frankreich, wie es scheint, aber noch nicht befriedigt, wenigstens plaidiert seine Presse in neuerer Zeit eifrig für eine Erweiterung der französischen Machtsphäre durch Annektierung einiger Inseln des Westens, fürs erste der Neukaledonien zunächst liegenden Neuen Hebriden. Dabei bestrebt sich die Regierung, den alten Besitzstand mehr zu konsolidieren, indem sie das Protektoratsverhältnis in das engere der unmittelbaren Zugehörigkeit umwandelt. Sicherlich wehte auch über der westlichen Gruppe der Gesellschaftsinseln heute die französische Flagge, hätte nicht ein sofortiger energischer Protest Englands und Deutschlands die schon erfolgte Okkupation rückgängig gemacht. Denn diese beiden Mächte sind an jeder Veränderung der Territorialhoheit über die polynesischen Inselgruppen vor allen anderen interessiert. Es war ja gerade der Hinblick auf die Erfolge englischer Kolonisation in Australien, welcher Napoleon III. zur Okkupation von Neukaledonien bewog, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Vitigruppe von demselben Los betroffen worden wäre, hätte nicht England rechtzeitig seine Hand darauf gelegt.

Durch diese Viti-Inseln hat England in Polynesien eigentlich erst Fuß gefaßt, denn die kleinen Inseln Caroline, Starbuck, Malden und Fanning, von denen auch nur die beiden letzten bewohnt sind, repräsentieren ein Areal von kaum mehr als zwei Quadratmeilen und zählen nur an 230 Bewohner. Seitdem aber der britische Union Jack über jener bedeutendsten aller Inselgruppen weht und auch eine Petition rotumahnischer Häuptlinge um Annektierung gnädigst bewilligt wurde, gebietet die Königin von England über ein Areal von 20 974,5 Quadratkilometer oder 380,9 Quadratmeilen, welches gegenwärtig von ca. 128 000 Menschen bewohnt wird, also auf einem, nahezu 46 Quadratmeilen kleineren Gebiet über 39 000 Menschen mehr zählt, als sich in dem ganzen französischen Oceanien finden lassen.

Werfen wir zugleich einen Blick nach Mikronesien hinüber, so sehen wir, wie eine dritte Macht Ansprüche auf einen großen Teil der dortigen Gruppen erhebt. Spanien beansprucht die Oberherrlichkeit über die Archipele der Marianen, der Palau-Inseln und der Karolinen d. h. über 2590 Quadratkilometer oder 47 Quadratmeilen mit 45 000 Bewohnern. Die Marianen sind wirklich schon seit langer Zeit von der spanischen Regierung und leider in der elendesten Weise verwaltet worden; die Spanier haben hier in schlagendster Weise ihre Unfähigkeit zu kolonisieren gezeigt. Ihre Ansprüche auf die Karolinen und Palaus werden aber nirgends beachtet; sie stehen nur auf dem Papier.

Den Amerikanern gehören nur einige kleine Felseninseln, welche sie der Ausbeutung der dortigen Guanolager wegen besetzt haben. Eine dauernde Ansiedelung ist hier gar nicht möglich; sind die Lager erschöpft, so werden die Fundstätten verlassen, wie dies schon mit der Insel Baker in der Phönixgruppe geschehen ist, wo 1858 die United States Guano Company in New-York die Ausbeutung begann und später nach Howland übersiedelte. Eine andere, gleichfalls amerikanische Gesellschaft, die Phönix Company in Honolulu, errichtete zuerst eine Niederlassung auf Mac Kean, dann auf Birney, verließ später aber beide und

gründete eine dritte auf Enderbury. Auch auf Jervis in der Amerika- oder Fanninggruppe unterhält diese Gesellschaft Arbeiter zur Ausbeutung der dortigen Guanolager; auf den kleinen Koralleninseln Nukunono und Olosenga oder Solitaria in der Tokelaugruppe bereitet ein amerikanischer Unternehmer mit samoanischen Arbeitern Kokosöl. Das alles bedeutet aber keineswegs Kolonisation; nach dem Ausspruch des Ministers Seward: We want only trade, no dominion, scheinen die Amerikaner nach einer solchen auch gar nicht zu streben. Der von dem ehrgeizigen Abenteurer Steinberger und später von dem amerikanischen Konsul Griffin in Apia wiederholte Versuch, die Samoagruppe unter das Sternenbanner zu bringen, wurde von der Regierung zu Washington sofort desavouiert und nur der schöne Hafen Pago Pago auf Tutuila ist jetzt amerikanisches Eigentum. Allerdings steht das Königreich Hawaii vollständig unter amerikanischen Einflüssen und wird sicherlich in nicht zu ferner Zeit seinen Anschluß an die Union suchen.

Eine ähnliche Stellung wie die Amerikaner behaupten die Deutschen. Dem Reich gehört keine einzige der Inseln, auf welchen seine Angehörigen zum Teil sehr ausgedehntes Eigentum besitzen; man hat sich mit der Erwerbung einiger Häfen begnügt. Auf der Samoainsel Upolu ist der Hafen von Saluafata der deutschen Regierung eingeräumt worden, so zwar daß die samoanische Oberhoheit bestehen bleibt, anderen Nationen aber nicht dieselben Rechte, wie die Anlage von Kohlenstationen, Lagerräumen u. a., gewährt werden darf. Einen zweiten, noch unmittelbareren Besitz hat das Deutsche Reich in der Duke of York-Gruppe erworben, indem es sich den Hafen Makata oder Fergusson für 400 Mark von den dortigen Häuptlingen abtreten ließ. Kapitän von Werner, der diesen Vertrag abschloß, hatte dasselbe schon kurz vorher auf Jaluit in der Marshallgruppe erreicht.

Diese offiziellen Schritte wurden gemacht zur Wahrung deutscher Interessen, welche mit der Zeit von hoher Wichtigkeit geworden sind. Außer dem Hause Joh. Cesar Godeffroy in

Hamburg, dessen Thätigkeit wir an anderer Stelle ausführlich geschildert haben, sind es namentlich die Häuser Ruge, Heedemann & Co., sowie Wachsmuth & Krogmann, R. J. Robertson, die Gebrüder Hernsheim auf den Marshallinseln, Hennings auf Viti und die Hamburger Société commerciale de l'Océanie auf Raiatea und Tahiti die tonangebenden und auch auf Hawaii finden wir mehrere ansehnliche deutsche Häuser. Auf Hawaii und den Gesellschaftsinseln betreiben die Deutschen fast nur Handel, anderwärts widmen sie sich in hervorragender Weise dem Plantagenbau. Auf Samoa ist es die Deutsche Handels- und Plantagengesellschaft der Südsee zu Hamburg, auf den Marshallinseln das Haus Hernsheim, welche führend auftreten. Beide haben ausgedehnte fruchtbare Ländereien von den Eingebornen gekauft. Hernsheim namentlich auf den neubritannischen Inseln, wo Godeffroy schon früher Agenturen errichtet hatte.

Durch diesen Plantagenbau unterschieden sich die Deutschen bis vor kurzem sehr wesentlich von den Amerikanern, die nur Handel trieben. Nun haben dieselben aber gleichfalls Land auf den Inseln der Samoagruppe erworben. Viel größere Landkäufe aber haben erst in allerneuester Zeit die Engländer gemacht, welche jetzt in dieser Gruppe 100 000 Hektar besitzen, während den Deutschen nur 52 000, den Amerikanern und anderen Weißen nur 24 000 Hektar gehören. Zum Betriebe dieser Pflanzungen bedarf man der Arbeiter und diese sind nur von außersamoanischen Gebieten zu erlangen. Jetzt ist man auf die Gilbertinseln und die Karolinen angewiesen; auch von Neubritannien, Neuirland, den Neuen Hebriden und den Salomonen können willige und tüchtige Arbeitskräfte bezogen werden. Es gilt daher, diese Felder auch fernerhin für die Deutschen offenzuhalten. Dies kann aber nur dadurch geschehen, daß man andere Mächte, d. h. England und Frankreich, daran verhindert, ihre Machtsphäre in Polynesien und Melanesien noch weiter auszudehnen. Als geeignetes Mittel zur Erreichung dieses Zweckes schloß das Deutsche Reich durch seine Bevollmächtigten Verträge mit den Häuptlingen

verschiedener Gruppen ab. Indessen weist die Presse Englands und der australischen Kolonien wie Frankreichs fortwährend darauf hin, wie wünschenswert es sei, die den Vitiinseln und Australien zunächst gelegenen Inseln zu annektieren.

Die großartige Idee der Bildung eines anglosächsischen Polynesiens ging von dem früheren Premierminister Neuseelands, Sir Julius Vogel, aus. Er wollte eine Gesellschaft, die „New Zealand and Polynesian Company“ mit einem Kapital von einer Million Pfund Sterling bilden mit dem Zweck, Geschäfte als Kaufleute, Reeder, Pflanzer, Fabrikanten, Bankiers 2c. auf den pazifischen Inseln, in Neuseeland und Großbritannien zu betreiben. Das Hauptquartier sollte Neuseeland sein und mindestens sechs Dampfer sollten zwischen seinen Häfen und Polynesien fahren. In Otago, Canterbury, Wellington und Auckland wollte er Fabriken errichten, um die Produkte der Inseln zu verarbeiten. Als Endziel dachte sich Sir Julius Vogel ein großes britisches Polynesien mit dem Centrum der Regierung in Neuseeland, ein Reich, das, wie Kanada, die Oberhoheit der Krone Englands anerkennte. Das britische Parlament wollte auf dieses ihm Anfang 1874 vorgelegte Projekt nicht eingehen. In neuester Zeit scheint dieser Gedanke aber wieder aufgenommen worden zu sein. Sir Arthur Gordon, früher Gouverneur von Viti, dann von Neuseeland, zugleich Generalkonsul für die Südseeinseln, hat sein Bestes gethan, durch den Abschluß von Verträgen mit Samoa und Tonga, durch Errichtung einer Dampferlinie zwischen letzterem und Viti, durch häufige Besuche auf anderen, Englands Einfluß in diesen Gewässern zu heben. Und wenn einmal die immer und immer wiederholte Mahnung, „daß im Interesse des Handels wie der Civilisation eine große britische Handelskompagnie in der Südsee ein Segen für die Eingebornen sein würde,“ sich zur greifbaren Wirklichkeit gestaltet hat, wird auch bald genug das größere Projekt Sir Julius Vogels aufgenommen werden. Damit wäre aber auch das Schicksal der deutschen Pflanzungen besiegelt.

Es ist bekannt, daß die deutsche Reichsregierung durch eine beim Reichstag gemachte Vorlage den durch die Zahlungseinstellung des Hauses Godeffroy gefährdeten Besitzstand in Samoa zu sichern suchte und daß diese Vorlage mit geringer Majorität abgelehnt wurde. In Australien und England war man darüber sehr erfreut, weil man fürchtete, die oben besprochenen Pläne möchten durch das Eintreten des Deutschen Reiches durchkreuzt werden. Indessen suchte man in Deutschland den ungünstigen Eindruck durch die Ernennung eines Generalkonsuls für die Südseeinseln mit der Residenz in Apia sowie eines Konsuls in Jaluit einigermaßen zu paralysieren. Da aber eine englische Dampferlinie zwischen Viti und Auckland und, wie erwähnt, zwischen Viti und Tonga errichtet worden ist — die letztere soll nach Samoa ausgedehnt werden — und die Franzosen ihre Dampfer über Mauritius jetzt auch nach den australischen Häfen und Neukaledonien laufen lassen, so scheint es geboten, daß Deutschland seine kaufmännischen Niederlassungen in der Südsee mit gleichen Mitteln stütze. Das Erscheinen regelmäßig in Tonga und Apia eintreffender deutscher Dampfer würde das Ansehen des Deutschen Reiches den dortigen Herrschern gegenüber bedeutend kräftigen. Eine Subvention haben deutsche Dampferlinien aber wie in anderen Meeren auch hier bisher immer abgelehnt.

Der Handel in der Südsee ist bis jetzt ein großes deutsches Monopol gewesen, die Versuche englischer Firmen, den deutschen Häusern in der Südsee Konkurrenz zu machen, sind immer gescheitert; ob dies mit den beiden amerikanischen Firmen, die von ihrem Hauptquartier in Apia aus Stationen auf Tahiti, auf den Marshall-, Ellice- und Gilbertinseln errichtet haben, ebenso der Fall sein wird, muß abgewartet werden. Lebensbedingung für den deutschen Plantagenbetrieb und damit für einen beträchtlichen Teil des ganzen Handels bleibt jedenfalls die Erhaltung der Unabhängigkeit jener obengenannten Gruppen, welche allein die Arbeitskräfte zu liefern imstande sind.

Deutschland könnte aber auch in diesen Gewässern eine seiner

hohen Stellung würdige Kulturmission erfüllen. Es ist mehr als fraglich, ob unter dem wohlwollenden Regierungssystem der Engländer oder der verständnislosen Gewaltherrschaft der Franzosen die eingebornen Stämme zu erhalten sind, wir glauben aber mit Grundemann, daß unter preußischer strammer Ordnung, verbunden mit landesväterlicher Fürsorge, wie sie dem Regiment der Hohenzollern eigen ist, jene herrlichen Inseln noch in viel weiterem und höherem Sinne blühende Gärten werden müßten, als sie es jetzt schon sind.

Hawaii.

1. Das Land und seine Produkte.

Es ist wahrscheinlich, daß der Spanier Gaetano die Inselgruppe schon in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts sah, denn alte spanische Karten verzeichnen dort, wo Hawaii liegt, eine große Insel la Mesa und nordwestlich davon eine Inselgruppe, welche los Monjes genannt wird. Diese Entdeckung blieb indes völlig unbekannt, da die Spanier dieselbe aus Furcht vor den Filibustiern sorgfältig verheimlichten. Der wahre Entdecker ist uns Cook, welcher durch seine am 19. Januar 1778 erfolgte Ankunft vor Kauai und Nihau der Welt die Kunde von der Existenz des Archipels brachte. Leider sollte der große Seefahrer hier sein Ende finden. Zuerst als der vom Himmel herabgestiegene Gott Rono mit göttlichen Ehren überhäuft, wurde er 1779 an der Kealakeakuabai erschlagen. Die Leiche wurde fortgeschleppt und nur ein Teil seiner Gebeine den Engländern ausgeliefert; die übrigen brachten die Hawaiier ans andere Ende von Hawaii, wo man sie in einem dem Rono geweihten Tempel niederlegte. Jährlich trug man sie in feierlicher Prozession um die Insel, ein Beweis, daß der Glaube an die Identität Cooks mit dem Gott keineswegs erschüttert worden war.

Bis vor wenigen Jahren bezeichnete eine an einer Kokospalme angebrachte Kupferplatte die Stelle, wo Cook fiel, jetzt erhebt sich dort ein Denkmal, dessen Kosten durch Sammlungen in Honolulu gedeckt wurden. Der Stumpf des Baumes, an dessen Fuß, wie man sagt, Cook sein Leben aushauchte, wird im Museum zu Honolulu aufbewahrt, einen zweiten Stumpf, von dem man dasselbe behauptet, kann man im Zoologischen Museum von Woodwards Gardens in San Francisko sehen. Der Stamm ist nach England übergeführt worden und hat im nautischen Museum von Greenwich Hospital neben den Reliquien von Nelson und Franklin einen Platz gefunden.

Auf Cooks Entdeckung folgte in den Jahren 1792 und 1793 eine eingehende Erforschung der Inseln durch Vancouver. In der neuesten Zeit haben Wilkes und Dana Reisen auf den Inseln gemacht, Brigham hat die Geologie der Gruppe, Mann die Flora derselben gründlicher untersucht.

Der Archipel wurde von Cook nach seinem Gönner dem Grafen von Sandwich, dem damaligen ersten Lord der Admiralität, benannt; diese Benennung ist indessen fast völlig außer Gebrauch gekommen und hat der jetzt offiziell allein üblichen nach der größten Insel der Gruppe, Hawaii, Platz gemacht. Unter den polynesischen Archipelen ist er der einzige, welcher der nördlichen Halbkugel angehört; der Wendekreis des Krebses bildet nahezu die nördlichste Grenze. Am weitesten nach Norden vorgeschoben ist das Nordkap von Kauai unter 22° 16′, am weitesten nach Süden das Kap Kalae auf Hawaii unter 18° 52′ n. Br., den Ostpunkt finden wir in der Kapohospitze auf Hawaii unter 154° 43′, den Westpunkt in der kleinen unbewohnten Felseninsel Kaula unter 160° 32′ westl. Länge. In diese Grenzen fallen die 8 größeren Inseln: Hawaii, Maui, Kahulaui, Lanai, Molokai, Oahu, Kauai und Niihau (mit Kaula). Weiter nach Nordwesten und dieselbe Richtung verfolgend, liegen zerstreut sieben noch zu Hawaii gehörige kleine unbewohnte Felseninseln und Riffe, die Brütplätze unzähliger Seevögel. Das Gesamtareal des Archipels ist auf

17 008 qkm oder 308,9 Q.-M. berechnet worden; es steht also dem der Vitiinseln und Neukaledoniens etwas nach und zwischen Württemberg und Baden in der Mitte.

Sämtliche Inseln scheinen vulkanischen Ursprungs zu sein; die Gesteine haben durchaus diesen Charakter. Die Lava ist von großer Verschiedenheit, teils porös, teils tuffartig, überwiegend ist sie aber basaltisch. Das Innere der Berge enthält vorherrschend Trachyt und Phonolith. Zuweilen entdeckt man auch Lagen von Madreporenkalkstein. Wo die vulkanischen Ausbrüche aus sehr früher Zeit datieren, hat sich ein großer pflanzlicher Reichtum entwickelt, doch erscheint das Land keineswegs so einladend wie zur Zeit seiner Entdeckung, und viele Teile, die damals angebaut waren, liegen jetzt wüst und öde.

Erdbeben und Lavaausbrüche sind in kurzen Zwischenräumen auf fast allen Inseln und zuweilen sehr heftig und verheerend aufgetreten und erst am 30. September 1881 fand ein Erdbeben sowohl in Honolulu als auf anderen Inseln des Archipels statt; es wird als das stärkste seit demjenigen von 1868 geschildert, welches ungeheuere Verheerungen anrichtete. Die Mauern zahlreicher Häuser erhielten Sprünge, darunter auch die mehr als meterdicken Steinmauern der Kosala-Kirche; in anderen Teilen fielen die Einfriedigungsmauern um und auf vielen Pflanzungen barsten die Cisternen, so daß das Wasser ausfloß. Zu gleicher Zeit war der Krater des Kilauea in außerordentlicher Thätigkeit und sein Lavasee brannte wie ein Hochofen.

Man kann die Inseln als Kulminationspunkte einer mächtigen vulkanischen Gebirgskette ansehen, welche sich in den beiden Zwillingsriesen der Gruppe: dem Mauna Loa und Mauna Kea bis zu einer Höhe erhebt, welche die des größten der europäischen Berge, des Mont Blanc, noch überragt. Die Schneegrenze wird aber unter diesen Breiten dennoch nicht erreicht.

Auf Hawaii messen die Vulkankegel Mauna Kea (weißer Berg) 4253 Meter, Mauna Loa (großer Berg) 4194, Mauna Hualalai 2522 und Kilauea 1210 Meter, auf Lahaina sind die höchsten

Spitzen der Mauna Haleakala mit 3100, und der Mauna o Eka mit 1868 Meter. Die Berge auf den übrigen Inseln sind weit niedriger, doch steigt auf dem westlichen Kauai der Waialeale noch zu 1900 Meter auf. Aber bei der allgemeinen vulkanischen Natur fehlt es auffallenderweise an Mineralquellen gänzlich.

An dem Fuß der Berge und zwischen ihnen hin ziehen sich systemlos zahlreiche Thäler von großer Lieblichkeit und Fruchtbarkeit, durchrauscht von kleinen Flüssen und Bächen, welche, sich an Felsblöcken brechend, über Abhänge stürzend dem Küstenrande zueilen, wo sie freilich häufig ein Ende finden, ehe sie das Meer erreichen. Daher sind diese Ebenen oft dürr und öde. Wie fruchtbar aber auch hier der Boden ist, das zeigt sich, sobald man ihm die nötige Bewässerung zuführt.

Ein scharfer Gegensatz besteht überall zwischen den westlichen Küsten, die während eines großen Teils des Jahres fast wüstenartig erscheinen, und den schön bewaldeten östlichen Abhängen. Den Grund dafür finden wir in den herrschenden klimatischen Verhältnissen. Denn der Ostpassat führt die feuchten Wolken herzu und damit auch den häufigeren Regen. Von entscheidender Wichtigkeit ist natürlich die höhere oder niedrigere Lage. An den Küstenebenen ist es meist heiß und trocken, weiter die Abhänge der Berge hinauf heiß und feucht und noch höher gemäßigt und trocken. In Honolulu ist die Durchschnittstemperatur 24° und das Thermometer steigt selten über 35° C., denn fast ununterbrochen weht der Passat kühlend über den Felsgrat Oahus herüber und das Nuanuthal herab und die Sommerhitze wird häufig gemildert durch erfrischende Regenschauer. Das Klima ist daher durchaus gesund.

So erscheint denn die Vegetation schon eine Stunde landeinwärts unter dem Einfluß der aus der Wolkenregion herabfließenden Gewässer als eine sehr üppige. Pflanzungen von Kokospalmen und Brotfruchtbäumen wechseln mit Zuckerrohrfeldern und über der kultivierten Niederung breitet sich ein Waldgürtel rings um die Vulkane aus. Es lassen sich drei Regionen

Fig. 27.



Mauna Kea und Mauna Loa.

unterscheiden: die Küsten und niedrigen Ebenen, der Waldgürtel unterhalb 2000 Meter und die darüber liegende Zone, wo der Baumwuchs zuerst in verkrüppeltes Gebüsch übergeht und endlich nur noch dürftige Moose und Flechten das rauhe und zerklüftete Gestein überziehen.

Im hohen Gebirge breitet die Koa (Acacia Koa) ihre Kronen über ein verwachsenes Dickicht von immergrünem Unterholz aus. Ihre Stämme lieferten früher das Material für die großen Kanus der Eingeborenen. Die Koa verbindet den Typus der neuholländischen Akazien, bei denen das Mimosenlaub unterdrückt wird, mit den tropischen Arten, die dasselbe ausbilden. Auch unter den Bäumen, welche die Koa begleiten, finden sich einige australische Gewächse und ganze Gattungen: Boehmeria stipularis, Carex Commersoniana Metrosideros, Myoporum, Santalum, das letzte allerdings durch die fortgesetzte Ausfuhr nach China schon selten geworden. Daß diese Seltenheit nach wenigen Jahren eintrat, mußte dem armen, schwerbedrückten Volke als ein heißersehntes Ereignis erscheinen, denn gezwungen, auf ihren nackten Schultern das Holz aus unwegsamer Wildnis zum Meeresstrande zu schleppen, während Gärten und Felder unbebaut blieben, starben Tausende dahin, andere verließen ihre Wohnungen und irrten im Walde umher, um sich der verhaßten Arbeit zu entziehen. Das Sandelholz hat jung keinen Geruch — es ist ja gerade diese Eigenschaft, welche es den Chinesen zur Verbrennung vor ihren Götzenbildern wertvoll macht —, auch wächst es nur langsam zu brauchbarer Güte heran und so wurde denn bald der Vorrat erschöpft. Jetzt freilich hat es sich einigermaßen wieder erholt; Frohndienste sind aber inzwischen glücklicherweise abgeschafft.

Die Region oberhalb des Waldes ist sehr vegetationsarm; auf dem Mauna Loa verschwindet bei 2200 Meter die Pflanzendecke fast überall und in 2800 Meter Höhe vermag nur noch ein Moos sich unter der Befeuchtung der vulkanischen Dämpfe zu erhalten. Aber der nicht aus harten Laven, vielmehr aus losen

Eruptivstoffen aufgebaute Mauna Kea trägt in weit größeren Höhen nicht allein Grasrasen und vereinzelte Sträucher, noch bis zum Niveau von 2800 Meter reicht der bis 3 Meter hohe Manati-Baum (Edwardsia grandiflora), andere Pflanzen gehen sogar noch 600 Meter weiter.

Von der Vegetation der übrigen Südseeinseln unterscheidet sich die Flora von Hawaii sehr wesentlich. Die Feigenbäume, welche in Südpolynesien so riesige Dimensionen erreichen, fehlen hier gänzlich, der Brotfruchtbaum, so ausnehmend wichtig im Haushalt des Südseeinsulaners, ist in Vollkommenheit fast nur bei Hilo zu sehen, Orchideen sind äußerst selten und die epiphytischen Arten dieser wunderbaren Familie kommen hier gar nicht vor, während die Compositae viel häufiger als auf den polynesischen Gruppen erscheinen. Aber dafür besitzen die Inseln unter allen tropischen Inselgruppen die größte Zahl endemischer Pflanzen; nur etwa 20 Arten kommen auch anderswo vor.

Die Gesamtzahl der auf der Hawaiigruppe beobachteten Phanerogamen beträgt nach Grisebach weniger als 600 Arten, von denen 370 endemisch sind; von Farnen und anderen Gefäßkryptogamen wurden etwa 130 Arten nachgewiesen. Unter den eingewanderten Pflanzen ist ungefähr die Hälfte allgemein tropisch oder ubiquitär, ein Viertel stammt aus der indischen Monsunflora, das siebente Achtel ist dem Archipel mit anderen Südseeinseln, das letzte mit Amerika gemeinsam. Unter den charakteristischen endemischen Pflanzenfamilien nehmen die Synanthereen den ersten, die Lobeliaceen den zweiten Platz ein, danach kommen die Rubiaceen, die Rutaceen und die Araliaceen. Nur die Hälfte der aufgestellten 24 endemischen Gattungen besteht aus Monotypen, die übrigen enthalten eine größere Zahl von Arten.

Die hawaiische Pflanzenwelt umfaßt eine Reihe nutzbarer Gewächse, wie Pandanus, Broussonetia, Dracaena, Hibiscus, Curcuma, Tacca, Amomum, Saccharum, welche wir auch auf anderen polynesischen Inseln kennen. Die europäischen Einwanderer haben hier manche neue Pflanze eingeführt: die Yams-

wurzel, die Batate, die Kartoffel, den Tabak, den Kaffee, Weinreben, Citronen, Erbsen und Bohnen wie die Kulturpflanzen Chinas und Japans. „Neben der einheimischen Kokospalme steht die königliche Palme aus Westindien, die Dattelpalme aus Afrika. Ostindische Papayas und Mangobäume, chinesische Bambusdickichte und brasilianische Araukarien, Bananas jeglicher Abkunft und hundert andere Pflanzen, von denen man nicht mehr weiß, woher sie stammen, haben sich eingebürgert.“ Allerdings muß ein großer Teil des Areals der Kultur stets verschlossen bleiben, wo aber der verwitterte Boden, sei es durch natürliche Niederschläge, sei es auf künstlichem Wege, genügende Bewässerung empfängt, steht er keinem nach und liefert die reichsten Erträge.

Unter den eingeführten Kulturen hat der Zuckerrohrbau infolge des mit den Vereinigten Staaten geschlossenen Vertrages, wonach die Produkte Hawaiis dort zollfrei eingehen, einen außerordentlichen Aufschwung genommen; 1873 führte man 23 129 000, aber 1881 schon 94 789 483 Pfund Zucker aus. Noch mehr hat sich der Reisbau gehoben, so daß in demselben Zeitraum der Export von 941 000 auf 7 785 070 Pfund stieg. Weniger Gedeihen zeigten die Kaffeepflanzungen, denn 1873 wurden 262 000 Pfund, aber 1881 nur mehr 19 000 Pfund ausgeführt. Aber auch die einheimische Pflanzenwelt liefert einige, nicht unwichtige Posten für den Export.

Da ist in erster Linie das Pulu, eine Pflanzenwolle von bräunlicher Farbe, die an den Blattstielen eines vornehmlich auf der Insel Hawaii wildwachsenden Farnbaumes (Cibotium glaucum) gefunden wird. Man verwendet es zu Polsterarbeiten und macht in San Francisko auch Hüte daraus. An den modernden Stämmen gefallener Bäume wächst in feuchten Wäldern eine Schwammart, welche als beliebte Speise nach China und Kalifornien ausgeführt wird. Weiter wird das Öl aus den Nüssen des silberglänzenden Kukuibaumes (Aleurites triloba), die auch hier ein bequemes Leuchtmaterial für die Eingeborenen liefern, in Amerika gern von Malern als ein vorzügliches Substitut für

das Leinöl genommen und auch das Arrowroot aus der Tacca pinnatifida findet im Auslande Absatz.

Die Tierwelt der Inselgruppe ist ebenso dürftig wie auf anderen polynesischen Gruppen. Von Säugetieren fanden die ersten Entdecker hier nur eine, auch in Chile lebende Fledermaus (Lasiurus Grayi), die Ratte, das Schwein und den Hund, die letzten beiden zahm im Besitz der Bewohner. Der einheimische Hund, ein kleines, träges Tier mit einem Fuchskopf, langem Rücken, krummen Vorderbeinen und von brauner Farbe, wurde ausschließlich mit Tarobrei gefüttert und bildete eine Lieblingsspeise der Häuptlinge. Er ist jetzt sehr selten. Die eingeführten Hunde haben sich aber so außerordentlich vermehrt, daß sie zu einer förmlichen Landplage geworden sind. Verwildert schweifen sie in Rudeln in den Bergen umher und machen von dort verderbliche Exkursionen zu den Schaf- und Ziegenherden der Ansiedler. Die wohlgebauten, von chilenischen oder kalifornischen Zuchttieren abstammenden Pferde sind von außerordentlicher Zähigkeit und Ausdauer und ganz allgemein in Gebrauch. Der echte Hawaiier, gleichviel ob braun oder weiß, läßt für die unbedeutendsten Wege, die er zu machen hat, aufsatteln. Die ersten Rinder wurden von Vancouver eingeführt und haben sich im verwilderten Zustande so stark vermehrt, daß die Hauptbeschäftigung einiger Ansiedler darin besteht, auf die herdenweise lebenden Tiere nur ihres Talges und ihrer Häute wegen Jagd zu machen. Man schießt sie oder fängt sie mit dem Lasso ein oder legt ihnen Fallgruben. In einer solchen fand der Schotte Douglas beim Pflanzensammeln 1833 einen schrecklichen Tod, indem er beim Hinabstürzen von einem bereits vor ihm hineingefallenen wilden Stier durchstoßen wurde. Häute und Felle, von denen 1881 50169 Stück, und Talg, wovon 118000 Pfund ausgeführt wurden, bilden jetzt sehr wesentliche Posten in den Handelsausweisen des Königreichs.

Dem Schaf — man hat die braunwollige, kalifornische Rasse eingeführt — scheint Weide und Klima nicht in demselben Maße

zuzusagen wie dem Hornvieh, dennoch hat es sich ebenfalls stark vermehrt; die Wolle von Hawaii geht nach San Francisko (1881: 528489 Pfund). Ziegen sind jetzt in großen Mengen vorhanden und ebenso Katzen, welche verwildert in den Wäldern den Vögeln nachstellen, die sich, durch die Ansiedler von den Küsten verscheucht, mehr und mehr in die unbewohnten, inneren Gegenden zurückgezogen haben.

Dort finden sich noch immer die prächtigen schwarzen Mohos (Melithreptes pacifica), deren zwei gelbe Flügelfedern die herrlichen Mäntel der hohen Häuptlinge zierten und auch jetzt noch den gesuchtesten Kopfputz hoher Damen liefern, der zuweilen mit 60 bis 100 Dollars bezahlt wird. Aus den auserlesensten solcher Federn, die neben vollkommener Reinheit der Farbe einen ganz eigentümlich schönen, metallischen Glanz besitzen, ist der nur bei Krönungen und Taufen hervorgeholte Mantel, Kragen und Gürtel der Kamehamehas angefertigt. Dieser Mantel ist der einzige vorhandene der Art, $1^1/_2$ Meter breit und über $3^1/_2$ Meter lang. Andere ausgezeichnete Vögel sind die scharlachfarbene Certhia mit schwarzen Schwanz- und Schwungfedern, die olivengrüne Certhia peregrina und ein kleiner Bergpapagei von reich purpurner Farbe. Von Tauben kennt man bisher nur eine Art und die Kuckucke, Eisvögel und wilden Hühner fehlen ganz. Zahmes Geflügel aber halten die Hawaiier in großer Zahl; unaufhörlich erschallt nachts durch die stillen Straßen von Honolulu das schrille Krähen wetteifernder Hähne. Von Raubvögeln giebt es einen Falken und eine Eule; eine Ralle (Rallus ecaudatus) ist häufig wie auch wilde Enten und Regenpfeifer. Eine der Gruppe eigentümliche Gans (Bernicla sandvicensis), ein großer, ziemlich hübscher Vogel, hat schon auf den britischen Inseln eine zweite Heimat gefunden. Von Amphibien finden sich nur einige Eidechsen; die gleichfalls nicht häufigen einheimischen Insekten zeigen große Ähnlichkeit mit denen auf Tahiti. Einige der am wenigsten angenehmen sind durch die Schiffe eingeführt worden, so der Floh und die Schabe; von Mazatlan sollen

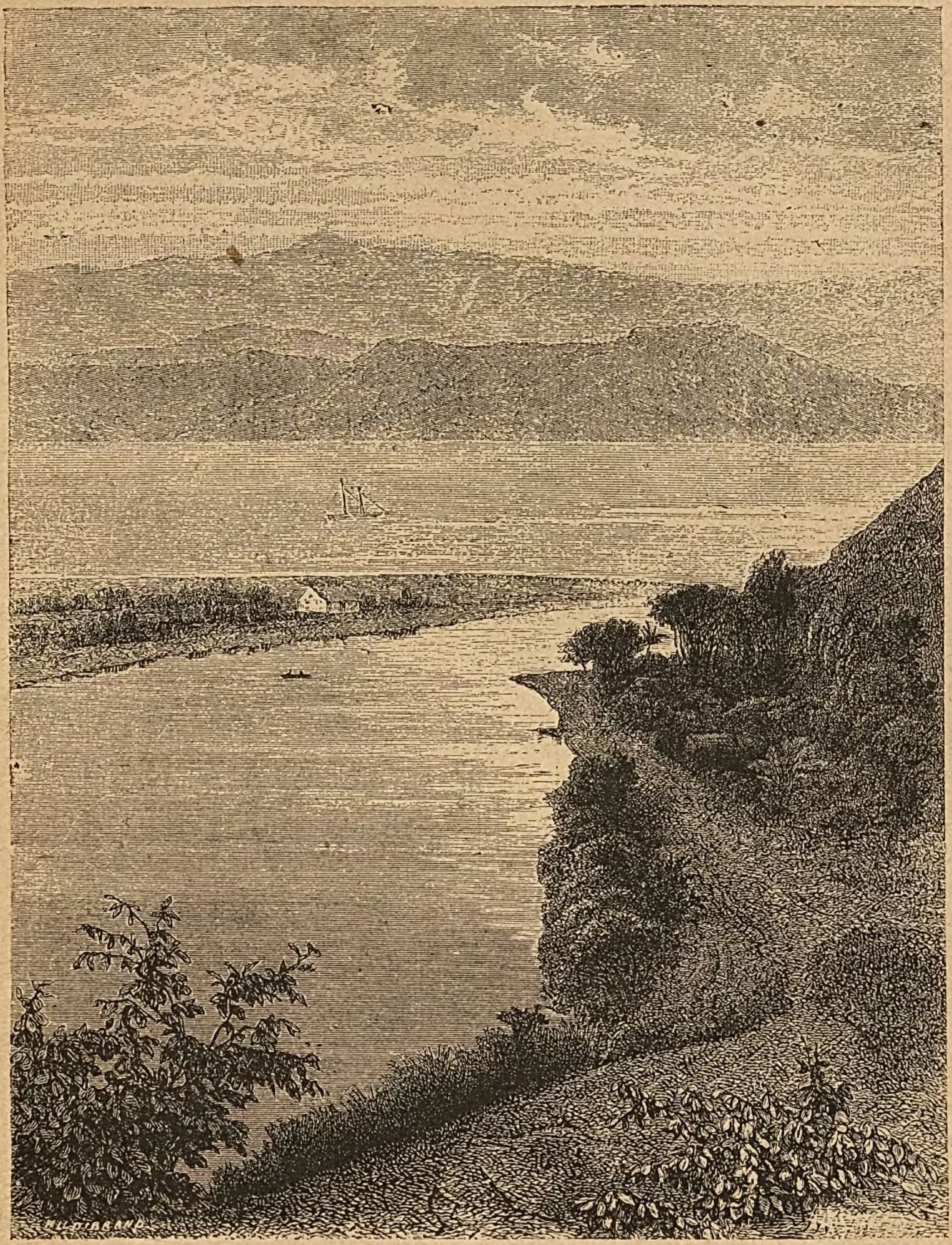
der Tausendfuß, der Hausskorpion und die Moskitos gekommen sein.

Die See ist außerordentlich reich an großen und kleinen Fischen und Mollusken; Cretaceen und Zoophyten giebt es in besonders großer Fülle und Mannigfaltigkeit. Der Walfang brachte früher eine große Zahl von Schiffern zu dieser Gruppe, da sie einen bequemen Zufluchtsort zum Ausbessern der Schiffe und zum Anschaffen frischer Lebensmittel bei verlängerten Reisen darbot; mit der Abnahme der Ergiebigkeit der nördlichen Gewässer ist dieser Verkehr aber sehr zurückgegangen; 1881 liefen nur noch 19 Walfänger ein. Kleine Perlmuscheln fischt man in einer Bucht von Oahu; die in derselben gefundenen Perlen sind indes nur von geringem Werte. Die eßbare Auster kommt gar nicht vor, wohl aber der Bohrwurm und zwar so häufig, daß ein Boot in einer einzigen Nacht schon empfindlichen Schaden durch seine Angriffe erleiden kann.

2. Die Hauptinseln.

Die größte, zugleich die östlichste Insel der Gruppe ist das einem gleichschenkligen Dreieck ähnelnde Hawaii, 11 356 Quadratkilometer oder 206,4 Quadratmeilen messend. Eine zum Teil steil aus den Fluten emporsteigende Insel, an deren nackten Lavafelsen sich die tobende See schäumend bricht oder brausend in die gähnenden Höhlen stürzt, welche sich nahe am Rande öffnen. Gurgelnd und stöhnend strömt das Wasser wieder aus den tiefen Schlünden zurück oder schießt aus der durchbrochenen Decke zwischen Farnen und kriechenden Pflanzen springbrunnenartig hoch in die Luft. Korallenriffe sind an den Küsten selten, die auch sonst dem Schiffer mit keinen Gefahren drohen, aber an guten Häfen fehlt es. Der beste ist an der Ostküste der Bai von Hilo, auch Waiakea oder Byronbai genannt, welche durch das große Blonderiff einigermaßen gesichert wird. An der Westküste gewährt die durch Cooks Tod berühmt gewordene Kealakeakua-Bai ein wenig Schutz.

Fig. 28.



Die Küste von Hawaii.

Es besteht ein auffallender Kontrast zwischen der Ost- und der Westseite von Hawaii. Die letztere, welche durch das hohe Innere der Insel von den feuchten Ostwinden abgeschlossen wird, hat etwas unbeschreiblich Ödes. Der schmale Strand aus nackten Lavafelsen, hier und dort von einzelnen vulkanischen Kegeln durchbrochen, ist von erschreckender Unfruchtbarkeit, denn alle Niederschläge sinken schnell durch die zahlreichen Risse und Spalten zu großer Tiefe hinab und das zu erlangende Wasser ist bitter und salzig; dennoch ist auch diese unwirtliche Gegend bewohnt. Die genügsame Kokospalme, dieser Segen der Südsee, gedeiht auch hier und die See liefert mancherlei Nahrung, ergänzt durch die Produkte der Gärten und Felder, welche freilich erst in 230 Meter Höhe an den schnell ansteigenden Bergabhängen unter dem Einfluß reichlicher Regengüsse vortrefflich gedeihen. Die Ostseite ist weit besser bedacht. Der Seefahrer, welcher, von Norden kommend, an der bald schroffen, bald anmutigen, immer aber großartigen Küste dahingleitet, hat fast beständig einen oder den andern der vielen Wasserfälle in Sicht, die von 20 bis 200 Meter hohen Steilwänden in wenigen Absätzen rauschend zum Meere herabstürzen. Von den Kanten ziehen sich auf den sanft-ansteigenden Flächen dunkle Wälder von Koa, Ohinia, Mamane, wechselnd mit helleren Zuckerplantagen, zu den beiden Riesen Mauna Loa und Mauna Kea hinauf. Und verstohlen lugen kleine Ortschaften mit reinlich weißgetünchten Kirchen aus grünen Schluchten hervor.

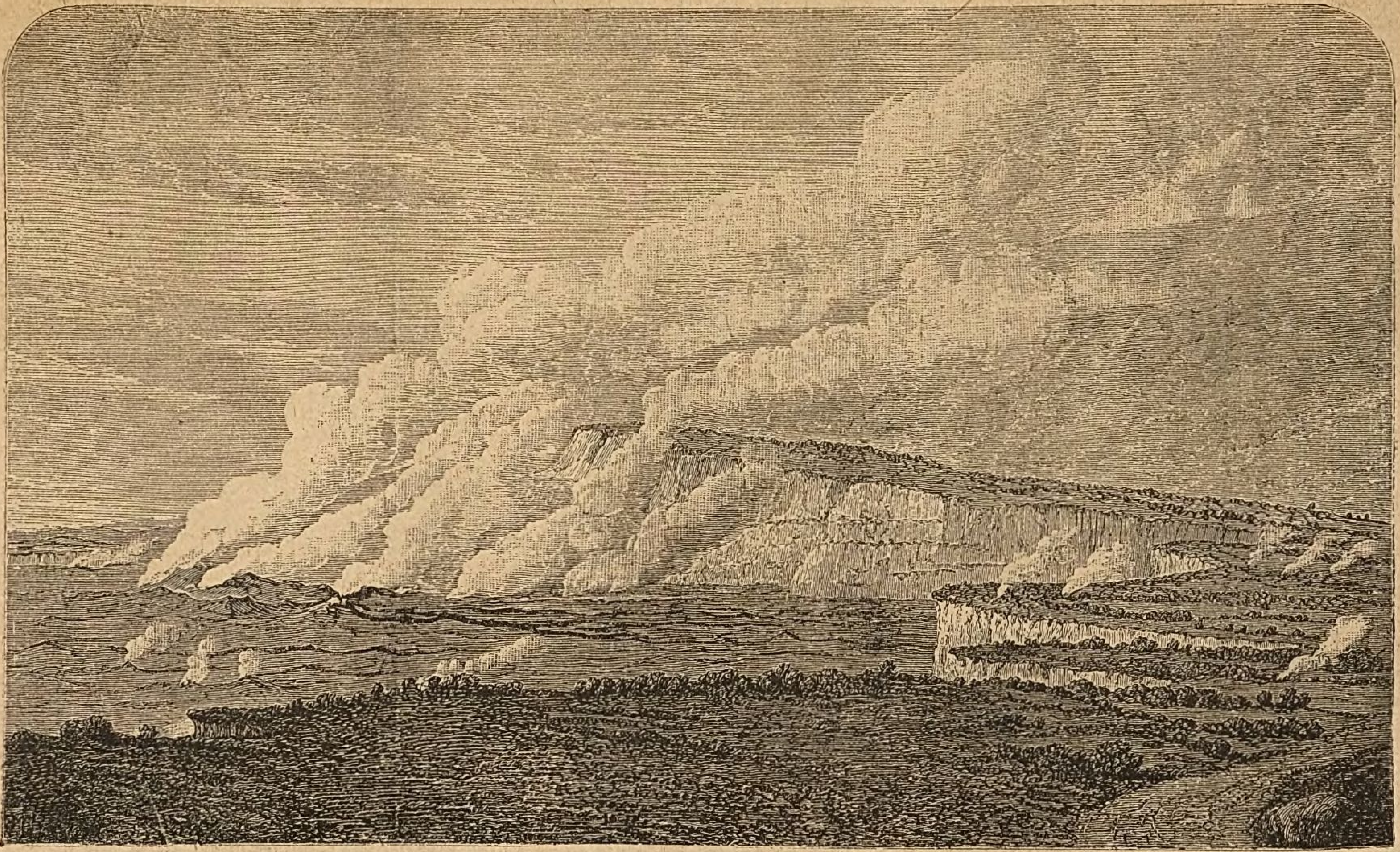
An der Südseite der hübschen, rundum mit Kokospalmen und anderen tropischen Pflanzen eingefaßten Byronbai liegt die Hauptstadt der Insel und Residenz des Gouverneurs derselben, das gartenreiche Hilo, ein reizendes Städtchen mit 1000 Einwohnern. Im Sommer 1877 fast gänzlich zerstört durch die große Flutwelle des Erdbebens von Peru, wobei 100 Menschen ums Leben kamen, erholte es sich schnell wieder und hat mit seinen zwei hohen Kirchen, davon eine, die katholische, mit Doppeltürmen, einen nahezu europäischen Anstrich. Unter den hohen

Bäumen, deren breite Zweige nach allen Seiten Schatten spenden, liegen halb verborgen die Hütten der Eingebornen, während man am Strande, wo sich der ganze Handel konzentriert, einige weiße Holzgebäude sieht. Darunter das von Veranden und prachtvollen exotischen Bäumen umgebene Gerichtsgebäude, das größte und imponierendste Bauwerk auf der ganzen Insel. Den übrigen Häusern geben tiefe Strohdächer und phantastisch vergitterte, mit Jasminpflanzen, Waldreben und Passionsblumen geschmückte Veranden ein kühles, einladendes Äußere.

Gleich neben Hilo ergießt sich der Wailuku ins Meer. „Ein wilder Gebirgsfluß braust er durch romantisch zerklüftete Schluchten von Lavafelsen herab aus dem Mauna Kea, zwischen hohen, schwarzen Blöcken in mehrere Arme zersplitternd, sich wieder vereinigend, hier in Wasserfällen herunterstürzend, dort über breitere Betten von Rollsteinen dahinschäumend, großartig und wild wie alles auf diesen Inseln. Seitlich von der reißenden Strömung des Flusses haben sich stufenartig über einander mehrere geräumige Tümpel mit ruhigerem Wasser gebildet, welche zum Baden dienen. Bizarre Pandanusbäume, festgeklammert an den Wänden mit ihren sperrigen Wurzelpyramiden, hängen von oben herab und wiegen rauschende Büschelköpfe im lauen Passatwind.“ Ganz in der Nähe der Stadt spaltet sich der Fluß in drei Arme, welche in enge, aus mächtigen Lavablöcken gebildete Kanäle eingezwängt, zuerst pfeilgeschwind dahinschießen und dann als zehn Meter hohe Wasserfälle in ein tiefes, von hohen Felsen umschlossenes Becken hinabstürzen. Es ist ein Hauptvergnügen der fast amphibischen Eingebornen, die wilde, gefährliche Fahrt durch die schäumenden Kanäle hinunter zu machen. Anmutig die Hände über dem Kopfe zusammenfaltend, lassen sich die Mädchen von Hilo von der Flußschnelle fortreißen, indem sie hoch oben auf dem Kamm der gärenden Wasserschicht flüchtig erscheinen, und im nächsten Augenblick wie Nixen aus dem Strudel empor tauchen.

Durch hübsche Gärten führt ein halbstündiger Ritt zu dem

Fig. 29.



Der Krater von Kilauea bei Tag.

prächtigen Rainbow-(Regenbogen-)Fall. Der Wailuku schießt hier in zwei Armen von einer 20 Meter hohen Felskante in ein kreisrundes Becken hinab. Der düstere, ausgehöhlte Hintergrund der Bergwand läßt die weißschäumenden Gießbäche um so schärfer hervortreten, in deren aufsteigenden Dunstwolken der Sonnenstrahl in unzähligen Regenbogen sich bricht, manche in den hellsten Farben glänzend, andere in unsicheren Tinten zart verschwimmend. Dem Wasserfall gegenüber hebt sich eine mehr als 30 Meter hohe Felsmauer, von deren vorspringender Kante junge Männer den gefährlichen Sprung in die Tiefe unternahmen, als Mrs. Brassey auf dem „Sunbeam" die Insel besuchte. Hoch oben über den Häuptern der atemlosen Zuschauer hoben sich die großen, kräftigen Gestalten klar vom blauen Himmel; die langen schwarzen Haare waren durch Kränze von Blumen und Blättern zusammengehalten und gleiche Gewinde schlangen sich um die braunen Hüften. Mit Adlerblicken maßen sie die Entfernung, dann ein kräftiger Anlauf, ein Sprung, ein mehrfaches Überschlagen in der Luft und sie verschwanden im Wasser, um alsbald wie ein Kork in die Höhe zu schnellen und den sonnigen Abhang hinauf zu klimmen, als hätten sie gar nichts so Wunderbares vollbracht.

Von der Ebene von Hilo allmählich und sehr regelmäßig aufsteigend, wölbt sich der Mauna Loa zu einem flachen Dome, der auf einer breiten Grundlage von 70 geographischen Meilen den ganzen südlichen Teil der Insel von Ost nach West einnimmt. Auf dem Gipfel zieht sich eine Reihe von Kratern von Nord nach Süd. Der thätigste derselben und das größte Wunder des Archipels ist der an der Ostseite gelegene Kilauea. Die Entfernung von Hilo beträgt 44 Kilometer. Es ist ein mühsamer Weg über Stücke und Blöcke glasharter, knirschender Lava, auf engem Pfade zwischen Farnbäumen und Kukuistämmen mit rankenden Schlinggewächsen. Aber kein Reisender, der Hawaii berührt, läßt den Kilauea unbesucht, und schon hat auf halbem Wege ein schmuckes, weißes hölzernes Gasthäuschen den Platz ein-

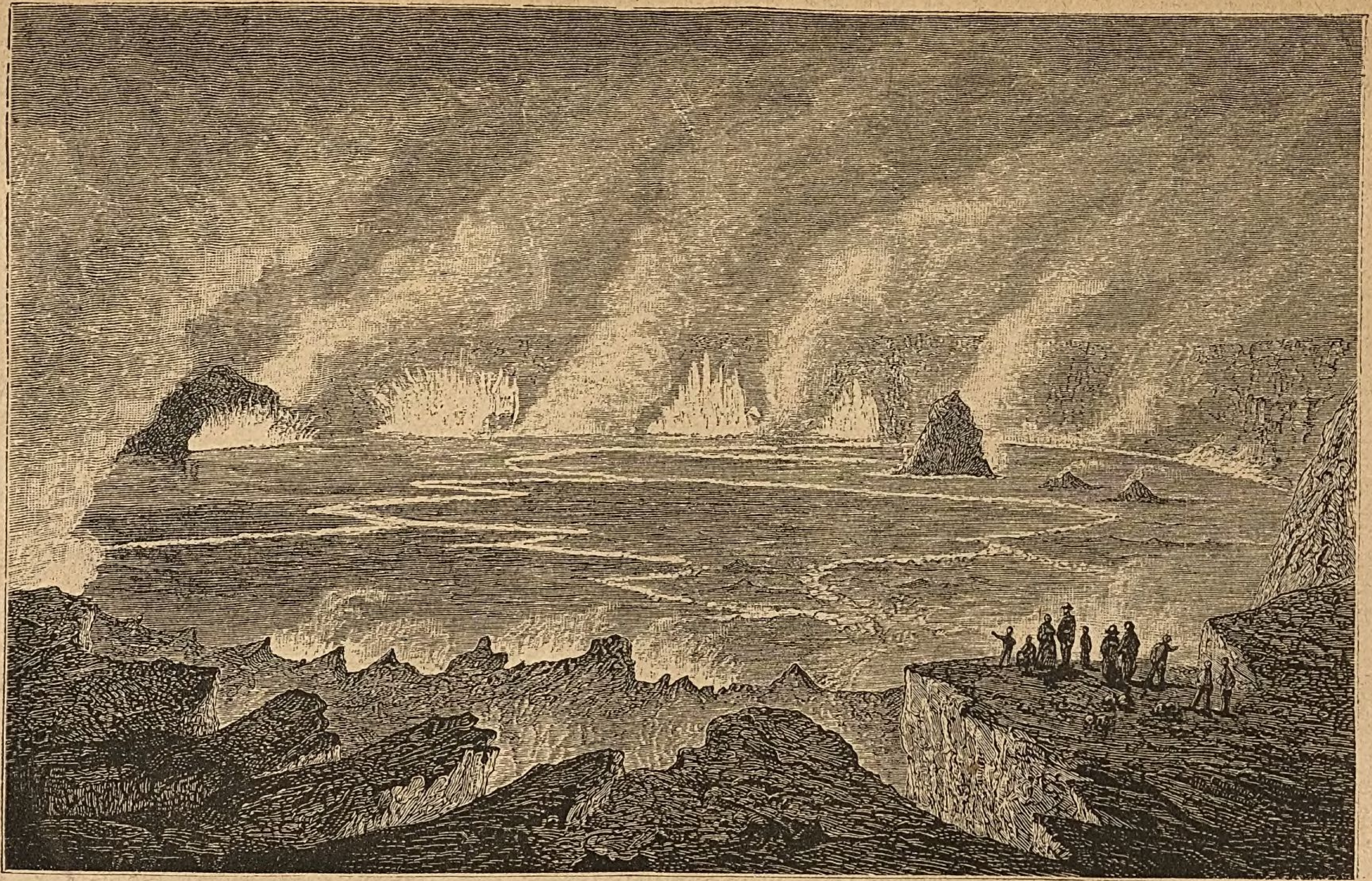
genommen, wo früher eine rohe Grashütte stand, und oben am nördlichen Rande des Kraters empfängt im behaglichen Volcano-Hotel ein prasselndes Holzfeuer den Reisenden, der diesen Komfort in 1210 Meter Meereshöhe mit Freuden begrüßt.

Gerade bei der Stelle, wo das Hotel steht, ist die 180 Meter tiefe Wand eingestürzt und in Zickzackwendungen führt ein Weg, den grüne Farrenkräuter und Heidelbeerbüsche mit großen rosenfarbigen Beeren besäumen, hinunter auf den Boden des Kraters. Die Lavafläche, frisch glänzend wie Metall, zeigt die verschiedenartigste Gestaltung. Hier steigen Hügel und Kegel empor, dort erheben sich hohe Wellen, an einigen Stellen meint man Orgelpfeifen zu sehen, an anderen gleicht die erkaltete Lava ungeheuren Massen übereinander liegender Taue und wieder an anderen Punkten glaubt man in einen riesigen Kessel zu blicken, dessen Inhalt im Augenblick des Siedens versteinerte. Breite und tiefe Spalten zerklüften die schwarzen, grünlichen und erzähnlichen gelbbraunen Lavaströme. Je weiter man vorgeht, desto heißer wird der Boden und aus den Spalten steigen schweflige Gase auf. In allen Regenbogenfarben glänzen die Krystalle von Schwefel, Alaun u. a. in den Strahlen der Sonne und zwischen den Falten des Gusses gewahrt man in dem glasigen, durchsichtigen Boden unter der Oberfläche die langen Fäden ausgesponnener Schlacke, das Haar der Göttin Pele, jenes eigentümliche Mineral, auch Pelenit genannt, das nach Buchner genau so aussieht wie die Schlackenwolle unserer Eisenwerke. Vom Winde verweht, hängt sich Peles Haar an das Gebüsch der Ebenen und bedeckt den Boden wie mit zarten Spinngeweben.

Mrs. Brassey, welche mit ihrer Begleitung den jetzigen Krater erstieg, wobei der Führer oftmals durch die dünne Decke brach und schleunigst vor den hervordringenden heißen Dämpfen zurückweichen mußte, beschreibt uns die schauerliche, wahrhaft überwältigende Großartigkeit des sich am Rande den Blicken entrollenden Bildes.

„Etwa hundert Fuß unter uns wogte der ungefähr eine

Fig. 30.



Der Feuersee des Kilauea bei Nacht.

Meile breite Feuersee. Die glühenden Fluten brachen sich mit einem Brausen, gleich demjenigen des erzürnten Oceans, am jenseitigen Ufer. Ungeheure Wogen blutroter Lava wälzten sich mit wildem Ungestüm gegen die vorspringenden Klippen, bäumten sich empor und schleuderten den flammenden Gischt hoch in die Luft. Besonders heftig umtoste die Brandung eine kleine Insel. Immer von neuem stürmte die dampfende Flut gegen dieselbe an, als wollte sie nicht eher rasten, bis das Eiland in den unheimlich kochenden Schlund hinabgerissen sei. An der anderen Seite wälzte sie sich gegen eine große Höhle vor; mit donnerähnlichem Toben rasten die Wogen in dieselbe hinein, rissen die am Eingang überhangenden riesigen Stalaktiten herab und warfen ihre eigenen brennenden Massen zur Bildung neuer empor. Jeder Augenblick zeigte ein anderes Schauspiel: bald war es ein breiter, wie geschmolzenes Gold leuchtender Fluß, welcher majestätisch dahinrollte, dann waren es wieder vier oder fünf Glutströme, welche die dunkelrote, mit leichtem, grauem Schaum bedeckte Masse zerteilten. Ohne Unterlaß brodelte und zischte es, bald hier, bald dort kochte und tobte es stärker, die glühenden Wellen hoben und senkten sich und dann mit einem Male, wie aus einem weit klaffenden Schlund, stiegen mächtige, rote und gelbe Flammensäulen, Springbrunnen und Feuergarben empor — hier — dort — überall!"

Die glühende Lava überflutet den Krater niemals, so daß sie über die Wände trete, sie findet in den Höhlen des vulkanischen Gesteins Wege, unterirdisch abzufließen, weiter unten, wo die Bodendecke nicht mehr allzustark ist, öffnen sich nicht selten Spalten, in deren Tiefe man sie dahinfließen sieht. Zuweilen durchbricht sie aber auch die Seite des Berges und der sich abwärts wälzende Feuerstrom vernichtet dann alles auf seinem Wege: Wälder, Pflanzungen, die Wohnungen der Menschen, ja diese selber.

Seit 1832, wo Mauna Loa und Kilauea den Europäern zum ersten Male ihre Thätigkeit bewiesen, hat mancher Ausbruch stattgefunden. Im Juni 1840 ergoß sich aus einem Seitenspalt

des Kilauea ein Feuerstrom, welcher, bis zum Meeresrande fließend, sich über einen 16 Meter hohen Abgrund mit entsetzlichem Getöse in die Tiefe stürzte. Drei Wochen lang nahm der Strom nicht ab. Je nach der Gegend, über die er floß, hatte er eine Tiefe von 3 bis 30 Meter. Die Küste erweiterte sich in die See hinein, es entstand ein sandiger Strand mit neuer Landspitze. Weitere Eruptionen ereigneten sich 1851, 1852 und 1855, in welchem Jahre ein Lavastrom bis nahe an Hilo heranrückte, ebenso 1859, und 1869 eine solche von ganz besonderer Heftigkeit, die vielen Menschen das Leben kostete, und endlich 1881, wo der ganze Archipel in Mitleidenschaft gezogen wurde.

Von dem Mauna Loa gerade nach Norden zu, durch die große Lava-Ebene getrennt, liegt der höchste Berg Hawaiis, der Mauna Kea, der weiße Berg, so benannt, weil ein dichter Schneemantel im Winter den Gipfel bis weit hinab bedeckt. Im Sommer erhält sich indes der Schnee nur an einigen geschützten Stellen. Der Gipfel ist eine weite Fläche; vielleicht ist dies der ehemalige Boden des Kraters, dessen Umfassungsmauern mit der Zeit gänzlich zerstört wurden. Im Südwesten liegt der ebenfalls erloschene Vulkan Hualalai, der noch 1801 eine furchtbare Eruption hatte, in dessen 20, über den weiten ebenen Gipfel verstreuten Kratern sich jetzt aber die Vegetation bis auf den Grund erstreckt.

Durch diese drei gewaltigen Vulkane, welche sich ganz sanft und allmählich erheben, wird die Hochebenenform auf zwei Stellen: im Nordwesten und im Südosten beschränkt. Nur der nordwestliche Teil, der Distrikt von Waimea, ist angebaut und bewohnt. Auf dieser hohen und daher kühlen und gesunden Ebene ist der alte Waldwuchs vertilgt worden und an seine Stelle sind Graswiesen getreten, auf welchen nun Viehzucht betrieben wird.

Sonst sind an mehreren Stellen der Insel mit Erfolg Zuckerplantagen mit dazu gehörigen Zuckersiedereien angelegt worden. So in der Umgebung von Hilo, so in Kohala, einer

ausgedehnten Ortschaft an der nördlichen Landspitze u. a. Die Gesamtbevölkerung belief sich 1878 auf 17 034 Seelen.

Durch die gefürchtete Meeresstraße Alenuihaha von Hawaii getrennt liegt nordwestlich die Insel Maui, der Größe nach die vierte der Gruppe, 1268 qkm oder 23 Q.=M. Sie setzt sich aus zwei hohen gebirgigen Halbinseln zusammen, welche die Sanddünen des schmalen Isthmus von Waikapa mit einander verbinden. Über die niedrige Lücke weht ungehemmt der Passat. Die größere südöstliche Halbinsel gleicht mit dem ausgebrannten Vulkan Heleakala, dem „Haus der Sonne“, einem der Kegelberge Hawaiis. Sanft steigen die westlichen und südlichen Abhänge zum Gipfel, während sich im Norden und Osten die ungeheuren Radienpfeiler des Berges steil und scharfgeschnitten aus dem Meere heben. Tiefe Schatten ruhen in den riesigen Schluchten. Der Gipfel umschließt den größten Krater der Erde von 7—8 Meilen Umfang und 848 Meter Tiefe. Auf seinem Grunde erheben sich 16 Kegelberge von 200 Meter Höhe, einige von Kratern durchbohrt. So lange ist aber der Vulkan schon erloschen, daß sich in den Traditionen der Eingebornen keine Spur von dem Ausbruch eines Berges mehr findet. Allerdings haben sie eine Sage, daß Pele, die jetzt im Kilauea thront, einst auf dem Haleakala ihren Wohnsitz hatte, bis die Furcht vor dem heranrückenden Meer sie nach Hawaii trieb.

Auf der nordwestlichen, weit kleineren Halbinsel liegt Lahaina, nach Honolulu der bedeutendste Hafen der Gruppe, auf einer grünen Landzunge, die sich aus weißen und kahlen Höhen in die See hinausstreckt. Die kleinen Häuser sind malerisch unter Palmen und Bananen verborgen. Unter Kamehameha III., als Lahaina Residenz des Königs war, zählte es gegen 3000 Einwohner, jetzt mag es 500 haben, meist Kanakas, nur wenige Weiße, aber viele Chinesen. Vorn am Hafen steht ein alter Turm, ein Überbleibsel des Forts, welches den Hafen beschützen sollte. Nicht weit davon das große, zweistöckige Regierungsgebäude, ringsum von einer Veranda umgeben, ehemals der Palast des Königs.

Von Lahaina führt eine Telegraphenlinie über einen Paß nach dem 64 Kilometer entfernten Wailuku an der Nordostküste. Auf Maui befinden sich einige besonders schöne Besitzungen, auf denen namentlich Zuckerrohr gebaut und verarbeitet wird. Die ganze Insel hatte 1878: 12 109 Einwohner.

Kohulaui (143 qkm = 2,6 Q.-M.), südlich von Maui, von welchem es durch eine Straße getrennt ist, in welcher die kleine Felseninsel Molokini liegt, ist dürr, es wird dort aber jetzt bedeutende Schafzucht betrieben, auch ist das Meer ringsum sehr fischreich; etwas besser ist Lanai (301 qkm = 5,5 Q.-M.), das einige angebaute Thäler hat, in denen (1878) 214 Menschen wohnen. Weit fruchtbarer und stellenweis mit dichten Wäldern bedeckt ist das von Maui durch die Straße von Pailolo getrennte Molokai, das 491 qkm oder 8,9 Q.-M. mißt. Am dichtesten bewohnt ist das südliche, an manchen Punkten sehr anmutige Küstenland sowie das am Nordstrande tief in die Berge eindringende Thal Halawa, das schönste und fruchtbarste der Insel. Seine größte Höhe erreicht das Gebirge in dem 760 Meter hohen, dicht bewaldeten Olokui. Molokai ist der traurige Verbannungsort für die mit dem Aussatz unheilbar behafteten Kranken. Sie werden polizeilich gesammelt und in ein abgeschlossenes und unzugängliches Thal dieser Insel geführt, wo sie keine ärztliche Behandlung genießen und bei mangelhafter Verpflegung, fern von ihren Freunden und Verwandten, ihr Ende erwarten. Buchner sah einen Transport von 14 solcher Unglücklichen in einem eigens dazu bestimmten Schuner den Hafen von Honolulu verlassen. Sechs Polizisten eskortierten die traurige Schar, hinterdrein folgten jammernd und weinend die Angehörigen der armen Verbannten wie bei einem Leichenbegängnis. Sie schieden auf Nimmerwiedersehen. Damals befanden sich etwa 800 Leprosen auf Molokai, darunter vier Weiße, ein Deutscher und drei Engländer. Nicht wenige waren kleine Kinder, die, getrennt von Vater und Mutter, hier mit ihren Leidensgefährten warten, bis der Tod sie von ihren unsäglichen Qualen erlöst. Ein französischer Priester widmet sich mit be-

wunderungswürdiger Aufopferung der geistlichen Sorge für diese Bemitleidenswerten. Auch er ist verurteilt, hier zu leben und zu sterben, denn selbst wenn er von jeder Ansteckung freibliebe, kann er nie mehr aus seinem selbstgewählten lebendigen Begräbnis zurückkehren. Man behauptet, daß die absolut unheilbare Krankheit von den Chinesen eingeschleppt und bei einer Blatternepidemie, wo nicht allein Ärzte, auch Missionäre und Beamte Hals über Kopf alles impften, das Gift der Leprose auch auf eine Menge anderer übertragen worden sei.

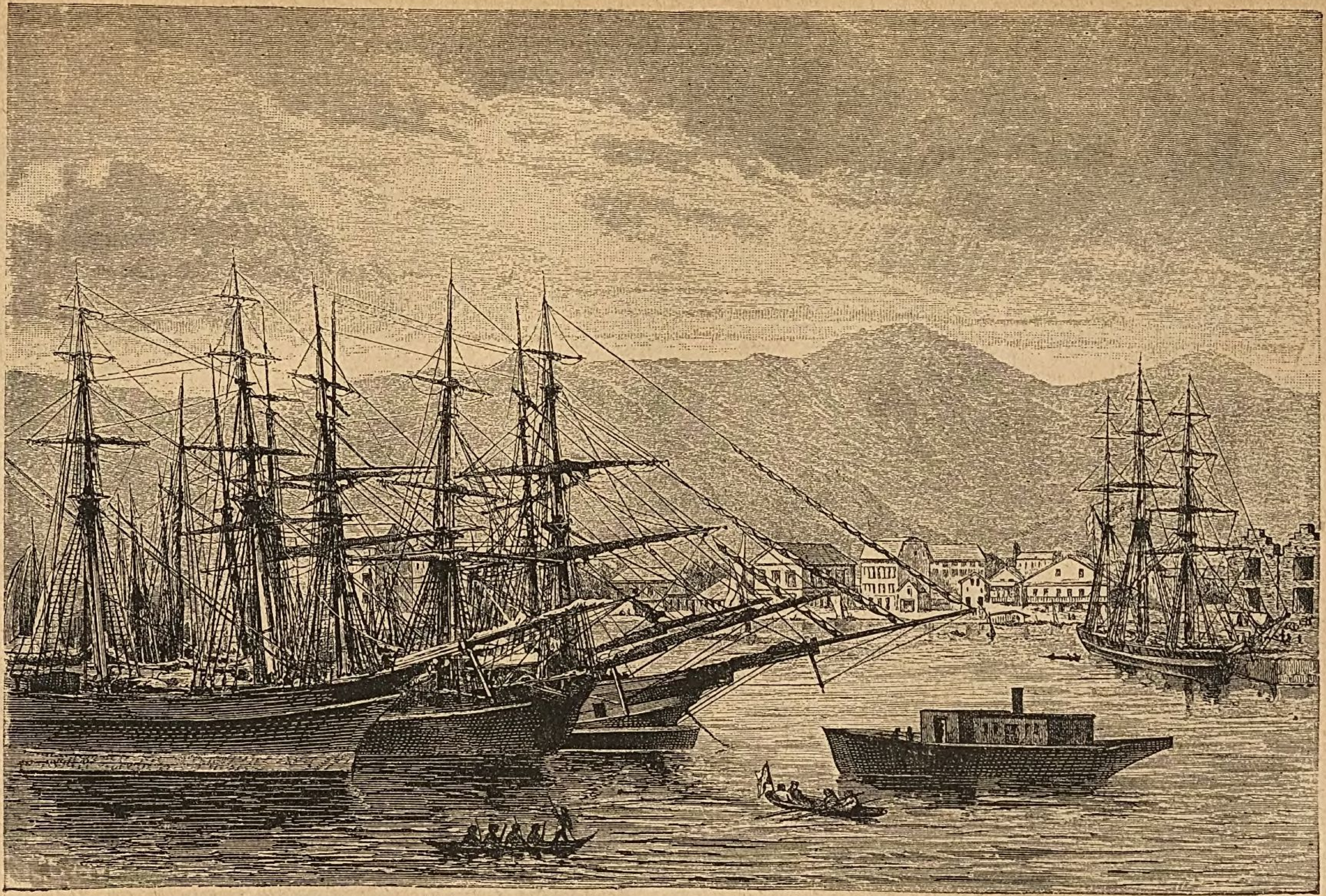
Die wichtigste aller Inseln des Archipels ist Oahu, zwar weit kleiner (1680 qkm = 30,5 Q.-M.) als Hawaii, aber als Sitz der Regierung, als Centralpunkt des gesamten Handels und auch als bedeutendstes Produktionsgebiet diesen sowie alle anderen Teile des Königreichs weit überragend. Oahu ist ganz anders aufgebaut als die übrigen hawaiischen Inseln. Dort hebt sich von dem meist hohen Strande in allmählicher Steigung oder in Absätzen und Stufen das Land zu einem oder mehreren Kulminationspunkten, hier durchschneiden zwei von Nordwest nach Südost, den Küsten parallel ziehende Gebirgsketten die Insel und schließen eine breite Thalebene ein, welche die ganze Länge des westlichen, breiteren Innern der Insel erfüllt. Beide Ketten sind vulkanisch, Spuren von Kratern finden sich jedoch in der südlichen Kette gar nicht und in der nördlichen nur auf dem zur See geneigten Abhange. Das südliche Küstenland, der Distrikt Waianae, ist, da er vom Passatwind nicht berührt wird, sehr trocken, und daher nur zur Viehzucht geeignet. Von ihm erhebt sich die danach benannte Kette von Waianae oder Kaala, ein schmaler Grat voller Piks und Schluchten, steil und schroff zu 1186 Meter Höhe. Auf der nördlichen Seite ist der Abfall sanfter, auch verzweigt sich das Gebirge in mannigfacher Weise. Und nun breitet sich ein trockenes Gelände nach Ost und West bis zum sumpfigen Meeresstrand, nach Norden bis zu der Konahuanikette aus, ein früher wohl angebauter Strich, der bei gehöriger Bewässerung sehr reiche Ernten lieferte, jetzt aber nur zur Weide für Schaf-

und Rinderherden benutzt wird. Aus dieser Ebene ragen aber auch hier und dort Krater auf, teils mit Brackwasser gefüllt, aus denen man Salz gewinnt, teils nach Regengüssen Süßwasserseen bildend, aus denen kleine Bäche abfließen. Die große, langgestreckte Lagune von Ewa, auch Perlensee genannt, westlich von Honolulu, würde einen der schönsten Häfen der Erde bilden, wäre ihre Verbindung mit dem Meere nicht gar zu seicht.

Die nördliche Kette von Konahuanui ist steil und schmal wie ihre südliche Schwester, auch hat sie den feuchten, sumpfigen Boden auf den waldbedeckten Höhen mit jener gemein. Steile Lava- und Basaltwände umschließen hier uud dort schöne und fruchtbare Thäler, zuweilen in alten, erloschenen Kraterbecken endend, wie das reizende Thal Nuanu, welches sich durch den mittleren Teil der Kette hinzieht. Kein Reisender verfehlt diesen schönen Aussichtspunkt zu besuchen, von dem der Blick über das im schönsten Grün prangende Tiefland, den schimmernden Streifen sandigen Ufers und die weißglänzenden Schaumlinien des brandenden, im tiefsten Blau zum Horizonte aufsteigenden Oceans streift.

Von Honolulu führt der Weg zuerst durch die Landhäuser und Gärten des vornehmen weißen Viertels, wunderbar schön in ihren Schmuck von blühenden und immergrünen Pflanzen. Meilenweit geht es so unter dem kühlen Schatten der Bäume hin, vorüber an den traulich in einer Vertiefung liegenden Kirchhöfen, dem gegenüberliegenden Mausoleum der fünf Kamehamehas, der Eisfabrik. Das Thal verengert sich; mehrmals kreuzt der in Schlangenwindungen herabtosende Nuanubach den Weg. Er ist in den Dienst der Menschen gezogen worden und hat die Tarosümpfe zu bewässern, welche sich rechts und links vom Wege ausbreiten. Höher und höher geht es durch den reizendsten Naturpark, die steilen Berge sind in allerlei phantastische Formen zerrissen und fallen plötzlich in jähe Abgründe, hier Pali genannt. An beiden Seiten des Passes steigen die ungeheuren basaltischen Felsmassen des Konahuanui und des Waolani empor und jäh

Fig. 31.



Honolulu.

stürzt der mit üppigen Schlinggewächsen bekleidete Boden zu einem 400 Meter tiefen, schauerlichen Abgrund hinab. Erst seit wenigen Jahren ist ein Pfad für Pferde in den steilen Felsen ausgehauen worden. Hier standen ehemals die steinernen Bilder der Akua no ka Pali, der Götter des Abgrundes, vor denen der Eingeborne, welcher den gefährlichen Pfad mit Hilfe der Lianen mühsam erkletterte, grüne Zweige oder Blumenkränze als Weihegabe niederlegte. Hier wurde auch die letzte entscheidende Schlacht geschlagen, welche dem großen Kamehameha die Oberherrschaft über ganz Hawaii gab.

Honolulu, die Hauptstadt des hawaiischen Königreichs und die bedeutendste Handelsstadt in Polynesien überhaupt, liegt an der Südküste der Insel Oahu. Korallenriffe und sandige, während der Ebbe trockene Bänke ziehen sich vom Lande weit in die See hinaus und lassen nur eine schmale, kanalartige Einfahrt, in welcher beständig eine hohe Brandung rollt. Drinnen ist der Hafen, in den umfangreiche Werften durch das seichte Wasser hinausgebaut sind, vollkommen still und ruhig. Die Stadt ist auf einem, sich nur wenig über den Meeresspiegel erhebenden schmalen Streifen von Land erbaut, doch lassen die höheren Gebäude, Türme und Flaggenstangen von der See aus die in dichtem Grün tropischer Gärten gebettete Stadt mehr ahnen als direkt wahrnehmen.

Unter den öffentlichen Gebäuden ist der Regierungspalast, im Renaissancestil nach den Plänen eines Architekten aus Sydney gebaut, das schönste. Er hat 120000 Dollars gekostet und schaut mit seinem Turm und wirkungsvoller Façade ganz monumental drein. Und doch ist er nur von Holz, selbst die scheinbar so soliden Säulen, aber alles ist mit Cement und einer sandgemischten Farbe überputzt und so geschickt, daß man schwören möchte, man sähe die schönstbehauenen Quadern. Im Erdgeschoß hält das Parlament von Hawaii seine Sitzungen. An den einfach weißgetünchten Wänden hängen die Bilder der fünf Kamehamehas, des Lunalilo und des Kalakaua, sowie der Königinnen und

Prinzessinnen in tief ausgeschnittenen Kostümen. Die früheren Herrscher sind von einheimischen Künstlern dargestellt, der erste Kamehameha in seinem roten Federmantel, während die späteren alle in europäischer Kleidung, teils in Generalsuniform, teils im Civilfrack gemalt sind. Die Porträts des Königs Kamehameha II. und seiner Gemahlin wurden in England gefertigt, wo beide starben. Im Sitzungssaal des höchsten Gerichtshofes sehen wir die Bilder Friedrich Wilhelm III., Louis Philipps, Napoleon III. und des verstorbenen Kaisers von Rußland. Das Gebäude enthält auch eine überraschend reiche Bibliothek und ein Museum mit ethnographisch sehr wertvollen hawaiischen Altertümern u. a.

Gegenüber steht die Residenz des Königs, der Iolanipalast, bisher nur aus mehreren niedrigen Gebäuden im Verandastil bestehend; an einem größeren Gebäude wird aber schon gearbeitet. Das Innere der bescheidenen Wohnung ist elegant tapeziert und ausgestattet und das Terrain, in welchem es liegt, mit einigen schattigen Alleen und Gartenanlagen geschmückt, das Ganze aber von einer hohen, steinernen Mauer umgeben mit vier Thoren, welche nach jeder der vier begrenzenden Straßen münden. Nur ein hoher Mast, dessen Flagge an der Spitze die Anwesenheit des Königs zeigt, ist der Außenwelt sichtbar.

Das beste Gebäude nach dem Regierungspalast ist das auf Staatskosten erbaute Hawaiian Hotel, ein großes massives zweistöckiges Haus, mit blühenden Schlingpflanzen reich verziert und festonirt. Es steht auf einem gutgepflegten, mit exotischen Bäumen bepflanzten Platze, auf welchem gelegentlich die Militärkapelle spielt und zur Entfaltung eines regen Treibens Veranlassung giebt.

In Honolulu giebt es sieben Kirchen: eine anglikanische, eine katholische, eine wesleyanische, die übrigen den Kongregationalisten gehörig. Wenn am Sonntagsmorgen die hellen Töne der Glocken erschallen, dann strömen von nahe und fern Fußgänger, Reiter und Wagen heran, an alle Bäume vor den Kirchthüren stehen dann Pferde gebunden. „Vornehme hawaiische

Damen wandeln, stolz das Haupt erhoben und mit unübertrefflicher Grandezza in ihren schwarzen, taillelosen Talaren, schwarze Sonnenschirmchen in schwarzbehandschuhten Händen, über die Straße und hinter ihnen tragen Dienerinnen die großen Gebetbücher mit goldenem Kreuz.“ Neben der Kavaiahaokirche ist das Mausoleum des letztverstorbenen Königs. „Lunalilo ka Moi † 1877“, lautet die Inschrift auf dem kapellenartigen, gothischen Bau, rings herum sechs Kahili, große Büsche aus Federn und Blumen auf Stangen gesteckt; ein eisernes Gitter schließt das Denkmal ein.

Auf dem Wege nach dem Pali, oberhalb der schönen Nuanu Avenue steht das königliche Mausoleum, ein kleines, aber hübsches Steingebäude gothischen Stils. Eine schöne Aussicht eröffnet sich von hier über Land und See und leise Lüfte tragen süßen Blütenduft in das Haus der Toten. Hier ruhen die hawaiischen Könige, ihre Gemahlinnen und Kinder. Die meisten Särge sind aus schön poliertem Koaholz gefertigt und einzelne mit roten, goldgestickten Sammetdecken verhüllt. Der mächtigen Gestalt hawaiischer Häuptlinge angemessen, sind manche von gewaltiger Größe. Die Gebeine Kamehamehas I. ruhen in einer viereckigen Eichenkiste. Zwei ungeheure, vier Meter hohe Kahilis, der eine aus rosafarbenen, der andere aus schwarzen Federn an schönen Griffen aus Schildpatt, stehen am Fußende des Sarges von Kamehameha IV. In der Vorhalle ist der Sarg des früheren Ministers Wylie aufgestellt, als „desjenigen Europäers, welcher der größte Wohlthäter des hawaiischen Volkes gewesen.“

Unter den übrigen Gebäuden sind noch erwähnenswert ein schön in Stein gebautes Gefängnis und das gleichfalls schöne, wohleingerichtete Hospital. Auch hier macht sich die große Vorliebe der Hawaiier für Blumen bemerkbar. Wo es nur angeht, bringt man Blumen an; sogar das Namensverzeichnis in den einzelnen Abteilungen stellt man mit kleinen, auf weißem Baumwollzeug befestigten Blüten dar. Und während Kränze und Gewinde die Rekonvaleszenten schmücken, liegen auf den

Betten der Schwerkranken Blütenzweige, an denen sich ihr Auge erfreuen mag.

Die Stadt besitzt eine Anzahl recht bedeutender Warenlager und Läden, auch einige industrielle Anstalten: Gießereien, Eisfabriken, eine große Waschanstalt u. a., ferner zwei große Bibliotheken, deren Benutzung einem jeden freisteht, außerdem mehrere freiwillige Feuerwehren, zahlreiche Logen von Freimaurern, Oddfellows und Good Templars, sowie ein Theater und andere Vergnügungslokale. Die Presse ist durch sechs Zeitungen repräsentiert, von welchen vier wöchentlich, zwei monatlich erscheinen. Sie sind wohl manchmal um Stoff verlegen. Buchners allerdings recht kühne Fahrt im offenen Walboot von Hilo nach Honolulu bildete ein willkommenes, viel besprochenes Thema. Ein Korrespondent der hier erscheinenden hawaiischen Zeitung, welcher, zwar nackt bis auf den Maro, aber mit wohlgepflegtem Henriquatre und sorgsam gescheiteltem Haar wie ein eleganter französischer Gendarmeriebrigadier, den Reisenden bei seiner Landung auf Maui interviewte, verfehlte nicht, das interessante Ereignis sorgfältig zu registrieren.

Eine besondere Sehenswürdigkeit ist der Fischmarkt; nament- an Sonnabenden herrscht dort ein reges Leben, denn von allen Seiten galoppieren dann Reiter und Reiterinnen herbei, um Käufe und Verkäufe zu machen oder auch nur Bekannte zu treffen. Unter einer gedeckten Halle und mehreren Budenreihen werden alle möglichen Seefische ausgeboten: blaue, rote, gelbe und in der merkwürdigsten Weise gesprenkelte, gefleckte und gestreifte. Neben Hummern, Fluß- und Seekrebsen, seltsamen orangen- und rosafarbenen Medusen stehen Muscheln und Schnecken, Seesterne, Seeigel und Seegurken in Körben aufgehäuft. „In Kürbisschalen ist der ganze Inhalt dieser Geschöpfe, Gedärme und alles, zu einem vielfarbigen Brei zusammengepantscht, und mit geheimen Grausen sehen wir, wie diese unappetitlichen Sachen mit wohligen Schmatzen verschlungen werden.“ Hier und dort liegen auch kleine Haufen verschiedener Arten von Seetang, den

die Eingebornen besonders gern essen. Hinter jedem Stand hängt das Material zum Einpacken der Ware: große Bündel schmaler Blätter der Cordyline, die im Nu kreuzweis fest zusammengeschlungen sind.

Hier häutet ein Mann wunderbar flink mit den Zähnen seine Fische ab, dort winden hübsche großäugige, schlanke Mädchen vielfarbige Blumenkränze und duftende Pandanusguirlanden. Poi steht in großen Kürbisschalen auf Tischen und dazwischen und darunter sitzen kleine Gesellschaften und führen den säuerlichen Brei mit ihren Fingern zum Munde. Gardesoldaten in hellblauen Husarenjacken gehen von Bude zu Bude und kokettieren mit den schönen Verkäuferinnen; aus der nahen Rifflagune stürzen nasse und nackte Jungen in das Gewühl, um mit klatschenden Händen verjagt zu werden, mitten in diesem fröhlichen Gewühl lauernde Chinesengesichter und in den geschütztesten Winkeln mürrische, halbverwilderte Hunde. Aber mit ernstem Blick überwacht ein Polizist, kenntlich an dem Blechschild auf seinem Rock, die Ordnung des Marktes.

Honolulu zählte nach dem letzten Census (1878) 14 114 Einwohner, unter denen neben den eingebornen Kanaken Engländer, Amerikaner und besonders Deutsche in den Vordergrund treten. Es ist überraschend, in den Straßen nahezu ebensoviel deutsch als englisch sprechen zu hören. Unter unseren Landsleuten befinden sich die angesehensten und reichsten Kaufleute und ein reges, geistiges Leben blüht bei ihnen. Von den auf der Gruppe teils als Plantagenbesitzer, teils als Kaufleute, in einzelnen Fällen auch als Handwerker lebenden Deutschen befinden sich an 120 allein in Honolulu. In ihrem Klub, in dem sie mit den Engländern einträchtig zusammenwohnen, besitzen sie eine Einrichtung, hinter der alle anderen Vereine der Stadt weit zurückstehen. Aus dem im hellsten Lichterglanze strahlenden, weiten Gartenhause tönen abends rauschende Walzerklänge, man spielt Billard, liest deutsche Zeitungen und trinkt dazu Bremer Bier.

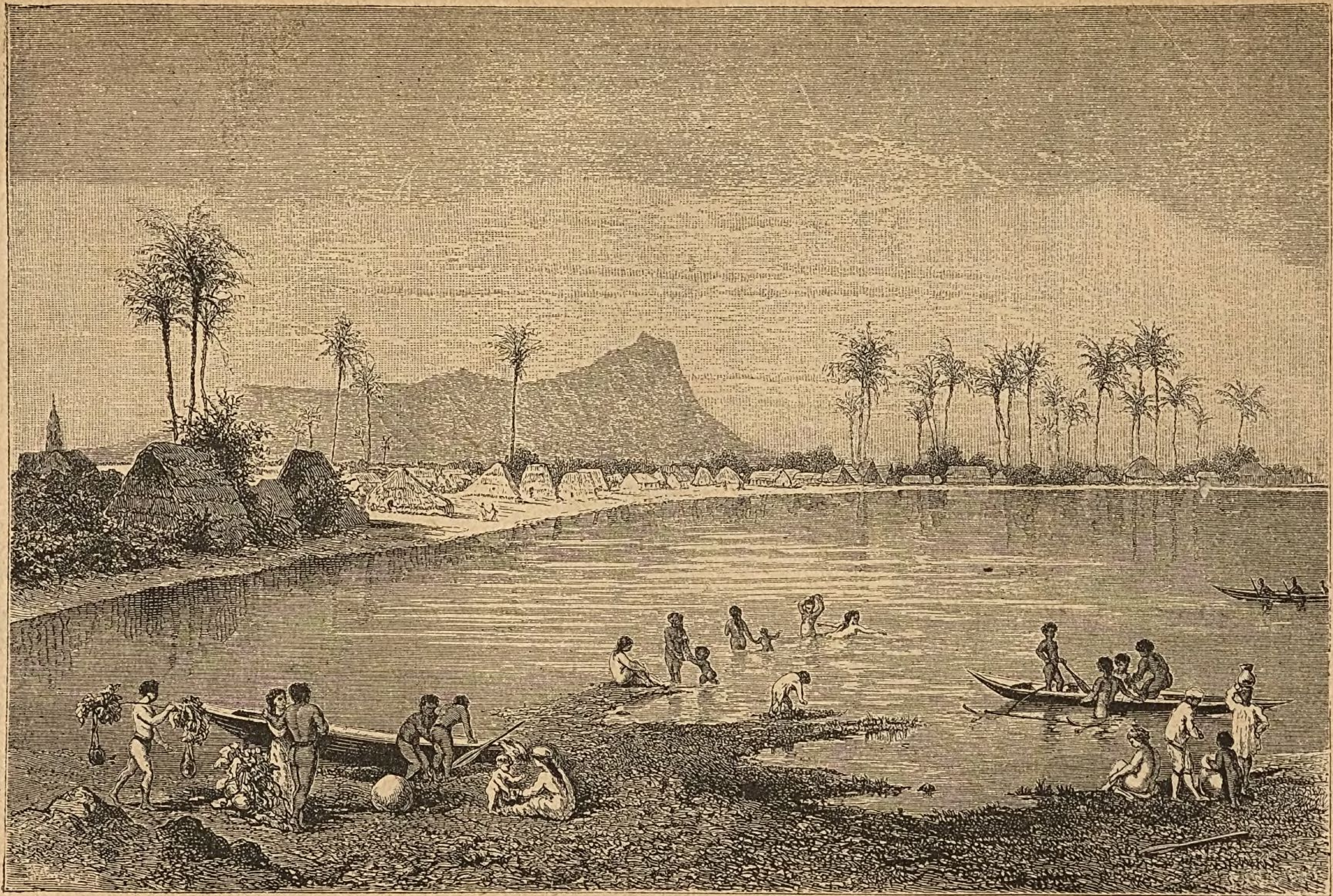
In dem Hafen von Honolulu konzentriert sich fast der ganze Verkehr der Inselgruppe. Es ist Station der Pacific Mail Dampfer, welche auf den Fahrten zwischen San Francisko, Auckland und Sydney allmonatlich hier anlegen, wie der in Shanghai domizilierten China Merchants Steam Navigation Co.; Freihafen für Walfischfänger ist es von jeher gewesen. Dreizehn verschiedene Staaten sind hier durch Konsuln vertreten.

Westlich von Honolulu, vorüber an Salzpfannen in denen, durch Verdunstung Seesalz gewonnen wird, liegt Waikiki, früher der Lieblingsaufenthalt hawaiischer Könige, jetzt ein beliebter Ausflugspunkt der Bewohner Honolulus. Der König, Prinz Leleiohoku und eine der Schwestern Kalakauas wohnen auch heute noch hier, in sehr einfacher Weise in Häusern, die aus Binsenmatten erbaut, aber dabei hübsch ausgestattet sind. Eine Kapelle, einige hölzerne Landhäuschen und einige Strohhütten bilden außerdem die kleine Ortschaft. Durch einen kümmerlichen Hain von lebensmüden Kokospalmen schimmert Diamond Head, das Wahrzeichen von Honolulu. Auf dem Sattel, welcher den 230 Meter hohen Berg mit der Insel verbindet, ist eine Signalstation angebracht, von wo ein Telegraphendraht nach dem 3 Kilometer entfernten Honolulu geht, um dort das Erscheinen von Schiffen zu signalisieren.

Die gesamte Bevölkerung der Insel wurde 1878 auf 20 236 angegeben.

Weiter nordwestlich, durch den breiten Kanal von Ieiewaho von Oahu getrennt, liegt die aus vier Inseln bestehende Gruppe, welche nach der größten derselben benannt ist, dem fast kreisrunden Kauai mit einem Flächeninhalt von 1418 qkm oder 25,7 Q.-M. und 5634 Bewohnern. Ganz ähnlich gebildet wie die übrigen Inseln der Gruppe, scheint Kauai schon länger den zerstörenden Einflüssen der Elemente ausgesetzt gewesen zu sein und mit Recht wird es wegen seiner lieblichen Frische und Fruchtbarkeit als der Garten Hawaiis bezeichnet. Von dem höchsten, im Centrum der Insel gelegenen Berge Waialela fließen zahl-

Fig. 32.



Waikiki.

reiche Bäche herab, durch wildromantische Schluchten eilend, von säulenartig kanellierten Basaltmauern in schäumenden Kaskaden herabstürzend, wie in dem reizenden Hanapepe-Thal, und durch grasige Uferebenen Furchen ziehend bis zum steil absteigenden Ufer, von dem die Wasser zur See oft fast senkrecht hinabstürzen. Große aufgeblähte Lavaschichten bilden, wie auf Hawaii, am Meeresrande hohe und weite Höhlen, in welche die Flut hineinbraust, um aus dem durchlöcherten Gewölbe in mächtigen Strahlen emporzuspritzen. Die Herabschwemmungen der Flüsse haben an den Küsten zuweilen reiche Fluren geschaffen, wie das schöne Thal Hanalei im Norden, während im trockenen Süden sich die breite, vom Hanapepe durchflossene Ebene von Waimea ausbreitet. Hier schneidet auch die am meisten besuchte Bai von Waimea ins Land, besser jedoch ist der Hafen von Hanalei an der Nordküste. Von Kauai westlich liegt das kleine, teils vulkanische, teils korallinische Niihau, deren (1878) 177 Bewohner Salz aus den Teichen der Westküste gewinnen, früher auch durch großen Fleiß reiche Ernteerträge aus dem zersetzten vulkanischen Gestein zu erzielen wußten, weshalb die Insel öfters von Schiffen angelaufen wurde. Die kleinen Inseln Kaula und Lehua sind unbewohnt. Die erste wird nur der Eier der Seevögel halber besucht, die zweite ist der Aufenthalt zahlreicher Kaninchen.

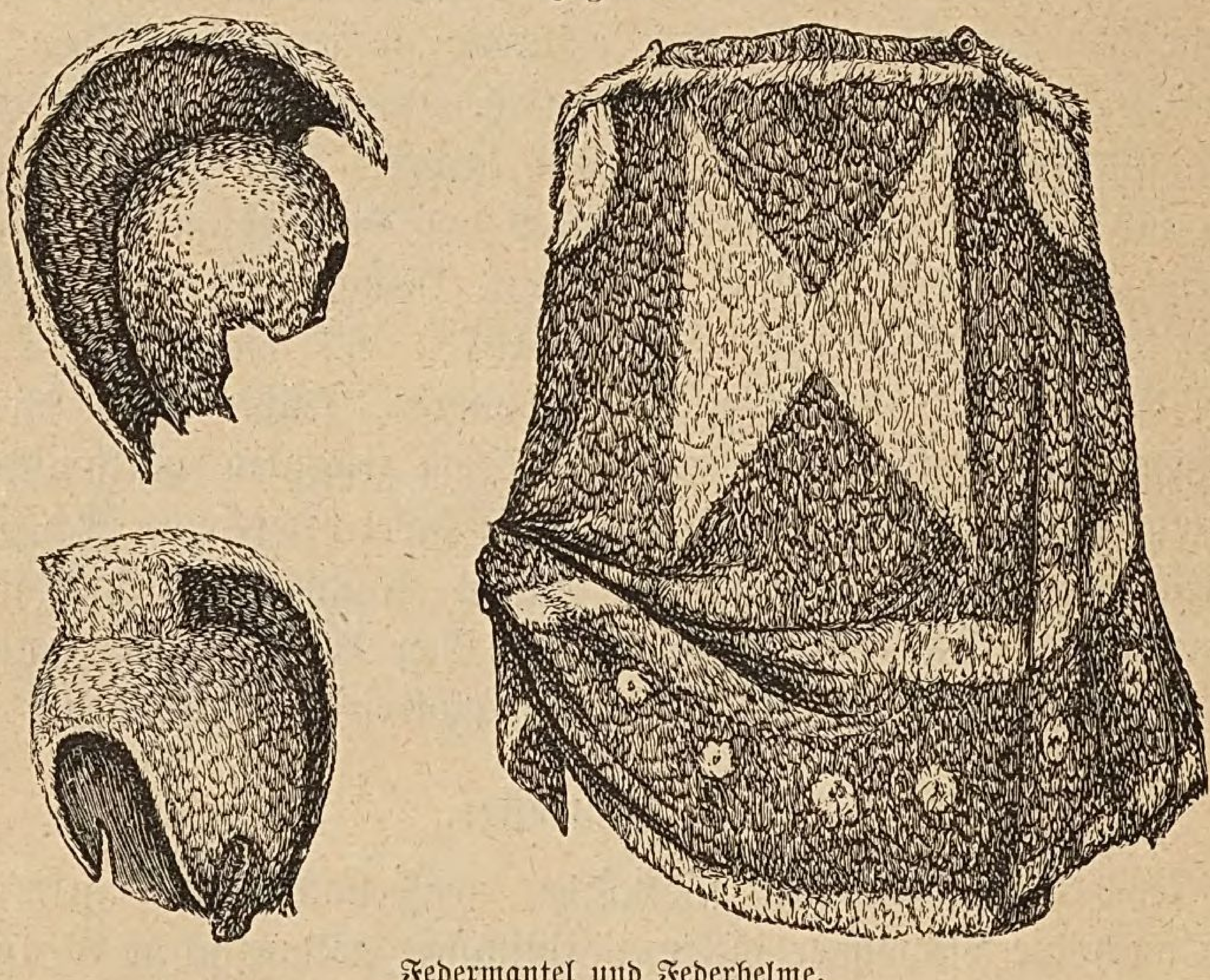
3. Die Hawaiier.

Wie die Maori der südlichsten neuseeländischen Inseln, so sind auch die Bewohner dieser nördlichsten polynesischen Gruppe von dem gemeinsamen Stammlande Samoa ausgegangen, denn die Namen dortiger Inseln kehren hier in solchen wie Hawaii, Upolu und Lehua wieder. Vermutlich nahmen die Wanderer ihren Weg über die Markesas und Tahiti, die in allen Gesängen erwähnt werden, und die Übersiedelung von diesen letzteren nach ihrem abgelegenen Wohnplatz muß sich schon in sehr früher Zeit vollzogen haben, denn, wie Peschel hervorhebt, war die wichtige Entdeckung, daß die Brotfrüchte, wenn man sie einer Gährung

überlassen hat, lange Zeit aufbewahrt werden können, den Hawaiiern nicht bekannt, muß also erst nach deren Auswanderung gemacht worden sein.

Durch zwei charakteristische Merkmale unterscheiden sich die Hawaiier von allen anderen Polynesiern, durch die eigentümliche Mundbildung, so daß die obere Lippe wie ein rechtwinkliges Dreieck überhängt, und durch das auffallend platte Hinterhaupt bei ungebührlich breiter Schädelbasis. Man hielt diese Abplat-

Fig. 33.



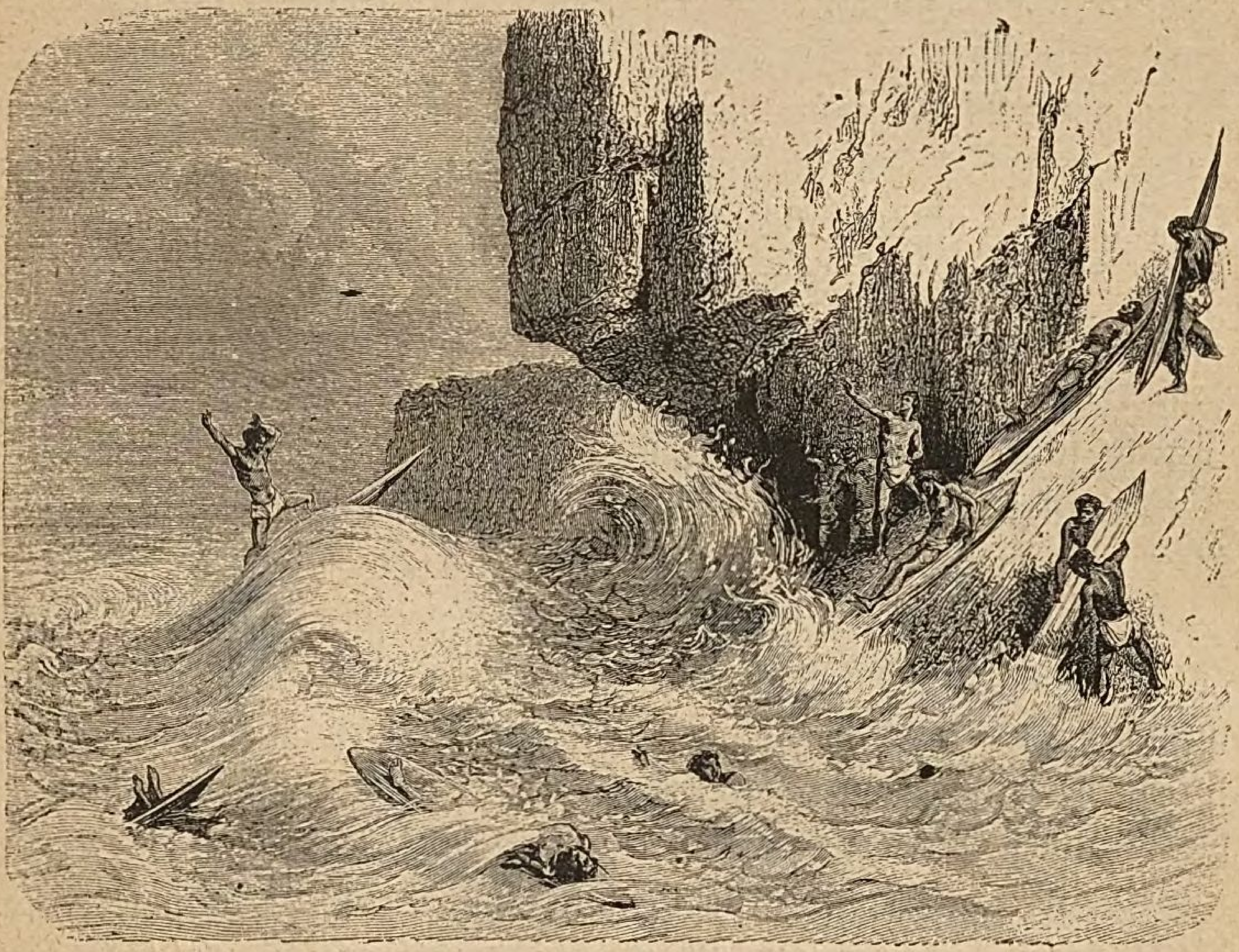
Federmantel und Federhelme.

tung für schön und wandte, um sie zu erreichen, bei den Kindern künstliche Mittel an. Die Tattuierung, früher gewöhnlich auf Armen, Beinen und Brust angebracht, war hier weniger kunstvoll als auf anderen Gruppen Polynesiens, und heut ist sie gänzlich verschwunden.

Die gewöhnliche Kleidung der Männer bestand in dem Lendengürtel, dem Maro, die Frauen wickelten ein langes, bis zur

Mitte der Schenkel herabhängendes Stück Zeug um die Hüften. Dazu trug man Mäntel, die Häuptlinge bei festlichen Gelegenheiten, namentlich aber im Kriege, kostbare rote und gelbe Federmäntel, die Mamo; nur den Königen kam der ganz gelbe Mantel aus den seltenen Federn des Moho zu. Ein solcher, den Liloliho auf seiner Reise nach Europa dem Kaiser von Brasilien schenkte, wurde auf 24 000 Mark geschätzt. Die aus

Fig. 34.



Das Brandungsschwimmen.

Flechtwerk geformten und dicht mit Federn besetzten Helme glichen den griechischen. Sie zu tragen, war gleichfalls das Vorrecht der Könige und Häuptlinge. Jetzt kleiden sich die Männer in eine, wenn auch dürftige, europäische Tracht, die Weiber in lange lose Talare ohne Taille wie auf Tahiti. Alle Frauen, selbst die ältesten Matronen, bekränzen sich beim Erwachen des Tages mit frischen Blumen- und Blätterguirlanden.

Es ist ein leichtlebiges, dem Vergnügen leidenschaftlich ergebenes Volk. Manches Alte stirbt auch hier dahin. Die bei der älteren Generation immer noch sehr beliebten Tänze, die Hula Hula, werden von der jüngeren wenig mehr gepflegt und von den besser Erzogenen verabscheut. Auch das ehemals so leidenschaftlich gepflegte Brandungsschwimmen kommt aus der Übung. Nur wenige verstehen sich noch auf diesen berühmten Wassersport. Sie bedienen sich dazu sehr dünner, anderthalb Manneslängen hoher, eine Armlänge breiter Bretter aus schwerem Holze mit scharfen Rändern. Untertauchend, so oft eine überschäumende Woge naht, durch die Wogenthäler teils schwimmend, teils mit den Füßen sich vom seichten Grunde abstoßend, entfernen sie sich mit unglaublicher Schnelligkeit vom Lande, bis sie nur mehr als schwarze Punkte im Gischt der Brandung erscheinen. Dann schwingen sie sich auf ihre Bretter und kreuzen im Zickzack dem Lande zu, den Wogen voraneilend. Flach auf dem Brett liegend schießen sie in die Thäler, springen, auf dem schäumenden Kamm angelangt, auf die Füße und schweben so einen Augenblick über dem Wasser.

Nachdem die Weißen das Pferd eingeführt haben, sind sie zu leidenschaftlichen Reitern geworden. Mit rohem Sattelzeug, mexikanischen Sporen und breiten Lederklappen über den Füßen sprengen im Galopp die Reiter daher, nicht minder zahlreich die braunen Reiterinnen, die ganz wie ihre Männer, Brüder und Väter zu Pferde sitzen, nicht immer sehr bekümmert, ob die langen, buntfarbigen Gewänder die feinen Stiefeletten und weißen Strümpfe bedecken.

Die Wohnungen sind in den Dörfern und einsamen Gehöften noch immer die alten elenden Strohhütten; in den Städten freilich haben die Gebäude großenteils europäischen Anstrich, aber selbst der König und seine Familie ziehen ihre luftigen Mattenhäuschen von Waikiki den modernen, geschlossenen Behausungen von Honolulu vor. Mehr noch als in der Wohnung ist der Hawaiier in seiner Nahrung der alte geblieben. Selbst

Fig. 35.



Eine Kavalkade von Hawaiierinnen.

die Prinzessin Keelikolani und der Gouverneur von Hawaii, ein anständig aussehender alter Herr in untadelhafter europäischer Kleidung, zogen nach Buchners Bericht ihren säuerlichen Poi, den sie mit Zeige- und Mittelfinger heraustunkten, und rohe Fische mit Salz dem Diner in der Kajüte des Dampfers „Kilauea“ vor. Dieses Genießen von Salz, das sogar zu einer Vorliebe für dieses Gewürz wurde, ist den Hawaiiern eigentümlich vor allen Polynesiern. Sie bereiteten sich dies Salz durch Verdunstung aus Seewasser. Roh aßen sie ihre Speisen aber in der Regel nicht, kochten sie vielmehr in den bekannten polynesischen Öfen. Auch Kawa, hier Awa genannt, wird getrunken; zur Bereitung und Verabreichung desselben bedarf man aber einer Konzession von der Regierung, welche monatlich 25 Cents kostet. Spirituosen und Bier sind mit Ausnahme von Honolulu im ganzen Königreich verboten.

Die Hauptnahrung der Hawaiier bildete immer, wie noch heut, der Taro, und große Mühe verwandte man, die Wasser kleiner Bäche und Flüsse auf die Felder zu leiten, welche man auf Terrassen an den Hügelabhängen anlegte. In der Ebene von Niihau waren große Sammelbecken im harten Gestein ausgehauen, welche für die Bewässerung der umliegenden Felder dienen sollten. Heute sind sie fast gänzlich verfallen. Außer dem Taro waren es vornehmlich süße Bataten, Yams, Bananen und Zuckerrohr, auf welche sich die Kultur richtete; weniger kümmerte man sich um Kokospalmen und Brotfruchtbäume, die hier auch durchaus nicht in solcher Vollkommenheit gedeihen wie weiter südlich. Schweine, Hunde, Hühner und alle nur denkbaren animalischen Substanzen wurden in den abenteuerlichsten Aufmachungen genossen.

Fische und andere Meerestiere bilden einen Hauptteil der Nahrung des Volkes und der Fischfang ist eine von hoch und niedrig bis zur Leidenschaft gepflegte Beschäftigung. An den Küsten besaßen die Vornehmen früher zwischen den Riffen große Fischweiher, durch Dämme aus Korallenstein hergestellt und mit Vorrichtungen, das Wasser ab- und zuzulassen. Besondere

Wächter hatten die Fische zu füttern. Auch die Sammelbecken für die Tarofelder dienten als Behälter für Fluß- und Seefische.

Bei dieser Beschäftigung kam ihnen ihre wunderbare Fertigkeit im Schwimmen und Tauchen vortrefflich zu statten. Was wir darüber hören, grenzt ans Unglaubliche. Von den 8 Tauchern des Königs, so erzählt uns der durchaus zuverlässige Meares, blieben vier nur vier Minuten unter Wasser, der fünfte, welcher bewußtlos herausgezogen wurde, fünf Minuten, der sechste, der gleichfalls bewußtlos und aus Mund und Nase blutend an den Strand gebracht wurde, blieb $7^1/_2$ Minuten aus bei einer Tiefe von 30 Faden! Kein Wunder, daß an Cooks Schiff die Nägel vom Schiffsboden gestohlen wurden. Der Volksstamm ist ein fast amphibischer; die Hawaiier lieben es, viele Stunden lang hinter einander auf dem Wasser zu liegen und in träger Ruhe sich gemächlich fortzubewegen. Im Schwimmen leisten sie Erstaunliches. Es ist vorgekommen, daß sie bei einem Schiffbruch 25 Seemeilen schwammen, um ans Land zu gelangen. Und das bei hohem Wellengange.

Sie waren daher auch gute Seeleute und das beweisen sie noch heut auf europäischen Schiffen wie in ihren eigenen Booten. Man lese nur Buchners Schilderung von dem lasciven Kerl von Kapitän, der, sobald der Sturm über das Boot hereinbrach, welches den Reisenden von Hilo nach Honolulu tragen sollte, das schönste Bild eines entschlossenen, scharf nach allen Vorteilen spähenden Mannes bot, der mit den Elementen um sein Leben kämpfte!

Es sind aber heut nicht mehr die alten, schmalen Kanus, aus gehöhlten Baumstämmen mit Seiten aus angenähten Planken mit Mattensegeln, welche die Hawaiier gebrauchen, vielmehr Schiffe europäischer Bauart, Walboote, welche ihre Beschäftigung aufgegeben haben, und andere. Auch die alten Geräte: die zierlichen Kawaschalen mit Menschenfiguren statt der Füße, die hübsch geschnitzten Kalebassen, die Steinbeile, Messer und Scheren

aus Bambus und Muscheln, die großen Fächer (Kahili) aus bunten Federn mit geschnitzten und durch Perlmutter verzierten Handgriffen, die hölzernen Keulen und Dolche, die gezähnten Wurfspeere und Schleudern, die Kriegsmasken und Trachten aus früherer Zeit gehören nebst vielem anderen der vergessenen Vergangenheit an und eine ethnologische Sammlung, wie das Museum zu Berlin von dieser Inselgruppe besitzt, würde auf derselben jetzt als eine fast ebenso fremdartige Seltenheit angeschaut werden wie bei uns.

Fig. 36.



Kriegsmasken und Trachten im Museum von Honolulu.

Wie diese äußeren Zeichen eines früheren Kulturzustandes verschwunden sind, so sind auch die alten socialen Institutionen verfallen und zerstört. Die absolut monarchische, ja despotische Form, welche der erste Kamehameha seinem Staate gab, eine Form, die sich von den zum Republikanischen hinneigenden Verfassungen der übrigen Polynesier so wesentlich unterschied, ist durch die seit 1839 eingeführten Gesetzgebungen bedeutend geändert worden. Ein so schroffer Unterschied zwischen den Vornehmen, hier Alii genannt, und den Niederen, wie er sonst in Polynesien

bestand, existierte hier niemals, und was davon vorhanden war, ist jetzt fast gänzlich verschwunden. Mit der Abschaffung des Tapu nach dem Tode des ersten Alleinherrschers aller Hawaiier ist für die bevorzugten Stände manche beengende Schranke gefallen, aber es ist auch eine Haupthandhabe ihrer Macht ihren Händen entwunden worden. Die Polygamie ist abgeschafft und der Kindermord zum Verbrechen erklärt worden, aber er wird wohl noch immer auf die eine oder die andere Weise im geheimen geübt und die Bevölkerung nimmt in erschreckender Weise ab. So viele der europäischen Sitten und Einrichtungen angenommen worden sind, so hat sich gar manches Verwerfliche und die Substanz des Volkes Zerstörende ungeschmälert erhalten.

Kein polynesisches Volk hat sich den Europäern von Anbeginn so eng und so innig angeschlossen wie die Hawaiier. Dazu trug schon ihre große Neigung zum Handel bei, welche sich von jeher im Austausch der verschiedenen Produkte der Inseln unter einander auf Messen und Märkten bethätigte. So kamen die Bewohner Hawaiis von Nord und Süd an den Ufern des Wailuku bei Hilo zusammen und legten ihre Waren auf einem flachen Felsen mitten im Flusse aus. Ein bestellter Beamter überwachte den Markt und zog von jedem Beschicker desselben eine Steuer ein. Hawaii lieferte den westlichen Inseln Fische und Salz aus den Salzwerken von Kowaihae, Oahu führte die Produkte seiner Pflanzungen und Zeuge nach Kauai und den östlichen Inseln, Kauai Boote und Ruder nach Oahu.

Die religiösen Anschauungen der Hawaiier stimmen im wesentlichen mit denen ihrer südlicheren Verwandten überein. Die Schöpfungsgeschichte beginnt, wie uns Bastian in seiner heiligen Sage der Polynesier mitteilt, mit der Entstehung einer neuen Welt aus dem Schattenreflex einer vergangenen, das ganze vom Po umhüllt, dem Dunkel der schweigenden Urnacht. Aus ihr treten die Erscheinungen hervor. So beginnt denn die alte Theogonie, ein Tempelgedicht, das bei hohen Festen recitiert zu werden pflegte:

Hin dreht der Zeitumschwung zum Ausgebrannten der Welt,
Zurück der Zeitumschwung nach aufwärts wieder,
Noch sonnenlos die Zeit verhüllten Lichtes,
Und schwankend nur im matten Mondgeschimmer
Aus Mokaliis nächt'gem Wolkenschleier
Durchzittert schattenhaft das Grundbild künft'ger Welt.
Des Dunkels Beginn aus den Wurzeln des Abgrunds,
Der Uranfang von Nacht in Nacht,
Von weitesten Fernen her, von weitesten Fernen,
Weit aus den Fernen der Sonne, weit aus den Fernen der Nacht.

Und nun werden in sieben verschiedenen Schöpfungsperioden im Anschluß an den früheren Weltuntergang alle Organismen geschaffen, endlich in der achten

Geboren der Mensch wie ein Blatt,
Geboren die verborgenen Götter.
Graubärtig, grauhaarig der Mensch,
Rot erglänzt die Stirn der Götter.

Die ungestüm und ruhelos bis dahin die Natur durchtosenden Schöpfungskräfte beginnen sich jetzt ins Gleichgewicht zu stellen und werden besänftigt. Es verbreitet sich freudige Friedensstille (Lailai) und in dem damit den Weltraum durchstrahlenden Glanz wird das Weib geboren, deshalb Lailai genannt. Die Säulenpfeiler erheben sich und damit ist der Weltenbau gefestigt.

Den über ganz Polynesien verbreiteten Mauimythus finden wir auch hier. Nach dem alten Epos Mo' oölelo Hawaii herrschte auf Hawaii vor undenklicher Zeit der König Atalanga, dessen jüngster Sohn Maui-atalanga zur Sonne emporstieg, um ihre Strahlen einzufangen. Dann wollte er die Inseln des Archipels zu einer einzigen vereinigen und packte sie deshalb in einen Kahn, den er an einem Haken hinter sich herzog. Aber der Haken zerbrach und die Inseln blieben getrennt wie zuvor. Mit Kane und Kanaloa (Tongaloa) ließ man Maui die christliche Dreieinigkeit bilden, als die Missionäre hierherkamen. Kane oder Maui holten auch von Tahiti die Sonne wieder, welche im

Kriege verloren worden war, denn dort wohnte Kahoa-alii, der Verfertiger der Sonne.

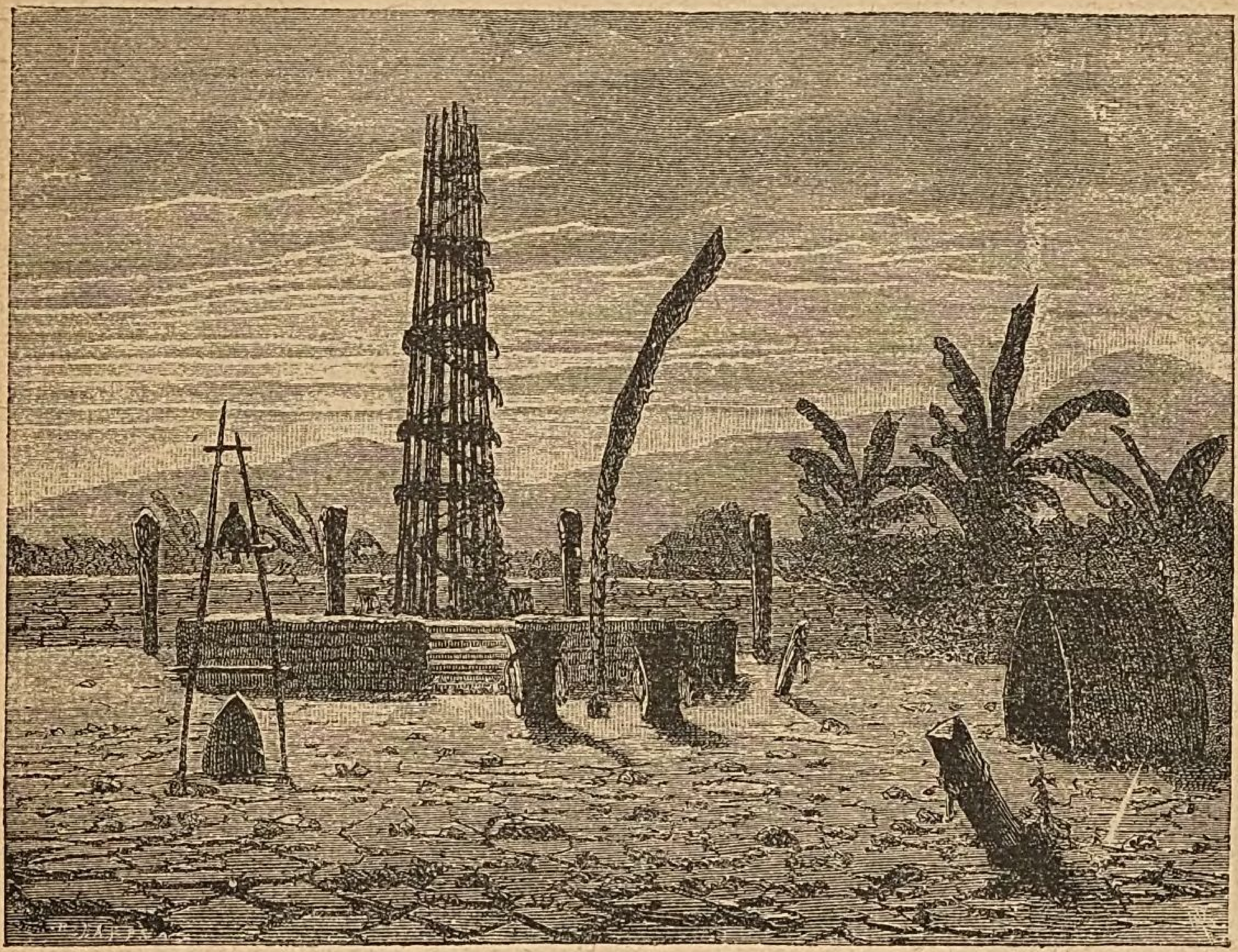
Diese drei Gottheiten waren nebst Kaili, Ku und Lono oder Rono die im Archipel allgemein anerkannten. Rono, für den anfangs Cook gehalten wurde, hatte die Inseln verlassen, man hoffte aber beständig auf seine Wiederkehr. Auf diese vornehmsten Götter, die Atua, folgten die aus den Seelen verstorbener Vornehmer hervorgegangenen Aumakua. Unter den zahlreichen Göttern, welche man sich als Urheber und Regierer vulkanischer Erscheinungen auf den Inseln dachte, war die furchtbare Pele, die Königin des „Großen Berges“, welche auf dem Kilauea thront, die größte und mächtigste; Münzen und andere Kostbarkeiten, Schweine und Ziegen warf man als beschwichtigende Opfer für die erzürnte Beherrscherin der unterirdischen furchtbaren Mächte in den feurigen Schlund des gewaltigen Kraters.

Auch hatte man für diese Gottheiten Bilder aus Stein oder Holz und mit den kostbaren roten Federn geschmückt; doch nur so lange, als der Gott seinen Aufenthalt in dem Bilde nahm, dachte man sich die Heiligkeit und Macht desselben. Solche Götterbilder stellte man in den Tempeln, den Heiau, auf. Es waren dies viereckige, von Mauern oder Zäunen umgebene Plätze auf Anhöhen oder in der Nähe des Meeres. Stufen führten hinauf, drinnen standen einzelne Palmen, die Anuu, die Obelisken aus Flechtwerk auf Steinquadraten für die Augurien der Priester, tischartige Altäre, ein Haus mit Götterbildern, Wohnungen für die Priester. Der Heiau, welchen Kamehameha I. seinem Kriegsgotte Kaili widmete, war 70 Meter lang, 30 Meter breit und umgeben von hohen und breiten Mauern, zwischen welchen ein schmaler Eingang in den heiligen Raum führte. Scheußliche Idole grinsten von den Mauern herab, das Bild des Tempelgottes aber stand in einem Allerheiligsten am Ende des Platzes. Davor der Altar, auf dem, als der Tempel vollendet war, elf Menschen als Opfer geschlachtet wurden.

Diese Menschenopfer wurden früher auch verzehrt, aber schon

zu Cooks Zeit war der Kannibalismus auf den hawaiischen Inseln im Abnehmen oder vielleicht ganz erloschen. Doch herrschte noch lange nachher die Sitte, bei dem Tode der Fürsten und Vornehmen Menschen aus dem niedrigen Stande zu schlachten, damit sie jenen im Jenseits weiter dienten. Genaue Gesetze bestimmten, wen das Los bei solchen Todesfällen traf. Sollte einem Gotte ein Mensch geopfert werden, so erschlug der Priester

Fig. 37.



Ruinen eines Heiau auf Oahu.

das Opfer auf dem Altar und überreichte dem Götterbilde als das Köstlichste das Auge des Getöteten auf einem Bananenblatt. Aber nicht ein jeder durfte ein Menschenopfer bringen, das war das Vorrecht der königlichen Familie; es galt für ein Zeichen der Empörung, wenn so etwas von anderen geschah. Und nur der oberste Priester, der Kuhuna, durfte das Opfer bringen.

Der Kaulo, zunächst im Range, verkündete, im Anuu der Tempel inspiriert, den Willen der Götter, der Kilo, zur untersten Priesterklasse gehörig, übte die Zauberei.

Das zukünftige Leben endete in Nacht, in dem Po; dorthin führte der Gott Kaonohiokala, der Sonnenaugapfel, die Seelen der Vornehmen — die Gemeinen waren ja seelenlos — dort wurden sie von den Göttern verschlungen. Dieselbe Anschauung, die sich auf Tahiti und auf Neuseeland wiederholt. In diesem Po, dieser Urnacht, nahm alles ein Ende, wie alles aus ihm entstanden war, im ewigen Kreislauf der Dinge.

Mehr noch als manches andere, das wir beibringen konnten, beweist die Sprache eine enge Verwandtschaft mit Tahiti und Neuseeland. Trotz der 4000 Seemeilen, welche die nördlichste Gruppe von der südlichsten des polynesischen Gebietes trennt, haben die Sprachen beider so viel Gemeinsames, daß ein Maori und ein Kanaka sich noch heut verständigen könnten. Während aber das Maori höchst wohllautend ist, klingt das Hawaiische rauh und barbarisch. Gleich wie dort haben sich auch hier europäische Namen, weil allzu reich an Konsonanten, mancherlei Umänderungen gefallen lassen müssen. Aus Britain ist Beretania geworden, unser ins englische übersetzter Kaiser, Emperor William, heißt Emepela Uilama, sein großer Kanzler Bihimaka. Ob man l oder r, ob man t oder k schreiben soll, läßt die Aussprache zweifelhaft, Cook schrieb Honoruru, und Tamehameha liest man eben so häufig wie Kamehameha. Buchner glaubte Rumi Rumi zu hören, man meinte indes Lome lome.

Die Schriftzeichen sind der Sprache erst von den Missionären gegeben worden; die Hawaiier kannten solche nicht und daher sind auch die Bruchstücke, welche wir von ihren heiligen Liedern überkommen haben, so gering. Sie wurden von Kuhuna an Kuhuna überliefert, aber diese Tradition hörte mit Einführung des Christentums auf, die Missionäre wünschten keineswegs ihre Erhaltung und von den einzigen, nun ihrer Würde und ihres Ansehens entkleideten Trägern der alten Überlieferung wurde einer

nach dem andern durch den Tod entführt. Noch leben einige wenige und ihr Wissen ist durch Schrift gebunden worden; es zeigt uns, wüßten wir es nicht sonst zur Genüge, die hohe Geistesstufe, auf welcher die alten Hawaiier standen.

Und diese große Begabung ist es auch gewesen, welche sie die Vorzüge europäischer Kultur so schnell erkennen ließ, sie mit derselben befreundete und das Aufgeben alten Herkommens leicht machte. Es war aber auch die Liebenswürdigkeit ihres Charakters, welche das Anpassen an das Fremde so schnell und so vollkommen zur Möglichkeit machte. Ein schöner und ansprechender Zug ist ihr hochpoetischer Gruß: Aloha oe, ich liebe Dich! Wir können daher nur mit einer gewissen Wehmut das Hinschwinden des Stammes betrachten, der in überraschend schneller Weise ersetzt wird durch abstoßende Chinesen und die mindestens unschönen Portugiesen von den Azoren. Befremdlich muß uns aber die Gleichgiltigkeit erscheinen, mit welcher der König und seine hawaiischen Ratgeber das Hinschwinden einer Rasse betrachten, der sie doch selber angehören.

4. Die Geschichte des Archipels.

Diese beginnt für uns mit der Entdeckung der Inselgruppe durch Cook. Alles was wir von der früheren Geschichte Hawaiis überkommen haben, trägt den Charakter der Legende. Zu jener Zeit hatte jede Insel einen oder auch mehrere Herrscher, welche sich nicht selten gegenseitig befehdeten. Erst dem großen Eroberer Kamehameha gelang es, seine Herrschaft, die sich ursprünglich nur über die Hälfte der Insel Hawaii erstreckte, über den ganzen Archipel auszudehnen.

Seine besten Helfer darin waren zwei Europäer, einfache Seeleute, welche aber sehr wohl das Vertrauen verdienten, das der König in sie setzte, ihm durch die Bewaffnung und Einübung seiner Truppen mit europäischen Gewehren und Geschützen die besten Dienste leisteten und ihn auf den Gipfel der Macht stellten. Young, der eine von ihnen, wurde durch seine Verheiratung einer

der Ersten des Landes und seine Nachkommen zählen noch jetzt zu diesen. Auf seinem Leichenstein ist der schöne Ehrentitel „Freund und Gefährte Kamehamehas“ eingegraben.

Die letzte entscheidende Schlacht wurde auf Oahu geschlagen. Hier hatte der König Kalanikupuli mit seinen Verbündeten durch Errichtung einer Mauer quer über das Nuanu-Thal eine anscheinend uneinnehmbare Stellung geschaffen. Aber Youngs Kanonen zertrümmerten die steinerne Brustwehr, in die verwirrten Reihen stürmte Kamehameha mit seiner Leibgarde. Und nun entspann sich am Rande des jäh zu furchtbarer Tiefe abstürzenden Abgrundes des Pali ein wütender Verzweiflungskampf. Zurückgedrängt bis zur äußersten Felsenkante rafften sich die Besiegten noch einmal auf, ihr Leben aufs teuerste zu verkaufen, ehe sie in den schauerlichen Abgrund scharenweise stürzten, um in seiner Tiefe zerschmettert zu werden. Noch jetzt zeigen die Eingeborenen die Felsenplatte, auf der Oahus letzter König fiel.

Kamehameha war nun Herr des ganzen Archipels und schon dachte er daran, seine siegreichen Waffen nach Tahiti zu tragen, als 1796 ein abermaliger Aufstand auf Hawaii ausbrach. Die Ruhe wurde indes sehr bald hergestellt und auch bis zu seinem 1819 erfolgten Tode nicht wieder gestört.

Mit der Herrschaft dieses großen und thatkräftigen Polynesiers war für die hawaiischen Inseln eine neue Epoche angebrochen. Es war ein einiges Reich geschaffen worden, die innere Verwaltung war zweckmäßig organisiert und für den materiellen Wohlstand durch mancherlei Arbeiten, für die Hebung des Handels durch Begünstigung der Fremden gesorgt worden. Aber diese Fremden, welche dem König in so vielfacher Weise nützlich wurden, waren es gerade, welche die Keime der Zersetzung in die alte Ordnung hineintrugen. Kamehameha hatte sich freilich seinen braunen Unterthanen gegenüber immer noch als den Gott ähnlichen Herrscher gezeigt, dem die höchste sklavische Verehrung gebührte, den alten Traditionen und den alten Göttern, denen er so oft wirksame Hilfe verdankte, blieb er unwegsam treu. „Dies

sind unsere Götter, die ich anbete," sagte er zu Kotzebue. „Ob ich recht oder unrecht daran thue, weiß ich nicht, aber ich folge meinem Glauben, der nicht böse sein kann, da er mir befiehlt, nie unrecht zu thun." Aber an seinem Grabe fielen keine menschlichen Schlachtopfer mehr, wenn auch entsetzliche Orgien noch immer bewiesen, wie wenig das Volk über seinen früheren rohen Zustand hinausgekommen war. Allein wie sehr durch die Fremden, welche er auf jede Weise begünstigte, die nationalen Ansichten in Bezug auf Religion und Sitte zersetzt worden waren, sah man, als sein Nachfolger Liholiho (Kamehameha II.) den Thron bestieg. Zuerst brach er in ostentatiöser Weise das geheiligte und gefürchtete Tabu, indem er Frauen an einem großen öffentlichen Mahle teilzunehmen und das ihnen verbotene Schweinefleisch zu essen zwang. Und als nun keine Strafe der erzürnten Götter auf diesen Frevel folgte, stürmte man hinaus, der König voran, um die Götzenbilder in den Heiaus und diese selbst zu zerstören. Bald waren in diesem Bildersturm alle Idole zertrümmert. Noch lebte aber im Volke eine starke Partei, welche dieses Vorgehen als gottlos und verabscheuungswürdig betrachtete, und an ihrer Spitze stand Kekuokalani, ein Vetter des Königs. Es kam zur Empörung und zu erbittertem Kampfe auf Hawaii. Die königlichen Truppen führte Kareimoku, ein Sproß des ehemals königlichen Hauses von Maui, den Kamehameha I. verschont, auferzogen und in der Folge zu seinem ersten Minister gemacht hatte. Die Engländer nannten ihn Billy Pitt nach ihrem eigenen großen Staatsmanne. Die Entscheidungsschlacht wurde 1819 gekämpft; mit dem Tode Kekuokalanis, neben dem, heldenmütig kämpfend, seine Frau Manona fiel, war das Geschick der Aufständischen besiegelt und die Macht des Königs dauernd befestigt.

Inzwischen war die Gruppe von den Schiffen verschiedenster Nationalitäten besucht worden, nicht ohne hier und dort den Wunsch nach dauerndem Besitz zu erwecken. In Hawaii fürchtete man namentlich Rußland und Nordamerika und glaubte, wohl nicht unbeeinflußt durch die ersten englischen Ansiedler, eine sichere

Stütze gegen solche Annektionsgelüste durch einen engeren Anschluß an Großbritannien gewinnen zu müssen. Darum unternahm 1823 der junge König mit seiner Gemahlin Kamamala eine Reise nach England, wo diese interessanten Erscheinungen als die Löwen des Tages mit einer gewissen Begeisterung aufgenommen wurden. König Georg III. und sein Minister Canning empfingen sie auf das freundlichste. Leider sollte das königliche Paar den Masern zum Opfer fallen, von denen alle Hawaiier ergriffen wurden. Ihre Leichen ließ die britische Regierung durch Kapitän Byron in die Heimat zurückführen; sie ruhen jetzt in dem Mausoleum ihres Geschlechts.

Der Nachfolger des verstorbenen Königs, sein Bruder Kauikeaouli, war erst 9 Jahre alt, als man ihn unter dem Namen Kamehameha III. auf den Thron setzte. Die Regentschaft während seiner Minderjährigkeit führten die herrschsüchtige Kohumana, die Lieblingsgemahlin des großen Kamehameha, und sein alter, bewährter Diener Kareimoku. Und in diese Zeit fällt die größere Ausbreitung des Christentums durch die schon seit 1820 in Honolulu angesiedelten Missionäre, welche, abgesehen von einem vorübergehenden Rückfall Kamehamehas III., stetig an Einfluß und Macht gewannen, wie dies schon an anderer Stelle geschildert wurde.

Auf Betrieb dieser Missionäre wurde auch durch einen aus ihrer Mitte, den Amerikaner Richards, eine Verfassung ausgearbeitet und 1840 publiziert, ein seltsames Gemisch aus dem alten Feudalismus und angloamerikanischen parlamentarischen Formen. Das Ministerium bestand fast ganz aus Fremden. Der erwähnte Richards wurde Kultusminister, den auswärtigen Angelegenheiten stand Wylie, ein schottischer Arzt, vor, ein anderer Arzt Judd wurde Finanzminister, und den Posten des Ministerpräsidenten füllte ein Sohn von Young, dem Freunde und Berater des ersten Kamehameha, aus. Unter Judds geschickter Verwaltung stiegen die Einkünfte des Staates von 41 000 Dollars im Jahre 1842 auf 284 000 Dollars im Jahre 1852.

Europäische Sitten und steifes Hofceremoniell wurden eingeführt, standen den einfachen Hawaiiern aber sehr schlecht. Die Königin und ihre Damen kauten Zuckerrohr auf der Straße und der Maler von Steen Billes Expedition fand den Waschmann, welchen er soeben wegen schlechter Arbeit aus der Thür geworfen hatte, gleich darauf Billard spielend mit der hawaiischen Majestät, die er zu malen gekommen war.

Die 1840 gegebene Verfassung erfuhr 1852 eine Änderung und 1864 eine abermalige, wodurch sie ganz den in Europa geltenden konstitutionellen Formen gleich wurde. Zunächst dem König steht ein Geheimer Rat, zusammengesetzt aus den Ministern und aus einer Anzahl vom König ernannter Mitglieder, welche sowohl aus Eingeborenen als aus naturalisierten Fremden gewählt werden. Das Kabinett besteht aus vier Mitgliedern: je einem Minister des Äußern, des Innern und der Finanzen und einem Oberstaatsanwalt. Dazu kommen als weitere hohe Beamte ein Kanzler des Königreichs, ein Marschall der hawaiischen Inseln und ein General-Zolleinnehmer. Fast alle diese Beamten sind entweder Amerikaner oder Engländer. Das Parlament besteht aus einem Herrenhause (house of nobles) von 20 auf Lebenszeit ernannten Mitgliedern und einem Abgeordnetenhause von höchstens 42 und mindestens 24 Mitgliedern, welche auf 2 Jahre gewählt werden. Nach der Verfassung muß das Unterhaus alle zwei Jahre zusammenberufen werden. Ein Drittel der Mitglieder sind Weiße. Es wird sowohl in der hawaiischen Muttersprache als in der englischen Sprache verhandelt. Eine hawaiische Interpellation findet oft eine englische Antwort, oft sprechen zwei Redner zu gleicher Zeit, der Hawaiier wütend, der Engländer kühl und spöttisch.

Ein oberster Gerichtshof ist aus dem Kanzler des Königreichs und zwei Richtern zusammengesetzt, der dabei fungierende Oberstaatsanwalt ist zugleich Chef der Polizei.

Der König hat das Recht, alle Eingeborenen ohne Unterschied zu den Waffen zu berufen, allein das stehende Heer ist ein

sehr bescheidenes und setzt sich aus einem Musikkorps und zwei Dutzend Palastgardisten zusammen. Die ersteren tragen dunkelblaue Waffenröcke, letztere hellblaue Husarenjacken mit weißen Schnüren, beide weiße Hosen und weiße Käpis. Ihre meiste Zeit vertreibt sich diese Militärmacht mit Flanieren auf den Straßen und Plätzen. Die Musik, lauter junge Kanakas unter einem deutschen Kapellmeister, spielt jeden Sonnabend auf Queen Emmas Square, einem Platz mit hübschen Gartenanlagen, auf welchem dann die ganze schöne und vornehme Welt Honolulus promeniert. Hinter der Stadt, an dem kahlen ausgebrannten Krater der Punschbowle stehen sechs alte Schiffskanonen zum Salutieren vor einem Flaggenmast, daneben aus Lavablöcken aufgebaut das Haus des Wächters.

Neben jenem kleinen Korps von Gardisten und Musikanten hat sich aus Freiwilligen ein Korps von 400 Mann gebildet: Infanterie, Kavallerie und Artillerie, welche sich zuweilen in Honolulu versammeln. Der vorige König hatte mehr militärische Regungen und errichtete eine bedeutendere Truppe Infanterie und etwas Kavallerie. Aber ein Manöver, welches er anstellte, fiel sehr unglücklich aus. Die Kavallerie griff die Infanterie an, als hätte sie es mit wirklichen Feinden zu thun, und die Fußsoldaten rächten sich für die erlittene Niederlage, indem sie beim Nachhausemarsch die Sieger mit dem Bajonett im Rücken attakkierten, was zwanzig Reitern und vierzig Pferden das Leben kostete und die übrigen, mit Wunden bedeckt, zu schleunigster Flucht nötigte.

Eine Kriegsmarine giebt es nicht, die Regierung besitzt jetzt nur einen altersschwachen Dampfer, welcher die Postverbindung zwischen Honolulu und Hilo vermittelt. Kamehameha III., welcher eine Leidenschaft für die See hatte, besaß eine ganz respektable Flotte, welche außer einem Vollschiff von 14 Kanonen eine Brigg und mehrere Schuner zählte. Aber die Instandhaltung dieser Seemacht überstieg die Kräfte des kleinen Staates und sie ging allmählich ein.

Die Landesfarben sind weiß, rot und blau in horizontalen Streifen und zwar hat die Flagge acht Streifen: zweimal weiß, rot, blau auf einander folgend und mit weiß, rot endend. In der linken Ecke ist der englische, blaue Union Jack angebracht mit den Kreuzen der Heiligen: Georg, Andreas und Patrick, nur sind die roten Balken schmaler. Das Wappen des Königreichs zeigt ein Schild mit vier Feldern, von denen je zwei schräg gegenüberstehende dieselbe Füllung haben. Die eine besteht in den Farben der Flagge, aber ohne den Union Jack, die andere zeigt in goldenem Felde eine schwarze Kugel auf silbernem Stabe, ein Symbol des hawaiischen Königtums. In der Mitte aufgelegt ist ein kleiner grüner Schild, darin ein silberner Kahili mit kreuzweis darüber gelegten schwarzen Speeren mit silbernen Spitzen. Der große Wappenschild ist von grünem, arabeskenartigem Rande eingefaßt. Über dem Schilde schwebt die goldene Königskrone, zu beiden Seiten stehen auf hellroter Plattform als Schildhalter zwei hawaiische Krieger in schwarz, rot und gelbem Federhelm und Federmantel, der eine einen Speer, der andere einen Kahili haltend. Um die Plattform schlingt sich ein gelbes Band, darauf in schwarzen Lettern die Worte: Ua Mau Ke Ea Oka Ainai Ka Pono d. i. Das kurze Leben nach Rechtschaffenheit strebend.

Der Hausorden Kamehamehas I. besteht in einem weißemaillirten Kreuz mit goldener Einfassung und goldenen Strahlen in den Winkeln, auf einem weißen Schilde in der Mitte in Gold der Buchstabe K und auf dunkelblauem Rande ebenfalls in Gold der Name Kamehameha. Über dem Kreuze die goldene hawaiische Königskrone an siebenfach gestreiftem, rot und weißem Bande.

Diplomatische Agenten stellten sich hier, infolge gegenseitiger Eifersucht, schon sehr früh ein. Jetzt ist eine große Anzahl von Staaten in Honolulu vertreten. Die Vereinigten Staaten unterhalten einen Ministerresidenten und einen Konsul, England einen Generalkonsul, der zugleich Regierungskommissär ist, Frankreich einen mit denselben Funktionen bekleideten Konsul, die

übrigen: Belgien, Chile, Dänemark, das Deutsche Reich, Italien, die Niederlande, Österreich-Ungarn, Peru, Rußland, Schweden und Norwegen haben nur Handelskonsuln angestellt.

Hawaii neigt sich durchaus den Vereinigten Staaten zu, deren Bürgern es ja seine jetzige Civilisation zum allergrößten Teile verdankt. Es sind zwar mit verschiedenen Staaten Handelsverträge, so auch mit dem Deutschen Reich, abgeschlossen worden, in die engsten Beziehungen ist das Inselkönigreich aber zu der Union getreten durch den 1876 abgeschlossenen Reciprocitätsvertrag, wonach die Hauptprodukte der hawaiischen Inseln: Zucker, Reis u. a. zollfrei nach Amerika, umgekehrt die Bodenerzeugnisse und Fabrikate Amerikas zollfrei nach Hawaii eingeführt werden.

Die Finanzen des Staates befinden sich in geordnetem Zustand. Das zweijährige Budget bis 31. März 1884 beträgt $3^1/_2$ Mill. Dollars. Da die Einnahmen nur auf $1^1/_2$ Mill. Dollars veranschlagt waren, so beabsichtigte man, eine Anleihe von 2 Mill. Dollars zu machen, wovon $1^1/_2$ Million für öffentliche Arbeiten und Bauten, 500 000 Dollars für die Herbeischaffung von Einwanderern verwandt werden sollten. Die Einnahme besteht zu einem Drittel in Zöllen, zu einem anderen Drittel in direkten Steuern, der Rest in verschiedenen Taxen. Besteuert sind Grund und Boden, Vermögen, Pferde, Hunde, Maulesel, Wagen; es giebt eine Kopf- und eine Wegesteuer. Spirituosen und andere geistige Getränke sind den Eingeborenen absolut verboten und nur den Fremden in Honolulu ist für ihren eigenen Gebrauch eine Einfuhr gestattet, doch ist es immer möglich, in den Schänken der größeren Plätze eine Flasche Bremer Bier oder dgl. zu erhalten. Die Wegesteuer bringt sehr wenig ein, da es dem Einzelnen freisteht, die Steuer durch Arbeiten abzuverdienen. Die Folge ist, daß die Wege fast überall schändlich sind, da sich die Arbeiter gewöhnlich damit begnügen, ein Häufchen Erde zusammenzukratzen und monatlich auf den Weg zu schütten.

Von den Ausgaben sind für die Civilliste und Apanagen

der Angehörigen des königlichen Hauses 90 025 Dollars ausgesetzt. Die Staatsschuld beläuft sich auf 444 800 Dollars.

Handel und Verkehr haben sich in den letzten Jahren ganz erstaunlich gehoben. Noch 1872 betrug die Einfuhr 1 682 000, die Ausfuhr einheimischer Produkte 1 835 000 Dollars und bis 1881 war die erste auf 4 547 978, die zweite auf 6 855 436 Dollars gestiegen. Die Hauptposten der letzteren sind Zucker, Reis, Kaffee, Talg, Pulu, Wolle, Rinds- und Ziegenhäute, auch ein bescheidener Teil von Früchten für den Markt von San Francisko, und etwas Salz, Walfischthran und Fischleim.

Deutsche Waren haben auf dem Archipel eine ziemlich starke Verbreitung. In manchen Läden sieht man ganze Musterausstellungen: rheinische Messerwaren, sächsische Gespinste in jenen grellen Farben, wie die eingeborenen Weiber sie lieben, ferner Hüte, Kautabak, künstliche Blumen, Ackerbaugeräte und Werkzeuge.

Mit dem Handel ist naturgemäß der Schiffsverkehr gestiegen. Allerdings sind die Walfischfänger mit den Walfischen seltener geworden. Aber der übrige Schiffsverkehr nimmt beständig zu. Es liefen 1881 ein 258 Handelsschiffe von 159 341 Tonnen, bei weitem die meisten davon unter amerikanischer Flagge, sonst noch englische, wenige französische, zehn deutsche, die letzten namentlich aus Bremen, das einen nicht unansehnlichen Handel mit Hawaii treibt. Der wichtigste Hafen ist Honolulu, auf das über zwei Drittel des gesamten Schiffsverkehrs wie des Warenumsatzes entfallen, danach folgen Hilo, Koloa, Lahaina. Die Handelsflotte von Hawaii zählt 45 Schiffe von 6753 Tonnen, darunter ein Dampfer, jenes erwähnte altersschwache Postschiff, der „Kilauea", von 414 Tonnen.

Von Eisenbahnen besitzt das Königreich jetzt eine Linie von dem Hafen Mahukona nach den Kohala-Zuckerplantagen auf der Insel Hawaii in 32 Kilometer Länge; Pferdebahnlinien sind für Honolulu und Umgebung projektiert. Eine Telegraphenlinie von 64 Kilometer Länge besteht schon länger zwischen Wailuku und Lahaina; ein unterseeisches Kabel wird demnächst die Hauptstadt

mit den anderen Inseln der Gruppe verbinden. Zur Ausführung dieses Projektes bildete sich in Honolulu eine Gesellschaft mit 200 000 Doll. Kapital. Ein Central-Telephon-Bureau in Honolulu vermittelt jetzt den Verkehr zwischen 230 Privatstationen.

Den Postverkehr mit Amerika und Australien besorgen die Dampfer der Pacific Mail Co. allmonatlich; doch sollen diese Fahrten wöchentliche werden; außerdem Segelschiffe, welche Dank dem sehr regelmäßig wehenden Passate ihre bestimmten Tage mit fast eben so großer Sicherheit einzuhalten vermögen und meist in der Mitte zwischen zwei Dampferposten eintreffen. Der Verkehr mit den übrigen Inseln ist, Hilo ausgenommen, nicht sehr regelmäßig. Im Jahre 1878—79 wurden 145 000 Briefpostsendungen befördert.

Die Bevölkerung der Inselgruppe stellte sich nach der Zählung vom 27. Dezember 1878 auf 57 985 Seelen, 34 103 männlichen, 23 882 weiblichen Geschlechts, ein Mißverhältnis, das durch die große Zahl der hier wohnenden unverheirateten Chinesen und Weißen erklärt wird. Die Kanakas nehmen in schreckenerregender Weise ab, während die Einwanderer gedeihen. Cook nahm 1778 rund 400 000 und Rives 1824 sogar 490 000 an. Die späteren Zählungen beweisen aber, selbst wenn man ihnen kein volles Vertrauen schenkt, sehr deutlich den unaufgehaltenen Untergang der Rasse.

Jahr.	Eingeborne.	Mischlinge.	Fremde.	Zusammen.	Abnahme der Eingebornen.
1823	—	—	—	142 050	—
1832	—	—	—	130 315	11 735
1836	—	—	—	108 579	21 736
1850	82 203	—	1912	84 165	24 414
1853	71 019	—	2119	73 138	11 194
1860	67 084	—	2716	69 800	4035
1866	58 765	—	4194	62 959	8319
1872	49 044	2487	5366	56 897	9721
1878	44 088	3420	10 477	57 985	4956

In den letzten Jahren ist diese Abnahme noch weiter vorgeschritten, noch mehr Fremde sind ins Land gekommen. Und

nicht nur in den Städten, auch in Gegenden, wohin Europäer kaum gedrungen sind, auf der einen Insel wie auf der anderen, stirbt die eingeborene Rasse dahin. Es ließen sich dafür verschiedene Ursachen anführen, unter denen die allzugroße Sittenlosigkeit eine der verderblichsten ist.

Danach ist der Untergang der Hawaiier ein in wenigen Jahren bevorstehender. Man findet namentlich unter den Vornehmen nur wenige Kinder, unter zwanzig der ersten Häuptlingsfamilien sah Mrs. Brassey nur ein Baby und in der königlichen Familie nur ein einziges Kind, die dreijährige Prinzessin Kauilani, die mutmaßliche Thronerbin. Mischlinge sind aber recht zahlreich: 1878 wurden 3420 solcher gezählt. Weiße jeden Standes haben sich mit Kanakinnen verheiratet und die Mischung giebt eine prächtige Rasse, aber auch die Chinesen, welche wenige ihrer Frauen herüberbringen, haben Ehen mit Hawaiierinnen geschlossen. Bei der letzten Zählung gab es 4561 Weiße, darunter 1276 Amerikaner, 883 Engländer, 436 Portugiesen, 272 Deutsche, 81 Franzosen und 666 andere Fremde. Mitte 1881 langten 128 Deutsche aus Nienburg an der Weser an, um auf der Zuckerplantage Lihue der Insel Kauai beschäftigt zu werden. Kinder der Fremden giebt es sehr viele, doch zeigen sie ein auffällig bleiches Aussehen. Die Zahl der Chinesen ist eine stetig wachsende. Die ersten kamen 1852 her und da man immer mehr Arbeiter für die sich ausdehnenden Zuckerplantagen brauchte, so führte man jährlich Trupps dieser sonst wenig gern gesehenen Einwanderer zu, so daß man Ende 1881 ihre Zahl auf 10 807 angab. Aber auch als Schuhmacher, Kleinkrämer und Wirte schmutziger Speiselokale sind sie thätig; keine der größeren Ortschaften auf Hawaii ist jetzt ohne Mongolen. Indessen erkennt die Regierung die drohende Gefahr: die Ersetzung der einheimischen schönen und edlen Menschenrasse durch die häßlichen Chinesen, welche den Inseln schon den bitteren Fluch des Aussatzes gebracht haben. Man beschloß daher, an ihre Stelle ostindische Kulis zu setzen, falls die Regierungen Großbritanniens und der

Niederlande ihre Zustimmung zu den beabsichtigten Anwerbungen von Arbeitern in Indien und Java geben wollten. Um diese Zustimmung zu gewinnen, verließ König Kalakaua mit dem Minister Armstrong Anfang 1881 Honolulu zu einer Reise nach Europa. Nach neunmonatlichem Aufenthalt kehrte er zurück. Armstrong sprach sich in seinem an das Parlament erstatteten Bericht entschieden gegen die Einführung von Chinesen, ostindischen Kulis und Malayen aus, befürwortete dagegen die Heranziehung der Bewohner der Azoren als der durch Klima und Gewohnheiten geeignetsten Arbeiter für die Zuckerfelder. Die Übersiedelung von 4000 Auswanderern aus San Miguel nach Hawaii in den Jahren 1880 und 1882 hat schon den Beweis für die Richtigkeit dieser Behauptung geliefert. Demzufolge wurde der Minister Carter als außerordentlicher Gesandter nach Lissabon abgesandt, um mit der portugiesischen Regierung einen Auswanderungsvertrag abzuschließen.

Der jetzige König ist kein Kamehameha. Schon nach dem Tode des fünften dieser Linie war der Häuptling Lunalino zum König erwählt worden. Als dieser 1874 starb, ohne einen Nachfolger bezeichnet zu haben, traten zwei Bewerber um den Thron auf: Emma, die Witwe Kamehamehas IV., und der Häuptling Kalakaua, der auch am 12. Februar 1874 vom Parlament mit 39 Stimmen gewählt wurde, während Emma nur 6 erhielt. Ihre Anhänger zettelten einen Aufruhr an, der mit Hilfe englischer und amerikanischer Seesoldaten und Matrosen schnell unterdrückt wurde. Auch Emmas Reise nach Europa und ihr Besuch einiger Höfe daselbst war von keinem Erfolge. In Hawaii besteht keine erbliche Succession, vielmehr wird der Nachfolger vom Könige oder vom Parlament bestimmt. Präsumtive Nachfolgerin ist, da der König kinderlos, seine ältere Schwester Lydia Kamakaeha, welche, wie die jüngere Schwester, an einen in Honolulu ansässigen amerikanischen Kaufmann verheiratet ist.

König Kalakaua ist ein großer starker Mann mit mehr gutmütigen als geistvollen Zügen, hat das liebenswürdige und feine

Wesen eines Gentleman und spricht englisch vollkommen fließend und korrekt. Wenn er auch seine Beamten gern in reichen Uniformen sieht, so liebt er doch selber Einfachheit in seiner Kleidung. Bei dem Besuch des „Challenger“ erschien der König in einfachem Gesellschaftsanzuge mit dem Stern des Kamehamehaordens auf der Brust, während sein aus Gouverneuren, Ministern und sonstigen Würdenträgern bestehendes Gefolge in prächtigen Uniformen mit Goldtressen, Epauletten und Federbüschen glänzte. Solche Pracht entfalten diese Herren nur bei außergewöhnlichen Gelegenheiten, denn ihr eigentlicher Beruf schreibt ihnen ein viel einfacheres Kostüm zu. So beschäftigt sich ein junger Amerikaner, welcher bei feierlichen Gelegenheiten als Flügeladjutant in goldgestickter Uniform mit breiter Schärpe, Degen und Generalshut neben der Majestät reitet, an gewöhnlichen Tagen im Kontor einer größeren Firma.

Nach der Sitte europäischer Höfe wird auch zuweilen große Cour gehalten und zwar, da die Gemächer der königlichen Wohnung bei solchen Anläßen zu klein sind, im Sitzungssaale des Parlaments. Auf dem Throne ist dann der aus den besten, reingoldigen Federn des Moho gefertigte Königsmantel ausgebreitet. Zu beiden Seiten stehen Herolde im schwarzen Frack und hohen Cylinderhut, über den Schultern Kragen aus roten, schwarzen und gelben Federn, in den Händen ungeheuere, an drei Meter hohe Kahilis aus schwarzen Oo-Federn mit Griffen aus Schildpatt und Elfenbein. Alles erscheint dann in europäischen Gesellschaftsanzügen, nur die alte Ruth Keelikolani, eine Halbschwester der beiden letzten Kamehameha und Regentin in des Königs Abwesenheit, bleibt auch dann dem landesüblichen Talar treu.

Die Unabhängigkeit des Archipels ist vorläufig sichergestellt. Freilich war Hawaii 1839 nahe daran, dieselbe an Frankreich zu verlieren; an England trat sie dieselbe 1843 freiwillig ab, die englische Regierung nahm dies indes nicht an. Vielmehr wurde im November desselben Jahres der hawaiische Staat von

England, Frankreich und den Vereinigten Staaten als unabhängig anerkannt und ist es ungestört geblieben. Daß derselbe aber schließlich doch durch die Vereinigten Staaten absorbiert werden wird, daran wird man kaum zweifeln dürfen. Es ist nur eine Frage der Zeit. Der amerikanische Einfluß giebt sich in der äußeren Kultur überall kund. Amerikanisch sind Kleidung und Wohnung, Speisen und Getränke, Geräte und Werkzeuge, amerikanisch sind Maße und Gewichte wie das Münzsystem. Man machte einmal den Versuch, hawaiisches Geld prägen zu lassen, gab ihn aber sehr bald wieder auf.

Die kleinen Gruppen Westpolynesiens.

Die Fanning- oder Amerika-Inseln.

Durch einen großen Meeresraum getrennt, liegt südlich von der Hawaiigruppe eine Anzahl weit verstreuter Koralleneilande, welche man unter der obigen Bezeichnung zu einer Gruppe zusammengefaßt hat. Die 5 Inseln: Jarvis, Christmas, Fanning, Washington oder Newyork und Palmyra, zusammen 668 qkm (12,1 Q.-M.) messend, zeichnen sich vor anderen ähnlichen Inseln vorteilhaft aus. Die Vegetation ist reicher, Kokospalmen häufig, neben den gewöhnlichen Gewächsen der Laguneninseln finden wir hier auch andere, die diesen sonst fremd sind, wie die tahitische Erithalys polygama und die hawaiische Sida rotundifolia. Säugetiere giebt es aber gar nicht, selbst die Ratte fehlt hier. Dafür sind Landvögel reichlicher: ein Habicht, ein schöner, einem Finken ähnlicher Vogel, der Coryphus Kuhli, mit roter Brust, grünem Rücken, Flügel und Schwanz schwarz, eine Wachtel und eine Art Sperling. Die ersten Entdecker (Cook, Fanning u. a.) fanden die Inseln unbewohnt; Fundamente von Häusern aus Korallenfels, Gräber mit ausgemeißelten Ornamenten, Steinbeile und andere Reliquien beweisen jedoch, daß hier eine jetzt verschwundene Rasse

gehaust haben muß. Die heutige Bevölkerung, etwa 200 Menschen auf Fanning, Palmyra und Jarvis, wurde durch englische und amerikanische Unternehmer von anderen Gruppen hierhergebracht, um die Produkte der Inseln auszubeuten. Auf Fanning (40 qkm) ließen sich schon vor mehr als 50 Jahren Engländer nieder, um durch hawaiische Arbeiter Trepang sammeln zu lassen, 1847 gründete ein Kaufmann aus Papeete eine Niederlassung, um Kokosöl zu gewinnen. Die Insel hat gutes Trinkwasser, der kommerzielle Wert derselben besteht aber in dem Guano, welcher sich hier in großen Lagern findet. Die Insel ist seit 1859 britischer Besitz und die Ausbeutung des Guanolagers in den Händen einer Londoner Firma, welche jährlich bis 12 Schiffe von je 1000 Tonnen mit Guano befrachtet, was einem Exportwert von etwa 1 200 000 Mark gleichkommt. Die Arbeiter, etwa 150, stammen von der Herveygruppe, sind sämtlich Christen und können lesen und schreiben. Palmyra ist ein Korallenriff, worauf sich nicht weniger als 58 kleine Inselchen befinden, mißt aber nur 1 qkm und hatte 1869 als Bewohner 5 von der Regierung von Hawaii, welche die Insel 1861 besetzte, hier stationierte Trepangfischer. Auf Jarvis (4 qkm) hat die Phönix-Guanocompagnie von Honolulu eine Niederlassung gegründet, um die dortigen Guanolager ausbeuten zu lassen, welche eine, die Stelle der früheren Lagune bezeichnende Vertiefung ausfüllen. Der Guano ist leider mit Gips gemischt.

Die Phönix-Inseln.

Im Südwesten von den vorigen und zu beiden Seiten des Äquators liegen zehn kleine, flache Koralleninseln, zusammen nur 42 qkm (0, 75 Q.-M.) messend, die meisten mit Gras und niedrigen Kräutern, als einzigen Vertretern der Pflanzenwelt, bedeckt, selten sieht man eine einsame Kokospalme auf diesen unwirtlichen Eilanden, den Brutstätten zahlloser Seevögel. Guano ist daher auch das einzige Handelsobjekt, welches sie liefern. Schon 1859 bildeten sich zur Ausbeutung desselben zwei ameri-

kanische Gesellschaften: die United States Guano Company in Newyork und die Phönix Guano Company in Honolulu. Die erste besetzte Baker und Howland, die zweite Mac Kean, nachher Birney. Alle diese Niederlassungen wurden indes mit Erschöpfung der Lager aufgegeben und zur Zeit ist nur Enderbury, ein 8 qkm großer Korallenfelß, bewohnt, wo die letztgenannte Gesellschaft seit 1870 mit 8 Weißen und 55 Hawaiiern die daselbst befindlichen guten Guanolager bearbeiten läßt.

Auch hier müssen früher schon Menschen gewohnt haben. Auf der Insel Swallow sieht man viereckige Trümmer aus großen Korallensteinen, auf Howland 3—5 Meter tiefe, von Korallenmauern eingeschlossene Vertiefungen, Plattformen von Korallenquadern, Gräber mit Gebeinen, gepflasterte Wege, welche zur Küste führen, u. a. m. Beide Inseln haben freilich an einigen Stellen Gruppen von Bäumen, sind aber sonst so unfruchtbar wie die anderen, so daß man sich fragen muß, wovon denn jene verschwundene Bevölkerung gelebt habe.

Die Union- oder Tokelau-Gruppe.

Nördlich von Samoa liegen vier kleine Laguneninseln, auf deren allein aus Korallengries und Sand bestehendem, dürftig bewässertem Boden sich eine Vegetation zeigt, welche uns billig in Erstaunen versetzen muß. Als der Amerikaner Hudson 1841 die Inseln besuchte, fand er nicht weniger als 19 verschiedene Baumarten, manche von ausgezeichneter Größe. Außer den auf allen Laguneninseln zu treffenden Kokospalmen und Pandanus sah man hier die Morinda citrifolia, eine schöne Feigenart, und den duftenden Jasmin von Tahiti (Gardenia taïtensis) sowie die Fächerpalme, welche man auf Samoa und Tonga kultiviert. Eine 40 Fuß hohe Pisonia maß direkt über der Wunzel mehr als 20 Fuß im Umfang und große, mit Farnen überwachsene Tournefortien hatten ein höchst ehrwürdiges Aussehen. Die Eingeborenen waren auch bedacht gewesen, den Bestand der einheimischen Vegetation durch die

Zucht von Gewächsen aus angetriebenem Samen zu bereichern, so hatten aus einer vom Meere ausgeworfenen Frucht der Hernandia sonora die Bewohner von Fakaafo einen Strauch gezogen. Von Tieren giebt es hier nur die allgegenwärtige Ratte, Hunde und gelbe Tauben mit purpurner Haube. Die ganze Gruppe mißt nur 14 qkm oder 0,25 Q.=M. und zählt 514 Einwohner samoanischen Stammes. Davon leben auf Oatafu und Nukunono je 140, auf Fakaafo oder Bowditch 207 und auf Olosenga oder Swain 27. Alle sind seit längerer Zeit zum Christentume bekehrt. Oatafu ist protestantisch, Nukunono katholisch und Fakaafo zum größeren Teile (162) protestantisch, zum kleineren (45) katholisch. Die Herrschaft über diese kleine Gruppe hatte immer der Häuptling von Fakaafo, wo sich ein großer Götzentempel sowie ein mit Korallenblöcken ausgemauerter Brunnen befand, den man, da er das einzige süße Wasser der Insel enthielt, sorgfältig behütete. Sonst sind die Insulaner auf Regenwasser angewiesen. Auf Olosenga ließ sich ein Amerikaner nieder, um durch samoanische Arbeiter Kokosöl bereiten zu lassen.

Die Ellice=Gruppe

im Westen der vorigen wird auch zuweilen, freilich sehr wenig zweckmäßig, als Laguneninseln bezeichnet. Allerdings sind die 9 Inseln, welche zusammen 37 qkm oder 0,67 Q.=M. messen, größtenteils Lagunen=, alle aber Koralleninseln, sie unterscheiden sich also in nichts von anderen derartigen Gruppen, die ja in diesem Teile des großen Oceans zahlreich genug sind. Vor den Unioninseln haben sie eine schon reichlichere Vegetation voraus, denn wenn auch hier Kokospalmen und Pandanus die herrschenden Gewächse sind, so treten doch schon Brotfruchtbäume, Bananen und Arum auf. Die Landfauna ist durch zahme Schweine und Hühner bereichert. Die Bewohner dieser Gruppe sind samoanischer Abkunft und sprechen einen Dialekt dieser Sprache; von dort sind auch protestantische Missionäre herübergekommen und haben den größten Teil der Bevölkerung zum Christentum be=

kehrt. Nach Turner hatten 1876 die einzelnen Inseln folgende Bevölkerungszahlen:

Inseln:	Bewohner:	Davon Protestanten:
Funafuti (Ellice-J.)	146	146
Nukulailai (Mitchell)	106	106
Vaitupu (Oaitupu)	441	333
Nukufetau	440	116
Lynx (Speiden)	460	197
Nanomea (St. Augustine) . . .	440	229
Hudson	236	11
Nui Eeg (Niederland-J.)	233	225
Zusammen:	2502	1373

Funafuti, die größte der Gruppe, zählte 1878, als die „Ariadne" dort ankerte, 156 Seelen. Sie vermöchte aber eine weit größere Anzahl von Menschen zu ernähren, denn sie hat einen Überfluß von Nahrungsmitteln. Jetzt liefert sie jährlich 50 Tonnen Kopra in den Handel, 200—300 Tonnen Kokosnüsse läßt man verfaulen. Bei fachgemäßer Bewirtschaftung dürfte man aber jährlich 500—600 Tonnen Kopra zu gewinnen imstande sein, könnte also eine Jahreseinnahme von 100 000—120 000 Mark erzielen. Hier wie auf anderen Inseln der Gruppe schloß Kapitän von Werner Verträge mit den Häuptlingen, um den schon recht bedeutenden deutschen Handel sicher zu stellen.

Die Tukopia-Gruppe

im äußersten Westen, südöstlich von Wanikoro, liegt dem melanesischen Santacruz-Archipel so nahe, daß man sie demselben unbedingt zurechnen müßte, wären ihre Bewohner nicht nach Körperbildung, Sitten und Sprache entschieden polynesisch. Es sind drei kleine vulkanische Inseln: Tukopia, Anuda oder Cherry und Fataka oder Mitre, zusammen 66 qkm (1,2 Q.-M.) messend. Nur die beiden ersten sind von 650 Menschen bewohnt, welche mit Samoanern und Tonganern die größte Verwandtschaft zeigen. Die Mission hat schon seit Jahren mit Erfolg auf Anuda gearbeitet.

Die Tonga- oder Freundschafts-Inseln.

1. Das Land.

Der erste Entdecker dieser Inselgruppe war der große holländische Seefahrer Tasman, welcher am 19. Januar 1643 das hohe und felsige Ata, von ihm nach den vielen Tropikvögeln Pylstaart genannt, und am nächsten Tage zwei weitere Inseln auffand, denen er die Namen Middelburg und Amsterdam gab. Es sind dies vermutlich die heutigen Cattow und Eua. Allein man hatte diese That vollständig aus dem Gedächtnis verloren, als Cook seine denkwürdigen Fahrten durch die Südsee begann. Cook besuchte die Gruppe auf seiner zweiten (1773) wie auf seiner dritten Reise (1777); das letzte Mal verweilte er vier Monate. Nach dem Empfang, der ihm wurde, nannte er den Archipel Friendly Islands, was etwas frei in Freundschaftsinseln übersetzt worden ist, ein Name, welcher in neuerer Zeit dem jetzt gebräuchlichen, einheimischen Platz machen mußte. Die nördlichste Gruppe wurde 1781 von dem Spanier Maurelle aufgefunden. Das Unglück, welches den englischen Matrosen Mariner traf, der von 1806 bis 1811 auf Tonga als Gefangener zurückgehalten wurde, verschaffte uns eine eingehendere Kenntnis der Inseln und ihrer Bewohner, eine Kenntnis, welche nachmals durch die Reisen von d'Urville, Wilkes und Erskine und die Missionäre Lawry und West vielfach ergänzt wurde. Namentlich der Letztgenannte hat durch die Veröffentlichung seiner während eines zehnjährigen Aufenthaltes gemachten Beobachtungen die bestehenden Lücken auszufüllen gesucht. Dann hat der „Challenger" auf seiner Reise um die Welt die Gruppe berührt; deutsche Kriegsschiffe haben später hier öfters verkehrt und die Weltausstellung in Sydney hat ganz kürzlich einige Berichterstatter veranlaßt, diese Inseln im Interesse des deutschen Han-

dels zu besuchen. Auf diese Weise sind uns dieselben ziemlich genau bekannt geworden.

Die nächsten Archipele sind die Viti- und die Samoa-Inseln. Von den ersten sind die Tonga etwa 50, von den zweiten gegen 80 Meilen entfernt. Mit beiden Gruppen stehen sie in fortwährender Verbindung. Die Größe des Archipels ist nicht bedeutend. Obschon er mehr als 150 Inseln umfaßt, beträgt das Gesamtareal doch nur 997 Quadratkilometer oder 18.1 Quadratmeilen; das Königreich Tonga ist demnach etwas größer als Schwarzburg-Rudolstadt.

Die Inselgruppe zerfällt in zwei, parallel neben einander laufende Reihen. Die westliche besteht aus einer Anzahl hoher und bergiger Inseln, in der östlichen, viel längeren sind die Inseln sämtlich niedrige Bildungen aus Madreporenkalk. Die hohen Inseln sind vulkanisch, in der That sind es eigentlich nur vulkanische Piks, welche aus großer Tiefe steil aus dem Meere emporsteigen, das den Schiffen hier keinen Ankergrund bietet. Wo die bis in die neueste Zeit heftig auftretenden Ausbrüche den üppigen Pflanzenwuchs nicht vernichteten, bedecken prachtvolle Wälder die Abhänge. Leider aber haben sowohl auf Tofoa, als auf Kao, Late und Fonualei furchtbare Eruptionen der fortwährend thätigen Vulkane den Boden rings um die tief eingesenkten Krater mit Asche, Skorien und Lava bedeckt und durch tiefe Spalten zerrissen. Die Gärten, welche die Einwohner anlegten, sind zerstört worden und die Einwohner selber haben sich nach Wawau geflüchtet. Nur der 1524 Meter hohe, erloschene Vulkankegel Kao ist bewohnt; alle übrigen sind verlassen. Doch werden sie ihrer Hilfsquellen halber immer noch zuweilen von Schiffen besucht, welche zwischen Tonga und Viti fahren. Ununterbrochen dichte Dampfwolken, nicht selten Feuer ausstoßend, sind sie dem Seefahrer treffliche Landmarken.

Die Koralleninseln der Tongagruppe unterscheiden sich sehr wesentlich von anderen, ähnlichen Gebilden. Sie sind nicht niedrig, sondern erheben sich durchschnittlich 13—14 Meter über die

Meeresfläche; im Innern treffen wir sogar Erhebungen bis zu 200 Meter. Sie sind ferner nicht, wie andere korallinische Formationen, felsig, dürr und unfruchtbar; vielmehr sprießt aus der starken und reichen Humusdecke eine äußerst üppige Vegetation.

Der Charakter dieser Vegetation ist weit mehr dem indischen gleich, als es z. B. in Viti der Fall ist. Dabei fehlt dem Archipel nichts, was die östlichen Inselgruppen charakterisiert, während er Pflanzenformen besitzt, welche wir in jenen vergeblich suchen. Unter vier Arten von Palmen ist die wichtigste die Kokospalme, welche in unzähligen Pflanzungen ihre Kronen lieblich über dem Gebüsch wiegt, mit dem der flache Strand besetzt ist. Farne erreichen auf den höheren Inseln die Dimensionen von Bäumen. Alles was auf den Inseln des Stillen Oceans an Pflanzen gebaut wird, hat hier eine Heimat gefunden. Und die Tonganer verstanden es von jeher, die Ertragfähigkeit ihres Landes mit Geschick zu erhöhen. Zwar wußte man nichts von Düngung, aber man gönnte dem Boden, welcher eine Ernte getragen hatte, angemessene Ruhe und man verstand sich auf den Fruchtwechsel. D'Urville war so erstaunt über die Sauberkeit der mit zierlichen Zäunen eingefaßten Felder, daß er erklärte, kein öffentlicher Garten Europas könne sich in dieser Eigenschaft mit den tonganischen messen. Yams sind die Hauptfrucht, mit welcher die Äcker in Zwischenräumen von 2—3 Jahren regelmäßig bestellt werden. In gemessenen Abständen bepflanzt man ein solches Feld mit Reihen von Bananen (Musa sapientium) deren Fruchtbüschel 30—80 Pfund schwer werden. Sind die Bananen geerntet, so werden die weichen, bald aufgelösten Stämme umgehauen; aus den Wurzeln aber schießen schnell neue Sprossen empor. Weil aber die nicht selten über die Inseln dahinfegenden Orkane große Verheerungen unter den 4—5 Meter hohen Stämmen anrichteten, hat man in neuerer Zeit die chinesische Zwergbanane eingeführt, welche nur 1⅓ Meter Höhe erreicht, daher von Stürmen weniger zu leiden hat. Die breiten und langen Blätter der Bananen schützen die unter ihnen wachsenden Yams,

die man zuerst in besonderen Beeten zieht, ehe man sie auf die eigentlichen Felder versetzt. Hier hat man große Löcher gegraben von 2—4 Fuß Durchmesser und 3—7 Fuß Tiefe. Die herausgeworfene Erde ist längere Zeit den Einwirkungen der Atmosphäre ausgesetzt gewesen und wird in pulverisiertem Zustande in die Löcher zurückgeschüttet. Die Wurzel entwickelt sich nun mit ganz besonderer Mächtigkeit; die kleinsten Sorten wiegen etwa 7 Pfund, die größten aber werden 5—6 Fuß lang und erreichen ein Gewicht von 70—80 Pfund. Mit der größten Sorgfalt wird jegliches Unkraut vertilgt und eben so sorgfältig verfährt man bei der Ernte, denn die geringste Verletzung der Haut zieht die baldige Fäulnis der Wurzelknollen unbedingt nach sich. Außer Yams gedeihen süße Kartoffeln, Brotfrucht, Zuckerrohr, Guaven, Mangoäpfel, Orangen und Limonen, in neuerer Zeit auch Tabak, Mais, Baumwolle und Kaffee. Doch wird das letzte Produkt noch mancher Manipulationen bedürfen, ehe es für den europäischen Markt brauchbar erscheint.

Die Tierwelt ist, wie überall in Polynesien, äußerst dürftig. Von Mammalien gab es vor der Ankunft der Europäer eine kleine Rattenart, eine eigentümliche riesige Fledermaus (Pteropus tonganus), deren Flughaut oft bis über einen Meter Spannweite hat, und das Schwein, das als Haustier vielfach gezogen wird. Der Hund war von Viti her eingeführt worden. Die europäischen Ansiedler haben ihre Haustiere hieher gebracht, allein Mangel an Raum wird keine große Vermehrung derselben erlauben. Vögel und Fische sind zahlreicher; es sind dieselben, welche wir von Viti und Samoa her kennen. Es giebt hier einige Landschlangen und kleine Eidechsen, aber keine Frösche und wenig Insekten, dafür machen sich mehrere Arten, wie Ameisen und Moskitos, desto deutlicher und nicht besonders angenehm bemerkbar.

Das Klima des Archipels ist zwar nicht immer gesund, denn die Hitze ist beträchtlich (Mitteltemperatur 24—25° C.) und starker Regenfall und Nachttau sind häufig, aber es

fehlt glücklicherweise an Sümpfen und ihren Miasmen, so daß die tödlichen Fieber Melanesiens hier gänzlich unbekannt sind. In die Regenzeit (Dezember bis Februar) fallen die ganz plötzlich hereinbrechenden Orkane. „Himmel und Erde scheinen bei einem solchen Sturm in Bewegung; das Großartigste aber ist die unvergleichliche Majestät der wogenden See. Das Heulen des Windes, das Krachen der fallenden Bäume, die durch die Luft schwirrenden Zweige, die gleich Kanonenkugeln dahinsausenden Kokosnüsse, der wolkenbruchartige Regen, die ungewohnte Finsternis, das Getöse der einstürzenden Häuser — alles dies giebt eins der schrecklichsten Bilder, welche Naturereignisse hervorrufen können.“ Noch im letzten Jahre hat ein solcher Sturm über die Gruppe hingefegt; alle Inseln litten, am schlimmsten wurde aber Tongatabu heimgesucht. Sämtliche 13 Kirchen auf Tongatabu, die Centralmissionskirche auf Niafu und gegen 1500 Häuser, sowie die Segelboote und Kanus der Eingeborenen wurden zerstört. Eine während des Orkans entstehende Flutwelle warf einen Schuner ans Land, ein deutsches, mit 500 Tonnen Kopra beladenes Schiff wurde auf die Korallenfelsen getrieben, wo es zerschellte. Auf den Plantagen wurde ein volles Viertel der Kokospalmen und ein Drittel der Orangenbäume vernichtet, so daß der früher so blühende Archipel ein Bild der Verwüstung bot.

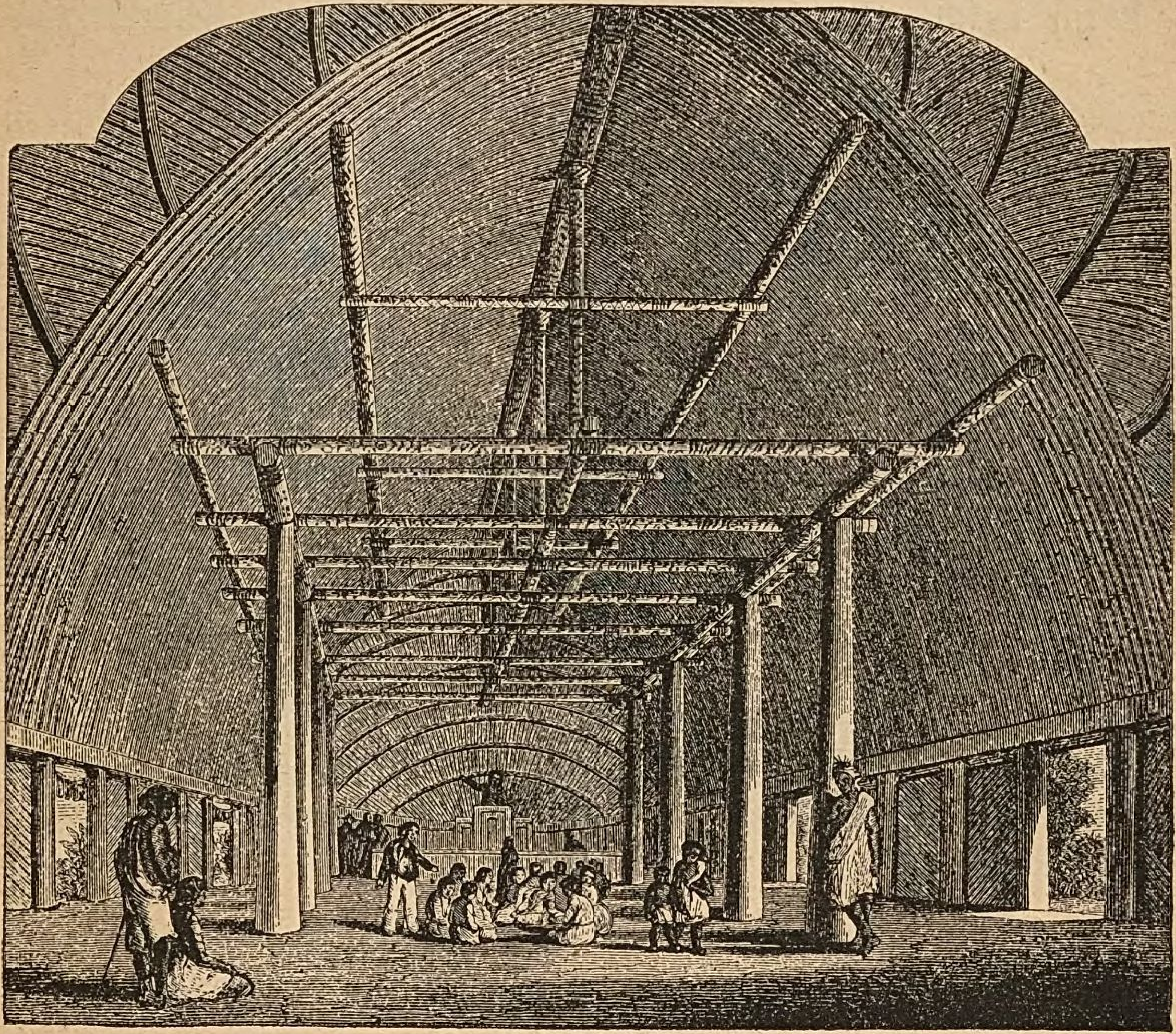
Tongatabu, d. i. das heilige Tonga, ist weitaus die größte und bedeutendste aller Inseln der Gruppe. Gegen 4—5 Meilen lang und 2—3 Meilen breit, hat sie einen Flächenraum von 422 Quadratkilometer oder 7,7 Quadratmeilen; sie ist also etwa so groß wie das Gebiet der freien Stadt Hamburg. Die Insel hat die Form eines etwas unregelmäßig gestalteten Halbmondes mit der Öffnung nach Norden, wo zwischen den beiden Hörnern die See hineintritt und eine große und breite Lagune bildet. Ungeheure Korallenriffe ziehen sich den ganzen Nordrand entlang und bilden eine sichere Reede, zu welcher Schiffe durch verschiedene Öffnungen gelangen können. Schmale Küstenriffe fassen

außerdem überall den Strand ein. Kleine Eilande, alle flach und bewaldet, sind auf den Riffen der Nordküste zerstreut. Die Insel erhebt sich hier und dort zu niedrigen Hügeln, deren höchste 20 Meter wohl nicht übersteigen; über alles ist eine Schicht fruchtbarer Dammerde gebreitet, nicht selten von großer Mächtigkeit. Aber mit der Wasserversorgung ist es schlecht bestellt; was man aus Brunnen und Tümpeln gewinnt, ist von sehr mäßiger Beschaffenheit. An der Nordküste liegt die Hauptstadt Nukalofa, ein hübscher Ort, inmitten einer Gruppe von Kokospalmen und Brotfruchtbäumen, aber doch frei genug, um die Wirkung des erfrischenden Passatwindes zu spüren. Dem Strande gegenüber stehen die Regierungsgebäude, die Residenz des Königs, ein villaartig gebautes Haus, ferner die Häuser des Gouverneurs, der fremden Kaufleute u. a. m. Weiter zurück in anmutigem Thale lugen die leichten Hütten der Eingeborenen aus Bambusrohr und Palmblättern zwischen Brotfruchtbäumen und anderen tropischen Gewächsen wie aus grünem Versteck hervor. Obschon zahlreich, sind sie doch so an den schattigsten Stellen des Haines verteilt, daß auf den ersten Blick sich der Fremde vergebens nach Wohnhäusern umsieht. Auf dem höchsten Punkte der Insel, einem kleinen Hügel, der ehemals eine Kolo oder Festung trug, steht jetzt eine Kirche, ein hübsches Gebäude mit einem Schiff und zwei Flügeln. Das Dach aus Balken und Sparren der Kokospalme ist mit Palmblättern gedeckt und ruht auf Säulen von hartem Holze. Die Kirche hat Raum für 800 Personen und ist mit einer hübschen Kanzel und großen Orgel ausgestattet. An diese Kirche knüpft sich eine dankbare Erinnerung an die Deutschen.

Als man an den Bau des Gotteshauses dachte, trat die Frage an die Eingeborenen heran, wie man die Mittel zur Ausführung des Baues beschaffen solle. Das Hamburger Haus Godeffroy hatte auf Tonga eine Niederlassung gegründet, um Kopra einzuhandeln, und erbot sich nun, die nötigen Gelder gegen Lieferung dieses Artikels herzugeben. So legten sich die Tonganer

aus freien Stücken eine Kopfsteuer für ihre Kirche auf, ungefähr je 10 Mark d. J., in Summa nicht weniger als 200 000 Mark, bezahlten sie indessen naturgemäß in Kopra. Noch manche andere Kirche ist auf der Insel errichtet worden, sowohl durch Protestanten als durch Katholiken. Nennenswerte Plätze, an

Fig. 38.



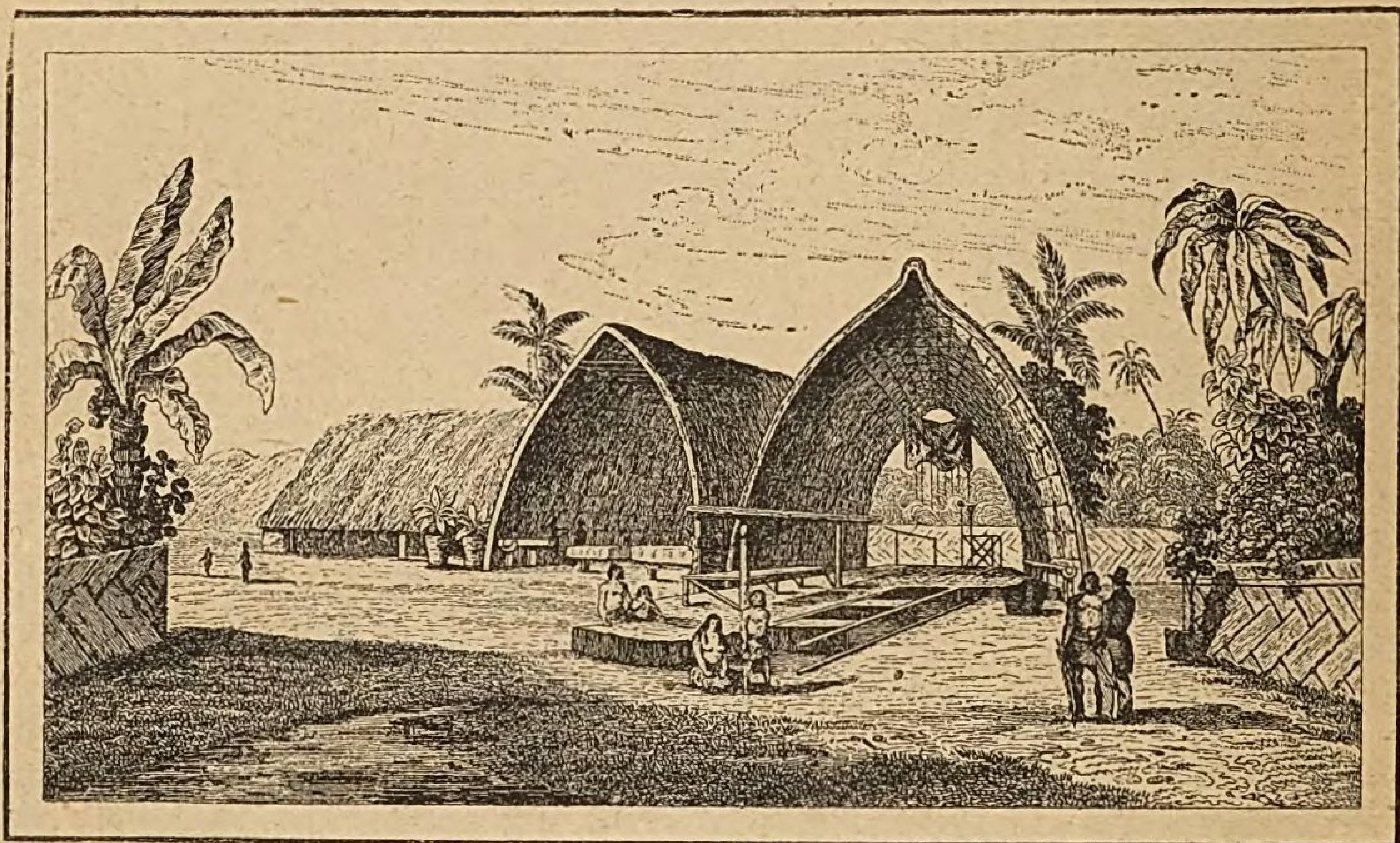
Das Innere der großen Kirche auf Tonga.

welchen sich deutsche Stationen (Deutsche Handels- und Plantagengesellschaft und Ruge u. Co.) befinden, sind das ansehnliche Mua im südlichen Teile, Foschall und das Dorf Bea an dem kanalartig verengten südwestlichen Ende. Das Dorf Hifohifo im äußersten Nordwestteile der Insel ist ausschließlich von Ein-

geborenen bewohnt, doch befindet sich in der Nähe gleichfalls eine Station der Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft. Hier sind Anfänge zu Pflanzungen von vortrefflicher Baumwolle und von Kaffee gemacht worden.

Südöstlich von Tongatabu liegt Eua (171 qkm oder 3,1 Q.-M.), mit angenehm unterbrochener Oberfläche: kleinen Bergen aus Madreporenkalk, schönen Wäldern und grünenden Wiesen, durch welche über moosbewachsene Felsblöcke ein kleiner Bach

Fig. 39.



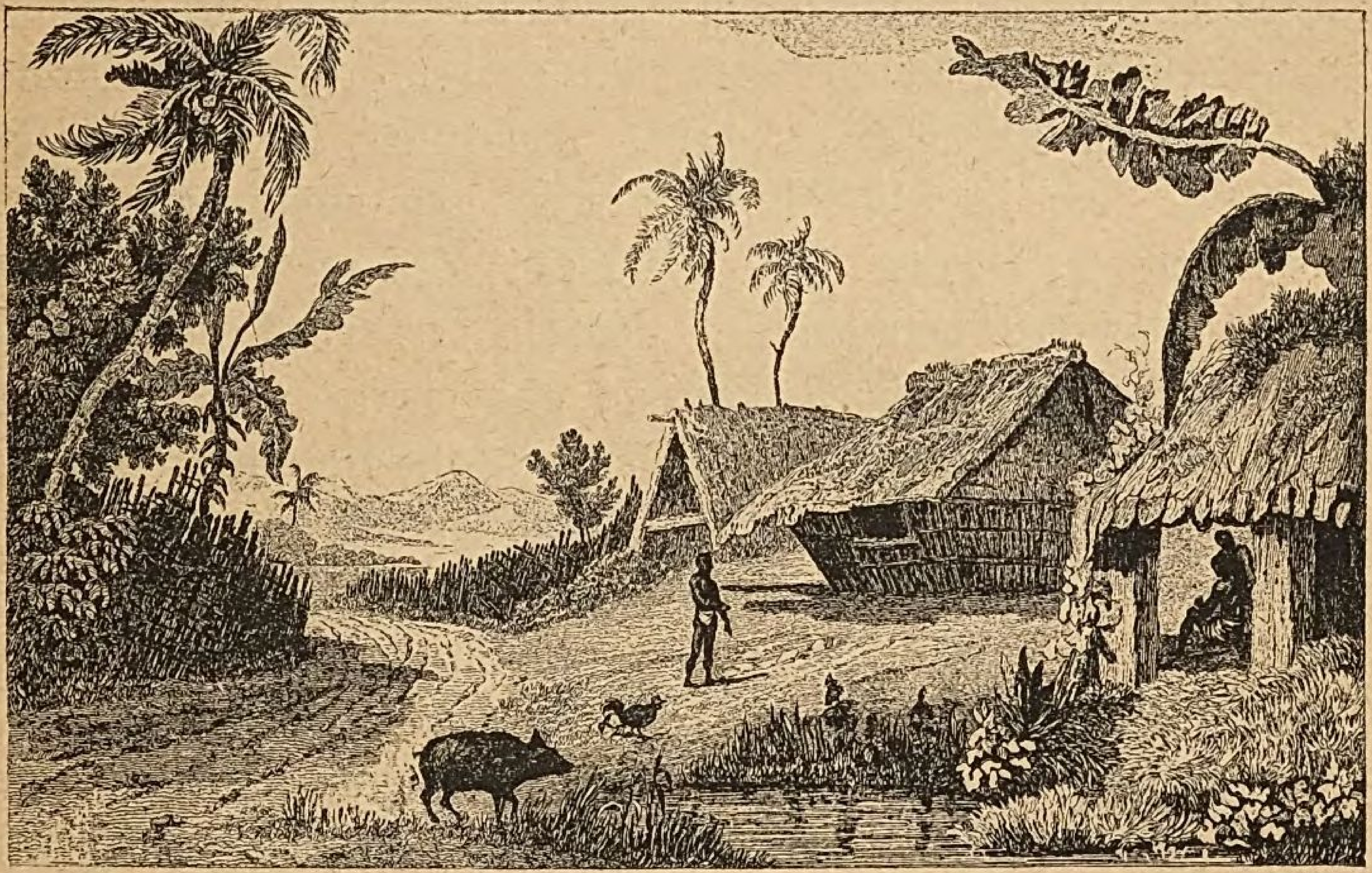
Ansicht von Bea.

zur stillen Lagune eilt. So ist Eua schöner, anziehender, aber es ist auch weniger angebaut als die übrigen Inseln; auch fehlt ein Hafen.

Von Tongatabu an den Gruppen Nomuka, Kotu und Hapai vorübersegelnd, gelangt man nach kurzer Fahrt nach Wawau, einer 145 qkm oder 2,6 Q.-M. großen Insel, welche der nördlichsten, auch Haafuluhao genannten Gruppe den Namen gegeben hat. Es ist eine schöne und fruchtbare Insel, deren wechselnde Oberfläche mit Pflanzenwuchs überall bedeckt ist. Aus dem tiefen

Meere heben sich steile Felswände empor aus Korallenkalk, auf welchem eine tiefe Schicht von Thon und Dammerde lagert. Diese Kalkfelsen bilden häufig große Höhlen, in welchen sich Becken schönen klaren Wassers befinden, das von den Eingeborenen zur Zeit der Dürre heraufgeholt wird, denn die Wasserversorgung der Insel ist nicht gut und die Qualität des Wassers eine sehr niedrige. Solche Höhlen sind nicht auf Wawau beschränkt. An der Nordwestseite der kleinen Insel Niuatabu liegt die durch

Fig. 40.



Auf der Insel Nomuka.

Byrons schöne Romanze „The Island“ verherrlichte Höhle, deren Eingang das Meer verschließt, so daß man nur durch Tauchen hineingelangen kann. Hier soll ein junger Häuptling seine Geliebte, welche mit ihrer ganzen Familie zum Tode verurteilt worden war, lange verborgen gehalten haben, bis er mit seinen Angehörigen die Heimat verlassen konnte, um auf den Viti-Inseln zu wohnen. Auch das Inselchen Falewai enthält eine sehenswerte Stalaktitenhöhle, in welche ein Boot hineinfahren kann. Noch merkwürdiger ist die Kaiser-Wilhelms-Höhle auf Niuafu, einer

der politischen Dependenzen von Tonga, nordwestlich von Wawau nach der Samoagruppe zu gelegen. Die Einfahrt durch die sehr niedrige Öffnung ist nur während der Ebbezeit möglich, zur Flutzeit ist sie völlig geschlossen. Wunderbar schön sind die Farbeneffekte, welche die hereindringenden Lichtstrahlen im Innern der geräumigen Höhle hervorzaubern, sie erinnern an die blaue Grotte von Capri.

Niafu ist eine durchaus vulkanische Insel. Aus großer Tiefe des ganz rifffreien Oceans steigen die schwarzen, steilen Lavaklippen zu 200 Meter Höhe empor und bilden einen schmalen, äußerst fruchtbaren Rand, welcher den großen, längst ausgebrannten Krater in der Mitte umgiebt. Ein stiller, blauer See füllt die Tiefe, doch ist sein Wasser brackig und nährt keine Fische. Es ist noch nicht lange her, seit dieser See an die Stelle des glühenden Herdes getreten ist, noch in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts haben sich Laveströme aus diesem Krater ergossen. Auch hat die vulkanische Thätigkeit nicht aufgehört. An den Ufern des Sees sprudeln heiße Schwefelquellen und noch 1867 fand eine gewaltige Eruption aus neunzehn, damals entstandenen kleinen Kratern statt. Schreckliche Zerstörungen wurden an der Südseite der Insel von den glühenden Lavaströmen angerichtet, welche weithin die Pflanzungen der Eingeborenen zerstörten, bis sie sich endlich über die steilen Klippen ins weithin kochende Meer stürzten. Niafu ist die Residenz des Kronprinzen der Tongainseln und Wohnort einer Anzahl weißer Ansiedler, auch eines Geschäftsführers der früher Godeffroyschen Niederlassung. Die Zahl der Eingeborenen soll 1200—1500 betragen.

Gleichfalls politisch mit Tonga verbunden ist die halbwegs zwischen Samoa und Wawau gelegene Gruppe Niua, zwei kleine Inseln, durch einen schmalen Kanal getrennt. Auch diese Inseln sind vulkanisch, wenngleich das unterirdische Feuer hier seit lange erloschen ist. Dichte Waldungen bedecken nun die erkalteten, steil emporragenden Kegel. Von den Bewohnern, deren Zahl etwa

1000 betragen mag, leben drei Viertel auf dem kleineren Niuatobutabu, ein Viertel auf dem hohen Tafahi.

2. Die Tonganer.

Die Bewohner von Tonga sind nächste Verwandte der Samoaner; bald nennt man diese, bald jene als das Stammvolk, von denen die anderen entsprungen sein sollen. Es ist ein großer und starker, schöner Menschenschlag mit regelmäßigen, den europäischen ähnlichen Zügen und heller, kastanienbrauner Hautfarbe, schwarzem, lockigem Haar und dunklen, lebhaften Augen, dessen freundliches, dabei aber männliches Wesen stets einen günstigen Eindruck auf die Besucher der Gruppe gemacht hat. Mariner freilich behauptet, daß Cook die Inseln sicherlich nicht Friendly Islands genannt haben würde, hätte er gewußt, daß es nur ein Zwiespalt unter den Häuptlingen war, welcher ihn und seine Mannschaft von geplanter verräterischer Ermordung rettete. Auch haben die Tonganer nicht selten Feindseligkeiten gegen Europäer geübt, welche der Handel oder die Wissenschaft an ihre Küsten führte, allein solche Akte waren nur Wiedervergeltung für früher angethanes Unrecht.

Ehrgefühl, Stolz und Freiheitsliebe, verbunden mit großem Mut und persönlicher Stärke, zeichnen die Bewohner dieser Gruppe vor allen Polynesiern aus. Man hat sie die Angelsachsen der Südsee genannt. Und in der That war Tapferkeit von jeher eine ihrer hervorragendsten Eigenschaften. Zu Cooks Zeiten pflegten sie die Vitiinseln zu besuchen und Sandelholz zu holen; neben dieser friedlichen Beschäftigung beteiligten sie sich aber auch gern an den Kämpfen, welche zwischen den Häuptlingen einzelner Inseln der Gruppe unausgesetzt wüteten. Von den Vitianern lernten sie ihre Speere besser verfertigen, als sie es vorher verstanden; dort wurden sie auch mit dem papuanischen Bogen und Pfeil bekannt. Vorher bestanden ihre Waffen nur in Keulen aus Kasuarinenholz mit Spitzen aus Rochenstacheln, aus Spießen und Schleudern. Von Viti holten sie sich größere Boote, denn

die Tongagruppe hat wenig geeignetes Bauholz. Sie hatten dort ihre eigenen Werften, nahmen auch wohl den Vitianern die besseren Fahrzeuge weg und machten auf großen Doppelkähnen, in denen mehr als 150 Streiter Platz fanden, mit Ruder und Segel Heereszüge in weite Fernen. Wie die Wikinger des Nordens waren sie überall gefürchtete Gäste; nirgends aber zeigten sie die wilde Grausamkeit ihrer Nachbarn, und wenn sie auch die Köpfe erschlagener Feinde als Trophäen hinwegführten, so waren sie doch zur Zeit der Entdecker wenigstens keine Kannibalen. In früheren Zeiten soll Hungersnot zuweilen dazu getrieben haben, mag sein auch Rache, wie uns von Mariner erzählte Flüche anzudeuten scheinen, solche wie: „Koche deinen Großvater!“ oder „Grabe deinen Vater bei Mondlicht aus und friß ihn auf!“ Weiße zu fressen aber galt für schädlich. Indessen ist die Anthropophagie aus Tonga schon seit langer Zeit verschwunden. Nahmen auch in den Kämpfen auf Viti tonganische Krieger bisweilen diese schreckliche Sitte von ihren Bundesgenossen an, auf Tonga selber hat das stets verabscheute Beispiel keine Nachahmer finden können.

Fig. 41.



Tonganischer Jüngling.

Die Nahrung der Tonganer ist in der Hauptsache immer eine vegetabile gewesen; Fische freilich, auch die besonders geschätzten Haien, Hühner, Hunde, Ratten, Fledermäuse wurden

neben anderem uns wenig zusagenden Getier vielfach verzehrt. Das Schwein erscheint nur bei festlichen Gelegenheiten und die Schildkröte war früher für die Vornehmen reserviert. Ehemals kochte man stets in Öfen nach polynesischer Manier; jetzt zieht man meist irdene und eiserne Töpfe vor. Ihre Kochkunst ist nicht ganz verächtlich, eben so wenig ihr Appetit, der gelegentlich eine staunenswerte Konsumtionsfähigkeit entwickelt. Man ißt, wenn man hungrig ist, obschon Morgen- und Mittagmahlzeiten die Regel sind. Dazu trinkt man Kawa, hier beliebter als irgendwo, jetzt zuweilen mit etwas Limonensaft gewürzt.

Fig. 42.



Tonganisches Mädchen.

Die Kleidung der Tonganer war früher bei den Männern der bekannte Maro oder man trug an einem Gürtel befestigte Stücken Zeuges, welche mehreremal um den Leib gewunden wurden. Diese Bekleidung war eine ganz allgemeine und erstreckte sich sogar auf die Kinder, welche sich nur im Innern der Häuser im beliebten Naturkostüm herumtummelten. Die Einführung des Christentums und das Bestreben des Königs Georg wie seines englischen Ministers zielten aber danach hin, mit der Civilisation Europas auch die dort übliche Kleidung einzuführen.

Es war die Rinde des Tapabaumes, welche fast ausschließlich den Stoff zur Bekleidung lieferte; man wollte aber die Kultur

der Baumwolle fördern und dadurch den Wohlstand der Insel heben, und das Tragen sowohl als die Anfertigung von Tapa wurde verboten. Baumwollene Kattune sollten ihre Stelle einnehmen. Aber dies Verbot wurde Mitte 1879 wieder aufgehoben, weil man eingesehen hatte, daß sich eins nicht für alle paßt, und nun kann ein jeder tragen was er will, so lange der Anstand gewahrt ist. Nur in der Kirche zu Nukualofa haben die Andächtigen in europäischem Anzuge zu erscheinen; wer einen solchen nicht besitzt, muß dem Gottesdienst vor der offenen Thür zuhören. Der König, seine Minister und die wohlhabenden Einwohner geben viel auf ein elegantes Äußere. Die große Masse des Volkes zieht aber die altgewohnte leichte Bekleidung von einheimischen Stoffen vor.

Das von den Tonganern verfertigte Zeug ist oft von großer Schönheit; am feinsten sind die Zeuge von Wawau. Unübertroffen in Polynesien sind aber ihre prächtigen Matten, Netze und Körbe; die Bewohner von Hapai vornehmlich zeigen in Anfertigung derselben eine ganz besondere Geschicklichkeit. Eine solche offenbart sich auch in den hölzernen Geräten, die oft sehr kunstvoll mit dem Elfenbein der Walfischzähne ausgelegt sind. Aus Holz bestanden ihre Kawabowlen und Schalen, Körbe vertraten die Stelle der Schüsseln und Bananenblätter die der Teller. Haifischzähne dienten als Bohrer, vulkanisches Gestein lieferte das Material für Messer. Die letzteren fertigte man auch aus Bambusrohr, das überhaupt eine vielseitige Verwendung fand, wie man z. B. die oft recht schön geschnitzten Kopfkissen aus starken Rohrstücken herstellte. Irdene Töpfe holte man früher aus Viti, wo die nicht polynesische, vielmehr papuanische Kunst der Töpferei mit viel Geschick geübt wurde.

Unserer gerechtfertigten Erwartung entgegen sind die Wohnungen der Tonganer niedrig und unkomfortabel, wenigstens waren sie es, ehe die Bewohner durch die Mission zu ihrer jetzigen Bildungsstufe gelangten. In die lange Hütte, welche ein Dach aus Palm- oder Bambusblättern deckt, führte eine Thür,

die nur auf allen Vieren zu passieren war. Drinnen konnte man häufig nur in der Mitte stehen. Rohrwände oder Matten schieden den inneren Raum in verschiedene Abteilungen. Eine solche Hütte war ausschließlich zum Schlafen bestimmt, doch hatte man auch Schlafstellen auf hohen, das Gebüsch überragenden Pfosten, um den peinigenden Moskitos zu entgehen. Das Kochen wurde im Hause niemals besorgt, auch nicht die Bereitung der Zeuge, dazu dienten besondere Hütten. Mitten unter den überall zwischen schattigen Bäumen verstreuten Wohnplätzen lag die Malae, der Marktplatz, auf dem geräumige Häuser errichtet waren, zu Versammlungen bestimmt oder zur Aufnahme von Fremden. Die Wohnplätze der Häuptlinge unterschieden sich von den übrigen nur durch ihre Größe, die zierlichere Bauart und vielen Schmuck. Sie standen inmitten großer, von hübschen Zäunen eingefaßter Höfe. Große Sauberkeit herrschte überall, auch auf den Wegen, welche sich, eingefaßt von Kokospalmen, durch die Dörfer hindurchzogen.

Jetzt wohnen der König und seine Gouverneure in Villen welche im Stil englisch-australischer Architektur erbaut sind. Das Prunkstück im Hause König Georgs ist ein Porträt Kaiser Wilhelms, der ihm dasselbe durch den Kommandanten der Korvette „Bismarck“ überreichen ließ. Die Proportionen dieses Gemäldes waren für eine größere Behausung berechnet, und da kein Zimmer das lebensgroße Reiterbildnis aufzunehmen vermochte, mußte man es im Vestibül unterbringen, bis ein Raum gebaut ist, dessen Wandfläche dem gewaltigen Gemälde genügt. Wie der König, so wohnen seine Statthalter auf den größeren Inseln. Der Gouverneur von Wawau überbietet seinen Herrn vielleicht. Der Wohnsitz dieses hohen Würdenträgers ist fast durchweg aus importierten Materialien erbaut, die Wände von kostbarem Täfelwerk, der Fußboden parkettiert. Die von Neusüdwales herübergebrachten Möbel sind reich und geschmackvoll. Durch die Mitte des Gebäudes geht der Speisesaal mit Fenstern aus farbigem Glas an beiden Enden. Wenn der Gouverneur hier ein officielles

Diner giebt, so prangt auf dem Tisch das feinste Tischzeug, Silber und Glas. Der Koch ist ein Chinese, der Kellermeister ein Neger; beide verstehen ihren Dienst vortrefflich.

In einer Beziehung nahmen die Tonganer von jeher eine verhältnismäßig hohe Stellung ein; in der Achtung, welche sie dem weiblichen Geschlechte zollten. Allerdings herrschte Polygamie, indessen hatte außer den Häuptlingen selten irgend jemand mehr als eine Frau. Die Thätigkeit der Frauen beschränkte sich allein auf Sorge für die Kinder, die Anfertigung von Zeugen und das Sammeln von Muscheln; das Kochen besorgten die Männer, welche auch alle schweren Arbeiten, wie namentlich den Landbau gänzlich übernahmen. Die Tonganerinnen unterscheiden sich von ihren polynesischen Schwestern sehr vorteilhaft durch ihre Sittsamkeit; freilich genossen die Unverheirateten volle Freiheit. Bei dem Schließen der Ehe beging man gewisse feierliche Ceremonien, die Hauptsache waren aber große Schmausereien. Eine Scheidung war außerordentlich leicht und kam häufig genug vor.

Die Kinder behandelte man sehr liebevoll, dennoch wurden sie als Opfer für die Götter zuweilen erwürgt. Dasselbe Los traf in heidnischen Zeiten auch die vornehmste Frau des Häuptlings von Tonga bei dessen Tode; sie wurde mit ihm begraben. Doch kam diese Sitte schon zu Anfang dieses Jahrhunderts außer Gebrauch.

Die Bestattung eines Vornehmen war immer eine außerordentlich feierliche. Sobald die Nachricht von dem Todesfalle die Bewohner einer Insel erreichte, rasierte die ganze Bevölkerung — Männer, Weiber und Kinder — das Haupthaar und versammelte sich an dem Wohnplatze des Verstorbenen. Dort war von den Matabule, der dritten Klasse der Vornehmen, ein Grab auf dem Begräbnisplatz, dem Feitoka, gegraben worden. Dies war ein künstlicher, 6—8 Meter hoher Hügel, dessen Seiten mit Quadern von Korallenfels bedeckt waren und den man auf Stufen zu ersteigen hatte. Aber die Erde durfte den

Toten nicht berühren; darum brachten die Trauernden in langem Zuge den weißen Sand herbei, mit welchem sie am Meeresstrande ihre Körbe gefüllt hatten, und der nun die Leiche bedeckte. Oben wurde das Grab kunstvoll mit schwarzen und weißen Kieseln belegt und über das Ganze ein kleines Haus gebaut, ein Tempel für den nun zum Gott Erhobenen. Ringsum pflanzte man, als Symbol der Trauer, düstere Kasuarinen. Die Zeit der Trauer dauerte bei gewöhnlichen Häuptlingen 10 Tage, bei dem obersten Häuptling von Tonga 4 Wochen. Während dieser Zeit gaben die Leidtragenden ihrer Achtung vor dem Dahingeschiedenen durch Verwundungen mit glimmenden Zeugstücken, mit Haifischzähnen u. a. Ausdruck, aber sie beteiligten sich auch lebhaft an den Festmahlen, welche in glänzender Weise veranstaltet wurden. Wer außer den dazu bestimmten Matabule den Leichnam oder irgend etwas berührte, das derselbe an sich trug, war für mindestens zehn Monate tabu und dieses Tabu bestand hier in seiner weitesten Ausdehnung.

Fig. 43.



Mädchen aus Tonga.

Tabu konnte alles sein, was die Vornehmen damit belegen wollten; immer waren es Tempel, Begräbnisplätze, alles was mit den Göttern und den Häuptlingen in Zusammenhang stand. Die letzten selber waren tabu; wer sie wissentlich berührte, den traf, wie für jede andere absichtliche Verletzung des Tabu, als Strafe der Götter der Tod, wer es unwissentlich that, der mußte

sich durch das Berühren des Kopfes mit dem Fuß des Vornehmen, das Moemoe, von diesem Bruch des Tabu reinigen lassen. Einem mit dem Tabu Belegten war es unter anderem verboten, mit seinen eigenen Händen zu essen. Diese Vorstellungen standen in enger Verbindung mit der erhabenen Stellung, welche man bevorzugten Klassen über den Rest des Volkes einräumte, eine Stellung, welche ihnen schon bei Lebzeiten nahezu göttliche Ehren verschaffte, sie nach dem Tode aber unter die wirklichen Gottheiten versetzte.

Sie gelangten dann in die Klasse der niederen Götter, von denen es natürlich eine sehr große Zahl gab. Wir finden somit in Tonga einen Ahnendienst, wie auch sonst in Polynesien und bei melanesischen Völkern.

Von ursprünglichen Göttern gab es der Zahl nach gegen 300; einigen von diesen wurden Tempel gebaut in dem gewöhnlichen Stile der Wohnungen, nur etwas sorgfältiger. Die höchsten Götter waren: Tali y Tubo, der Beschützer jedes Königs von Tonga, auch Gott des Krieges, Tui fua Bolótuh, der Gott des gesellschaftlichen Ranges, Tubo Totai, der Beschützer der Schiffe, Alo Alo, Gott der Winde und des Wetters, der Ernte und der Vegetation im allgemeinen, Tongaloa, Gott der Handwerke und Künste. Nach den ersten Urgottheiten kamen die Seelen der Edlen, der Egi und der Matabule. Alle diese Götter, Hotuah, wohnen in Bolótuh, einer großen Insel im Nordwesten, voll von unsterblichen Pflanzen mit dem köstlichsten Dufte. Vögel in den herrlichsten Farben sitzen auf allen Zweigen und die Wälder sind voller Schweine, die wie die Vögel unsterblich sind, wenn sie nicht getötet werden, um den Göttern zur Speise zu dienen, in welchem Falle sie sogleich durch andere ersetzt werden.

Vor langer Zeit wurde ein Kahn nach dieser fernen Insel verschlagen. Aber als die Mannschaft von den herrlichen Früchten pflücken wollte, vermochte man dieselben ebensowenig zu fassen, als ob sie ein Schatten gewesen wären. Die Tonganer gingen durch die Bäume, durch die Mauern der Häuser, die denen ihrer

Heimat gleich waren, ohne Widerstand zu fühlen. Endlich bemerkten sie einige Hotuah, die durch ihre Körper wandelten, als ob ihnen nichts im Wege stünde. Diese empfahlen ihnen, sich sogleich wieder hinweg zu begeben, da sie keine passende Nahrung für Sterbliche hätten. Und als die Tonganer mit günstigem Winde in ihre Heimat gekehrt waren, starben alle, nicht etwa zur Strafe, weil sie in Bolótuh gewesen waren, sondern als eine natürliche Folge der Luft dieser Insel, welche sterblichen Körpern schnellen Tod bringt.

Teilweise in Bolótuh, weit häufiger in Tonga wohnen die nicht minder zahlreichen, bösen Gottheiten. Alles Ungemach und alle kleinen Plagen kommen von ihnen, während alle großen Unfälle als Strafe der Götter angesehen werden. Diese Hotuah-Pau führen die Fremden irre und kneifen sie, springen ihnen im Dunkeln auf den Rücken und verursachen böse Träume und Beängstigungen, werden aber nie gesehen.

Muoi, ein Gott von riesenhafter Gestalt, trägt liegend die Erde. Zuweilen, wenn ihm seine Lage unbequem wird, dreht er sich um, dann entsteht ein Erdbeben. Bei solchen Gelegenheiten pflegten die Tonganer unter großem Geschrei auf die Erde zu schlagen, wodurch der Gott zum Stillliegen bewogen wurde.

Im Anfange war über dem Wasser kein anderes Land als Bolótuh. Eines Tages ließ Tongaloa seine Angelschnur vom Himmel fallen, um in dem großen Wasser zu fischen. Plötzlich fühlte er einen starken Widerstand. Er zog mit aller Kraft und sein Angelhaken, der den felsigen Grund des Oceans gefaßt hatte, brachte zuerst einige Felsenspitzen, dann ganze Inseln empor, aus denen sicherlich ein großer Kontinent entstanden wäre, hätte die Schnur gehalten. Aber sie riß und nur die Tongainseln blieben als Beweis von Tongaloas mißglückter Anstrengung zurück. Noch ist auf der Insel Hunga der Fels zu sehen, an welchem der Haken packte, der dort noch sein Merkmal zurückließ.

Die Seele — nur die Tuah haben keine Existenz nach dem Tode, ihre Seelen werden von dem Vogel Lota gefressen —

verhält sich zum Körper wie der Duft der Blume zu ihrer festeren Substanz. Sie behält in Bolótuh denselben Namen und Rang, der ihr im Leben gebührte. Strafen nach dem Tode kennt man nicht, alles wird im Leben abgebüßt. „In Bolótuh sind alle Götter und sehen mit klarem Verstande, was recht ist, und machen sich nicht mehr schuldig der Narrheit des Kampfes.“ So singt eins ihrer Lieder. Kommt es aber zu einem mit göttlicher Mäßigung geführten Wortstreit, so rollt über Tonga ein Gewitter mit Donner und Blitz.

Fig. 44.



Vornehmer tonganischer Jüngling.

Die tonganische Verfassung hat die Grundzüge der polynesischen Urverfassung, wie sie etwa zur Zeit der Einwanderung bestand, am genauesten bewahrt. Auf allen anderen Inselgruppen, selbst auf Samoa, ist die Auflösung des Ursprünglichen viel weiter vorgeschritten. Das Reich Tonga, zu welchem ehemals auch Futuna und Uia gehörten, hatte eine streng gegliederte Verfassung. An der Spitze stand der Tuitonga, Herrscher und Hoherpriester zugleich, mit absoluter Gewalt über Personen und Eigentum, eine heilige, den Göttern gleiche Persönlichkeit. Darum war er auch weder tattuiert noch beschnitten, wie seine Unterthanen. Diese Ceremonieen, welche den Menschen in Beziehung zur Gottheit bringen sollten, konnten ja an dem Repräsentanten der Gottheit nicht vollzogen werden. Neben ihm, an

Würde und Heiligkeit ebenbürtig, stand der Tui Ardeo, dem der Tuitonga sogar Ehren wie einem Höheren erweisen mußte, der aber keine politische Macht besaß und vielleicht der Nachkomme einer entthronten Herrscherfamilie war.

Das Volk zerfiel in Adelige und Gemeine. Die ersten teilten sich in drei Klassen: Hau, Eiki und Matabule. Zu den Hau gehörte der König und seine Familie. Aus den Eiki wurden die Vorsteher der Distrikte entnommen, in welche das Inselreich eingeteilt war; sie wurden vom Könige eingesetzt, obschon ihre Würde erblich war. Ihr Titel war Tui d. i. Herr. Zu den Eiki gehörten auch die nächsten Berater des Herrschers: der Minister des Innern, Tui Hatakalawa, der Kriegsminister, Tui Kanakubolu, und der Kultusminister, Lavaka. Danach kamen die Matabule: Diener und Beamte der Eiki, auch Vertreter des Handwerks in einigen besonders geachteten Zweigen, wie Bootbau, Anfertigung von Waffen und künstlich mit Elfenbein ausgelegten Geräten. Sie hatten die Aufsicht über die jüngeren Eiki und ihre Pflicht war es, alle Kenntnisse des Volkes dem aufwachsenden Geschlechte zu erhalten und zu lehren. Die Matabule stammten von den jüngeren, nicht erbberechtigten Söhnen der Eiki ab, doch konnten auch verdiente Männer aus dem Volke zu erblichen Matabule erhöht werden.

Fig. 45.



Vornehmes tonganisches Mädchen.

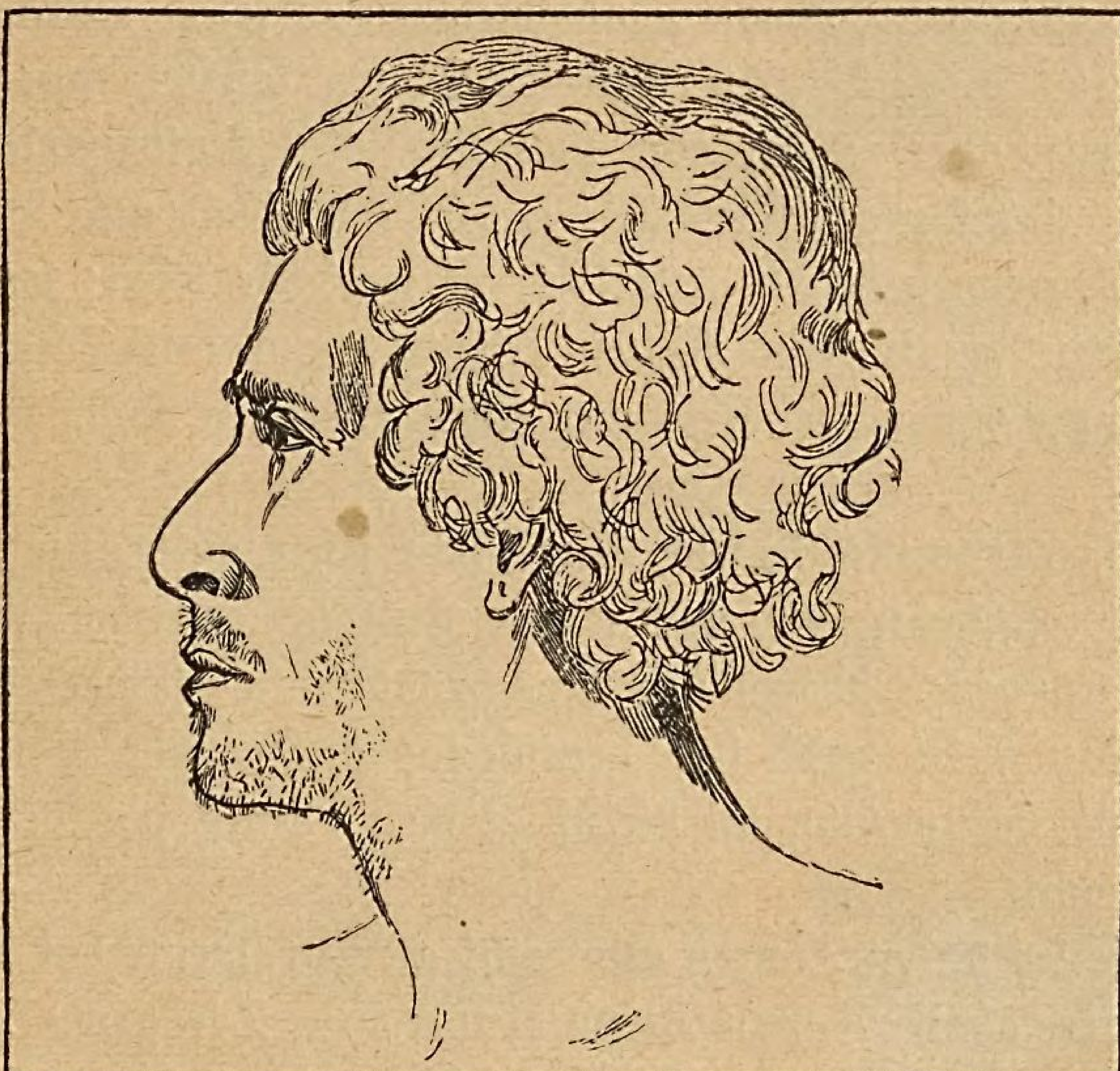
Diese drei Adelsklassen waren die alleinigen Besitzer des Grund und Bodens.

Von den zwei Klassen der Gemeinen, Mua und Tua, waren die ersten Handwerker, die zweiten die Pächter des Landes der Großen. Die ersteren standen weit über den letzteren. Den Tua waren außer dem Landbau die am mindesten geachteten Handwerke überlassen, ebenso das Kochen, denn Köche waren hier, wie überall in Polynesien, die verachtetste Menschenklasse. So schlimm wie die kriegsgefangenen Sklaven hatten es die Tua freilich nicht, aber der Druck, der auf ihnen lastete, war ein sehr schwerer. Daß derselbe ohne Murren getragen wurde, läßt sich nur aus den herrschenden religiösen Vorstellungen erklären, wonach man den Adel als den Göttern nahestehend ansah. So groß war diese Ehrfurcht, daß niemand vor dem Höheren stehen durfte; wer einem solchen begegnete, mußte sich setzen, war es der Tuitonga selber, so warf man sich vor ihm in den Staub und setzte dessen Fuß auf den eigenen Nacken. Freilich hatte der Tuitonga dem Tui Ardeo gleiche Ehre zu erweisen.

Der Stand erbte durch die Mutter, die Kinder des Königs von einer niederen Frau gehörten daher dem niederen Stande an und solche Kinder waren es auch, die man besonders gern zu Opfern auswählte. Da nun Rang und Würden, auch das Eigentum: Pflanzungen, Häuser, Kähne u. a. durch die weibliche Linie vererbte, so waren die Schwestern oder Tanten des Tuitonga heiliger als er selber. Allerdings ging die Königswürde auf die männliche Nachkommenschaft über, der älteste Sohn der Hauptgemahlin des Tuitonga, der Fohatabu oder heilige Sohn, folgte seinem Vater. Eine Tochter aber dieser Hauptgemahlin galt für noch heiliger als ihre Mutter, sie durfte keines Mannes Gemahlin werden, obschon es ihr frei stand, andere Verbindungen einzugehen, und hatte sie wiederum eine Tochter, so galt diese, nun Tamaha genannt, als die heiligste von allen. Die letzte Trägerin dieser Würde ist 1852 im Alter von 80 Jahren gestorben und mit ihr die Würde selber erloschen.

Der Tuitonga war zwar absoluter Herrscher, aber sein patriarchalisch-theokratischer Absolutismus wurde später durch Herkommen und Fürstenmacht vielfach beschränkt. Den durch die Vornehmen in ihren jeweiligen Versammlungen gefaßten Beschlüssen durfte er schwerlich widerstehen. Faktisch war das Volk in die Gewalt der Vorsteher der Distrikte wie der anderen Adeligen gegeben, denn eine Gesetzgebung existierte nicht. An diese Distriktsvorsteher waren bestimmte Abgaben zu leisten, von grö-

Fig. 46.



Kopf eines Häuptlings.

ßeren Fischen immer die Hälfte des Fangs, ebenso mußten alle Schildkröten abgeliefert werden. Für ihren Grund und Boden zahlten die Tua eine jährliche Pacht an den Grundherrn. Dazu kamen noch die halbjährlichen Abgaben an den König, welche bei dem Distriktsvorsteher einzuliefern waren und in Matten, Tapa, Yams, Fischen, Vögeln u. a. bestanden.

Um die Häupter des Adels scharte sich ein Gefolge, kau

nofo, aus kleineren Häuptlingen und Matabules, die auf deren Gehöften und Pflanzungen saßen, zuweilen auch eine Leibwache vitianischer Krieger. Die kleineren Häuptlinge hatten gleichfalls Mannschaften um sich, kau tangata d. h. die Schar der Fechter. Zur Heeresfolge war ein jeder Tonganer verpflichtet; wir haben gesehen, daß man das Waffenhandwerk liebte.

Es war die Hauptbeschäftigung des Adels, der außerdem dem Sport sehr ergeben war. Bei den Vornehmen war besonders die Vogeljagd beliebt, wozu man Lockvögel mit großem Geschick abrichtete. Reiche Leute hielten für jedes Pärchen einen besonderen Wärter. An solchem Sport durften nur Adelige teilnehmen, aber zu der echt volkstümlichen Rattenjagd wurden auch die Mua zugelassen. Die ganze, mit Pfeil und Bogen bewaffnete Jagdgesellschaft teilte sich in zwei Parteien; welche von den beiden zuerst zehn Ratten erlegte, trug den Sieg in dem Wettkampfe davon, der stets mit einem festlichen Mahl beschlossen wurde.

Außerordentlich beliebt waren von jeher die Tänze; sie sind es auch noch heute, und will man einen Gast erfreuen, so müssen sich die jungen Mädchen vor ihm producieren. Einer der eigentümlichsten stellt zwei sich gegenseitig angreifende Kampfhähne vor, eine Erinnerung an Belustigungen, denen die Mission ein Ende machte.

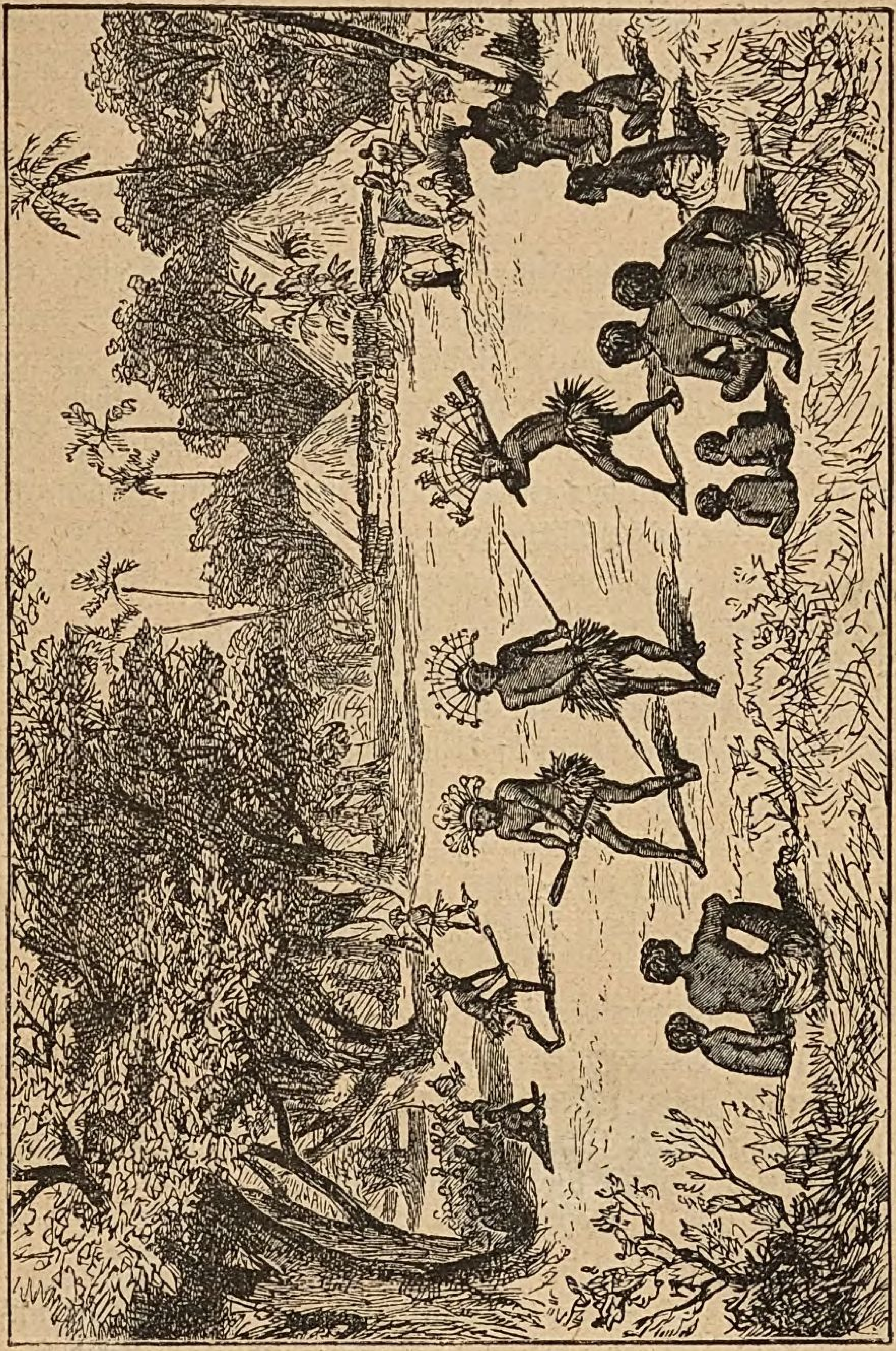
Die bei diesen Tänzen gebrauchten Instrumente hat die christliche Kirche aber in ihren Dienst genommen. Die große Trommel aus hohlen Baumstämmen, das Lali, ruft jetzt zum Gottesdienst, wie sie es ehemals zu heidnischen Festlichkeiten that, und die mit der Nase gespielte Flöte, wie die Panflöte aus 5—10 Bambusstücken, begleitet die Gesänge andächtiger Christen.

Die Sprache der Tonganer ist eine polynesische Mundart, welche sich von den übrigen polynesischen durch ein paar gequetschte Laute: dsch und tsch, unterscheidet. Der Nasenlaut ng wird immer durch das einfache g ausgedrückt; man schreibt also Toga, nicht Tonga. Das R wird wie bei den Chinesen durch

L ersetzt. In dieser Sprache ist uns manche schöne Legende und liebliche Dichtung überliefert worden.

Die Dichter waren hier hochgeehrt, gleichviel aus welchem

Fig. 47.



Tonganischer Kriegstanz.

Stande sie kamen. Die einen wandten sich ernsteren, die anderen heiteren Themen zu; sie komponierten zugleich die Melodie, nach welcher ihre Dichtungen gesungen werden sollten. Um ungestört

zu sein, zogen sie sich oft in die einsamsten und schönsten Gegenden zurück, denn die Tonganer waren alle sehr empfänglich für die Reize der Natur, und kehrten dann wieder, um ihr Weisen zu singen. Manche dieser Gedichte waren mit Reim und Rhythmus ausgestattet. Eines derselben teilt uns Humboldt mit; man wird dem Lobe, das er über dasselbe ausspricht, sicherlich beistimmen. Es lautet:

Wir saßen plaudernd über Wawau Tua Liku, da sprachen zu uns die Weiber:

Laßt uns wandern nach Liku, den Untergang der Sonne zu schauen; lasset uns auf das Zwitschern der Vögel horchen und die Klage der Turteltaube!

Wir wollen Blumenkränze pflücken am Abhange bei Matato. Wir wollen bleiben und verteilen die uns von Liko One gebrachten Speisen.

Wir wollen baden im Meer, dann uns waschen im süßen Wasser Wau Akas, salben mit wohlriechendem Öle; wir wollen Kränze flechten und die Blumen winden, die wir pflückten von Matato.

Stehend unbeweglich am Abhang bei Ana Manu starren wir atemlos hinunter in die Ferne des Meers in der Tiefe.

Wie unser Gemüt sinnet, rauscht von den hohen Toabäumen in den Ebenen des Inlandes der mächtige Wind zu uns her.

Mein Gemüt erweitert sich, wie ich schaue die Brandung in der Tiefe, die sinnlos strebende, zu durchbrechen den festen Felsen.

O wie glücklich ist unser Weilen hier gegen unser Weilen auf Mua!

Es ist Abend, lasset uns gehen zum Orte! Horch! es tönt her von den Sängern! Bereiten sie einen Tanz, zu begehen die Nacht auf dem Grabplatz zu Tanea?

Dahin lasset uns wandern!

Sollten wir nicht gedenken unseres früheren Zustandes, als der Krieg noch nicht zerrissen hatte unser Land?

Wehe! ein furchtbar Ding ist der Krieg. Schaut hin! Wüst ist das Land und getötet grausam der Menschen Menge.

Wohnsitzlos sind die Häuptlinge, schleichen nicht mehr einsam beim Mondlicht zu ihren Geliebten.

Brechet ab euer Sinnen! Es sind Wünsche! In Krieg ist unser Land.

Das Land Viti hat hergebracht den Krieg in unser Land Tonga; nun müssen wir handeln wie sie.

Lassen wir fahren das schwermütige Sinnen! Morgen vielleicht sind wir tot.

Wir wollen uns bekleiden mit der Tschikula, anlegen die Tapa, die

Stirn schmücken mit vollen Jale-Kränzen und den Hals umwinden mit weißen Huniblumen, zu zeigen unsere Sonnenbräune.

Höret das Preisen des Volkes!

Zu Ende gehet der Tanz und sie verteilen das Mahl unseres Festes. Lasset uns morgen nach Mua zurückkehren!

Wie zudringlich sind diese Männer! Sie bitten um unsere Blumenkränze, die Worte ihrer Schmeichelrede lauten also:

Schön sind unsere Frauen von Liku, reizend ist ihre sonnengebräunte Haut, ihr Duft gleich dem blumigen Abhang Matalokos und Weiluas; mich verlangt zu gehen nach Liku; morgen, morgen lasset uns wandern dahin!

Dann finden wir Sagen und Legenden von der Schaffung der Welt, von der Auswanderung aus dem Stammlande Hawaiki und den Thaten großer Helden. Solche Sagen erscheinen in Form prosaischer Erzählungen. Hier ein paar Beispiele:

Ehe noch Leute von natürlicher Größe Tonga bewohnten, war die Insel der Aufenthalt von zwei Riesen. Als diese einmal ihren Gott erzürnten, wurden sie von demselben durch eine Hungersnot bestraft, welche sie nötigte, ihre Inselheimat zu verlassen. Die ungeheure Länge ihrer Glieder erlaubte ihnen, entweder die Kanäle zwischen den Inseln zu überschreiten oder durch das Meer hindurchzuwaten. Endlich tauchte das kleine Alofi in der Entfernung auf. Einer der Riesen dachte, daß dort wohl kaum Nahrung genug für zwei seines Schlages zu finden sein möchte, er tötete daher seinen Gefährten. Auf Alofi angekommen fühlte er sich so ermüdet, daß er trotz seines Hungers einige Minuten zu ruhen beschloß. Die Insel aber hatte nicht Platz genug für einen so gewaltigen Burschen und so streckte er seine Beine nach dem nahen Futuna hinüber. Bald erbebten die beiden Eilande unter dem schnarchenden Riesen und eilig kamen die geängsteten Bewohner von Alofi zu sehen, was es gebe. Die Furcht vor der Gefahr, die ihnen von dem schlafenden Ungetüm drohen möchte, bestimmte sie, seinen Tod zu beschließen; mit Äxten bewaffnet stellten sie sich bei seinem Kopfe auf und schlugen auf ein gegebenes Zeichen alle auf einmal auf denselben los. Brüllend sprang der Riese empor, fiel aber sogleich rücklings in

die See, nur seine Füße blieben auf dem Ufer liegen. Und noch in jüngsten Zeiten zeigte man als Beweis für die Wahrheit der Erzählung zwei Knochen von enormer Größe.

Im Himmel wohnte Langi mit seinen beiden schönen Töchtern. Einmal mußte er nach Bolótuh zu einer Götterversammlung gehen und die Mädchen allein lassen. Das machte ihm Unruhe, denn er wußte, daß sie neugierig waren, es möchte ihnen in den Sinn kommen, hinunterzusteigen nach Tonga, die schönen Fürsten zu sehen, und er warnte sie davor, ein solcher Schritt könnte die schlimmsten Folgen haben. Die Mädchen versprachen ihm zu gehorchen. Aber kaum hatte der Vater sich entfernt, so sprachen sie: „Niemand bewundert uns im Himmel unserer Schönheit wegen, denn hier sind alle schön, wir wollen nach Tonga hinabsteigen, dort wird man uns Himmlische erst recht bewundern.“ In Tonga angekommen schmückten sie sich aufs schönste mit Blumenkränzen und gingen dann dahin, wo die Häuptlinge beim Kawatrinken versammelt waren. Schüchtern blieben sie in der Entfernung stehen. Aber kaum hatten die Jünglinge die herrlichen Jungfrauen erblickt, so wurden sie alle von dem Wunsche nach ihrem Besitze beseelt. „Mein ist dies Mädchen,“ rief aufspringend der eine, und „nein, sie ist mein“ der andere. Ein heftiger Zwist entspann sich, der Lärm der Streitenden drang bis nach Bolótuh hinauf. Erzürnt sandten die Götter Langi nach Tonga, seine Töchter zu holen. Aber als er ankam, war die eine tot, sie hatten von den Früchten der Insel gegessen, und in wütendem Grimme riß er der anderen den Kopf ab und warf ihn ins Meer. Der aber schwamm fort und gestaltete sich zur Schildkröte, und das ist der Grund, warum Schildkröten zu essen, für die Gemeinen ein Frevel gegen die Götter wurde.

Die Tonganer besaßen mancherlei Kenntnisse in der Arzneikunde. Sie verstanden sich auf die Heilungen von Wunden und Knochenbrüchen, auf Aderlaß und Amputation. Für innerliche Krankheiten wandten sie die Säfte gewisser Pflanzen

an. Freilich verließen sich ihre Ärzte, die Kau Faitoo, eine besondere erbliche Klasse, viel auf Opfer und die Aussprüche der Priester.

Das Jahr wurde in zwölf Monate geteilt nach Monaten, zur Ausgleichung hatte man einen Schaltmonat. Der Jahresanfang wurde besonders hoch gefeiert.

Nach alledem haben wir die Tonganer unzweifelhaft als eines der geistig am meisten bevorzugten polynesischen Völker zu rechnen, denen sie zum größten Teile an Bildung voranstehen.

2. Die Geschichte des Tongareichs.

Über die Zeit vor Cooks Ankunft auf dieser Gruppe haben wir nur Sagen, deren Inhalt aber vollkommen mit dem korrespondiert, was wir durch ihn und seine Nachfolger erfahren haben. Dieselben Kämpfe unter den Fürsten, welche die Europäer kennen lernten, herrschten auch vor ihnen.

Einige Jahre nach Cooks Besuch segelte Tui Hala Fatai mit 250 seiner Mannen nach der vitianischen Insel Lakemba. Zwei und ein halbes Jahr kämpfte er dort bald auf der einen, bald auf der anderen Seite der sich befehdenden Fürsten, eine echte freie Lanze, dann kehrte er in das heimische Tonga zurück. Damals war Toga Ahu König, ein Tyrann der schlimmsten Sorte. Einmal befahl er, daß seinen zwölf Köchen, welche immer in voller Zahl bei der öffentlichen Ceremonie des Kawatrinkens zugegen sein mußten, der linke Arm abgehauen werde, damit er etwas Apartes habe.

Die Excentricitäten der tonganischen Majestät empörten und beunruhigten seine Großen so, daß zwei derselben, Tubu Neuha und dessen Bruder Finau, den König zu beseitigen beschlossen. Eines Abends fanden sich die Brüder mit ihrem Gefolge bei Toga Ahu ein, um ihm nach hergebrachter Sitte Geschenke von Kawawurzeln, Tapa, Yams und einem Schwein zu überbringen. Daß sie in der Nähe vor des Königs Hause lagerten, fiel nun nicht auf. Um Mitternacht kehrten sie zu demselben zurück, um-

schlossen es durch ihre Mannschaften mit dem Befehl, jeden niederzustoßen, der zu entkommen versuchen sollte. Finau übernahm die Wacht draußen, während Tubu Neuha das Haus betrat und, durch die Reihen der schlafenden Weiber schreitend, das Lager des Königs aufsuchte. Toga Ahu sollte diese Welt nicht verlassen, ohne zu wissen, wer ihn aus derselben sandte. Ein Schlag ins Gesicht erweckte ihn aus seinem Schlummer. Der König fuhr empor. „Ich, Tubu Neuha bin es, der dich tötet!“ rief der gefürchtete Häuptling und begrub seine steinerne Streitaxt tief in den Schädel des sterbenden Despoten.

Der König war tot, aber seine Anhänger erhoben sich und besiegten in der nun folgenden Schlacht die Empörer vollständig. Da erschien Hala Fatai mit seinen Kämpen aus Viti auf dem Kampfplatz, schloß sich Finau an und wandte das Geschick nach dreistündigem Kampfe zu Gunsten der Rebellen. Finau wurde zum König der Hapai-Gruppe erklärt, Tubu Neuha zum Statthalter von Wawau. Der letztere fiel später von der Hand Tubu Toas, des Sohnes des ermordeten Königs. Der herrschte nun über Tonga, so war also die Gruppe zwischen ihm und Finau geteilt.

Finau war ein Mann von großer Energie und hohem Ehrgeiz. „Wäre ich König von England,“ rief er einmal aus, „alles sollte mir gehören, alle Inseln der Welt. Nach Tonga käme ich nicht, um Schweine und Yams zu erbitten, sondern an der Spitze von Kanonen. Nur Unternehmenden sollten Kanonen gehören, die anderen sich aber diesen fügen.“ Auch war er ein Mann von großer Beredsamkeit; als er der Insel Wawau den Frieden anbot, sprach er eine volle Stunde mit hinreißendem Feuer.

Vom Christentum wollte er nichts wissen. „Die christlichen Lehren,“ so sagte er, „stehen mit meiner Idee von absoluter Herrschaft nicht im Einklang.“ Und die meisten der ersten Missionäre, welche auf Tonga landeten, wurden auf den direkten Befehl dieses Königs getötet.

Finaus Söhne, welche nach einander bis 1823 regierten, beschränkten ihre Herrschaft auf Wawau, das nach dem Ableben des letzten derselben 1845 an den König von Hapai fiel. Dies war Georg Tubou, der jetzige Beherrscher des ganzen Archipels. Auf Tonga herrschte damals aber dessen Großonkel Josiah Tubou. Beide, Neffe und Onkel, traten schon früh zum Christentum über und daraus entspann sich eine Reihe von Kämpfen zwischen ihren Anhängern und den heidnischen Häuptlingen, welche sich unabhängig zu machen suchten. König Georg war bald der siegreiche Held der Schlachten, dessen Körperkraft und scharfsichtige Klugheit alle Gegner erschreckte, dabei war er jedoch großmütig gegen seine Feinde und gewann sich die volle Liebe seiner Anhänger.

Als König Josiah 1845 starb, wurde König Georg sein Nachfolger. Er herrschte nun über den ganzen Archipel. Allerdings wollte man ihn auf Tonga nicht überall anerkennen. Durch Versprechungen französischer Missionspriester ermutigt, begannen die dortigen Häuptlinge den Krieg 1851 abermals und erst nach fünf Monaten war ihr Widerstand völlig gebrochen. Die festen Plätze von Houma und Bea mußten sich ergeben und gesenkten Hauptes, Kränze von Ifiblättern als Zeichen tiefster Demütigung um den Hals tragend, erschienen die Häuptlinge vor dem siegreichen König. Dieser aber ließ weise Milde walten; sein Herold rief ihnen zu, die Ifikränze abzulegen, das bedeutete volle Amnestie, er wies ihnen bei der Ceremonie des Kawatrankes ihre alten Plätze an und damit waren sie in alle ihre früheren Ämter und Würden eingesetzt. Durch diese versöhnliche Politik sicherte König Georg seine Herrschaft vollständig.

Er widmete sich nun energisch der Verbesserung der inneren Zustände. Ein eigentliches Recht hatte früher gar nicht existiert, ein jeder Häuptling sprach sein Urteil, wie es ihm gut dünkte. Auch die 1839 erfolgte Einsetzung eines Gerichtshofes von vier Mitgliedern und die Abfassung eines kurzen Gesetzbuches wollten nicht genügen. Auf den Rat der Missionäre wandte sich Georg

an die Justizbeamten von Neuseeland. Dort riet man ihm zur Einführung des auf Tahiti giltigen Gesetzbuches, das er den besonderen Verhältnissen von Tonga anpassen könne. Dies geschah; König Georg ging aber noch weiter. Er arbeitete dahin, die Vorrechte der Häuptlinge in angemessene Schranken zu weisen und das Volk von dem auf ihm lastenden Drucke zu befreien.

Im Juni 1862 brachte er mit der Versammlung der 57 Häuptlinge das Werk der Verfassung zum Abschluß. Danach wurden die bisherigen Leibeigenen zu freien Pächtern des Landes erklärt, von welchem sie nicht vertrieben werden konnten, so lange sie den Pachtzins zahlten. Der König verzichtete auf das Recht, unbezahlte Dienstleistungen von seinen Unterthanen fordern zu dürfen, und alle Steuern wurden auf sämtliche männliche Einwohner, welche das sechzehnte Jahr überschritten hatten, gleichmäßig verteilt. Diese Steuer beträgt sechs Dollars jährlich.

Diese Beseitigung der letzten Reste der aus der alten Heidenzeit stammenden Tyrannei wurde durch einen öffentlichen Gottesdienst gefeiert, an welchem 5000 Menschen teilnahmen. Dann folgte ein großes Bankett. An die geringeren Klassen wurden im Fremdenhaus Fleisch, Yams u. a. verteilt. Es sollen dabei 150 000 Yamswurzeln und 9000 Schweine verbraucht worden sein. Die Vornehmen speisten an König Georgs Tafel, die nach europäischer Sitte mit silbernen Löffeln und Gabeln, Champagner- und Likörgläsern u. a. m. versehen war. Hier versammelten sich die Häuptlinge, welche im schwarzen Anzug und weißer Binde sich freilich weniger behaglich in den prachtvollen Armsesseln zu fühlen schienen, als sie es nachher draußen unter Palmen und Brotfruchtbäumen in ihrer leichten Landestracht thaten.

Die tonganischen Gesetze zeigen sehr deutlich den Einfluß, unter welchem sie entstanden. Sie haben einen entschieden puritanischen Beigeschmack. Allein es ist sicherlich besser, daß die Eingeborenen einige, nach unseren Begriffen zu strikte Ansichten über die Heilighaltung des Sonntags haben, als daß sie ihren Götzen Opfer von Kindern bringen. Die Eingeborenen versam-

meln sich nicht nur an Sonn- und Festtagen in ihren Kirchen, auch allabendlich erscheint eine Anzahl Gläubiger, um den Gebeten der Missionäre zuzuhören. Dabei scheinen sie durch nichts gestört werden zu können. Ein neuerer Reisender bemerkte, wie während des Gottesdienstes ein Eingeborener, der in tiefster Andacht durch die Papierkugeln eines jungen Burschen geplagt wurde, denselben ohne weiteres ergriff und gehörig durchprügelte, ohne dadurch das geringste Aufsehen unter den Betenden zu veranlassen; nicht einmal der Geistliche sah von seinem Buche auf. Die vornehme Welt von Tonga sucht aber schon die Sitten des englischen high life nachzuahmen. „Ich bin diesen Morgen in der Kirche gewesen," antwortete Gouverneur David von Wawau auf eine dahin gehende Anfrage, „zuviel Kirche ist nicht gut. Ich höre, daß englische Gentlemen nur einmal am Sonntag den Gottesdienst besuchen. Wir haben unsere Religion von den Engländern, warum sollten wir nicht auch in kirchlichen Dingen ihrem Beispiel folgen?"

Die Tonganer haben den Einfluß der Europäer kennen gelernt. Sie haben gesehen, wie überall, wo sich die Weißen festsetzen, der Eingeborene zurückgedrängt wird. Oder wenn sie das nicht wußten, so ist es ihnen durch die wesleyanischen Missionäre gesagt worden. Der Missionär Baker hat sich als erster Ratgeber des Königs um die staatliche Neugestaltung Tongas, Erziehung des Volkes sowie Verbesserung der Stadt Nukalofa und der übrigen Ortschaften nach europäischer Weise sehr verdient gemacht. Baker aber wollte wohl, daß die Tonganer von Europa die Kultur annähmen, welche für sie paßte, aber er wollte nicht, daß sie dabei untergingen. Und um ihnen eine selbständige Entwickelung zu sichern, vielleicht auch im eigenen wohlverstandenen Interesse, ist auf seinen Rat in die Gesetze von Tonga ein Paragraph aufgenommen, welcher den Verkauf von Land an Europäer verbietet. Wollen die Tonganer Land an Fremde verpachten, so müssen sie der Regierung vorher Anzeige machen, damit, wie die Verfassung bedeutsam sagt, die Tonganer nicht in die See getrieben werden.

Überhaupt sollen verfassungsmäßig die Landbesitzer nicht einen Fußbreit Landes verkaufen, sondern nur auf 21, 50 oder 99 Jahre verpachten. Alles Land ist jetzt immer noch in den Händen der Häuptlinge, bei denen ein Erbrecht, wie in der königlichen Familie, giltig ist.

Dem Einfluß des genannten Baker ist es auch beizumessen, daß König Georg 1. November 1876 einen Freundschaftsvertrag mit dem Deutschen Reiche abschloß, wonach der Hafen Taulanga auf Wawau zur Errichtung einer Kohlenstation an Deutschland abgetreten wurde. König Georg stellte sich zugleich unter den Schutz des Deutschen Kaisers. Übrigens hatte er 1870 bei Ausbruch des französischen Krieges die Erklärung abgegeben, neutral bleiben zu wollen. Natürlich war diese Entschließung eine durchaus unbeeinflußte. Im Jahre 1855 war der König sehr wider seinen Willen gezwungen worden, einen Vertrag mit Frankreich abzuschließen. Die katholischen Missionen hatten die französische Intervention bei den damals herrschenden Streitigkeiten angerufen, die Absendung eines Kriegsschiffes und ein Hinweis auf Tahiti genügte, um das Verlangte zu erhalten. Im Jahre 1878 ist auch ein Handels- und Freundschaftsvertrag mit England zustande gekommen.

Es war aber gerade die Besorgnis, Tonga möchte das Schicksal des nahen Viti teilen, welches Baker zum Abschlusse des Vertrages mit Deutschland bestimmte, und er verhehlte seine Freude über die nunmehrige Sicherstellung des Inselreichs durchaus nicht. Dadurch machte er sich den englischen Konsul in Nukalofa zum bittersten Gegner. Bei der wesleyanischen Konferenz in Australien verdächtigt, wurde eine Anklage gegen ihn erhoben, deren erster Punkt der war, daß Baker ein geheimer deutscher Agent sei. Man legte ihm sogar Hochverrat gegen die englische Regierung zur Last und verurteilte ihn zur Strafversetzung, obschon der König seinen ganzen Einfluß für ihn geltend machte. Baker hat sich freilich dem nicht gefügt, er hat sein

Amt als wesleyanischer Geistlicher niedergelegt und leitet unter König Georg nach wie vor die Geschicke des Tongareichs.

Als Baker sich aber im verflossenen Jahre nach Neuseeland begab, stachelten die ihm feindlichen Missionäre einige der Häuptlinge auf, seine Entfernung vom Ministerposten zu verlangen, und als der König dies abschlug, verfaßten die Missionäre eine Petition an die Königin Victoria, welche die Häuptlinge unterschrieben. König Georg ließ diese Bittsteller aber verhaften und ihnen wegen Hochverrats den Prozeß machen. Das Gericht erkannte auf Tod durch den Strang. Inzwischen war Baker aber zurückgekehrt und vermochte den König, die Todesstrafe in Gefängnishaft zu verwandeln.

Unter Bakers Verwaltung haben sich die Inseln durch die Segnungen des Friedens mit einer Reihe von blühenden Gärten bedeckt. Freilich ist hier kein solcher Raum für Plantagenbau wie auf Samoa, denn die Eingeborenen haben eine Abneigung gegen bezahlte Arbeit. Aber die Kokospflanzungen haben sich von Jahr zu Jahr vermehrt und damit die Ausfuhr von Kopra, des Hauptausfuhrartikels der Gruppe, welcher sich 1878 auf 1808 Tonnen im Wert von 542 400 Mark belief. Andere Exportartikel sind Lichtnüsse und etwas Baumwolle. Ein reger Handel mit den australischen Kolonien hat sich entwickelt; eine Dampferlinie wird mit englischem Gelde zwischen den Vitiinseln und Tonga unterhalten. König Georg besitzt selber mehrere Schiffe europäischer Bauart.

Alle Inseln sind von guten, breiten Straßen durchschnitten, welche durch einen Europäer angelegt wurden. Sie werden durch Sträflingsarbeit in gutem Zustande erhalten. In seinem Eifer, seinen Unterthanen die Segnungen europäischer Civilisation mitzuteilen, ging der König allerdings zuweilen zu weit. Man ist daher in den letzten Jahren auf die alten Sitten zurückgekommen. Namentlich war die neue Landgesetzgebung fortwährend ein Stein des Anstoßes. Und die Konstitution erschien sowohl hoch als niedrig vollkommen unverständlich; man beschloß sie

daher durch eine solche zu ersetzen, welche mehr den Anschauungen des Volkes entspräche. Und mit großer Freude wurde es begrüßt, daß das Gesetz, welches dem weiblichen Geschlechte das Rauchen verbot, seine frühere Schärfe verlor.

Die jetzt bestehende Verfassung, welche nicht zum geringsten Teil den König selber zum Urheber hat, datiert vom 4. November 1875, wurde später abgeändert und 1877 in englischer Sprache gedruckt. Englische Verhältnisse sind das Vorbild gewesen. Der König muß den Eid auf die Verfassung leisten. Er ist oberster Kriegsherr, doch kann er über Krieg und Frieden nicht ohne Einwilligung der Kammer entscheiden, er hat das Recht der Begnadigung &c. Nach dem streng geregelten Erbrecht ist die weibliche Nachfolge erst in zweiter Linie zugelassen, der präsumtive Thronfolger ist daher der Enkel des Königs, General Prinz Wellington Gu, der Gouverneur von Wawau. Geht der König auf Reisen, so muß eine Regentschaft ernannt werden und stirbt das königliche Haus aus, so soll von dem adeligen Teile der gesetzgebenden Versammlung ein neuer König gewählt werden. Dem König steht ein Kabinettsrat zur Seite, gebildet aus den Gouverneuren der Provinzen, den Ministern und dem obersten Justizbeamten. Es giebt vier Provinzen: Haabai, Wawau, Niaufu und Niuatobutabu; die Hauptinsel Tongatabu steht unter der direkten Verwaltung des Königs. Von den drei Ministern hat der Premierminister die auswärtigen, inneren, die Kriegs- und Marineangelegenheiten unter sich, der Polizeiminister die Rechtspflege und der Landminister die Domänen und öffentlichen Arbeiten. Für den öffentlichen Unterricht sorgen die Missionäre, welche in allen Inseln Schulen errichtet haben, die von ca. 5500 Kindern besucht werden. Auch sind zwei höhere Bildungsanstalten gegründet worden: eine Industrieschule und ein Seminar, das zu Ehren des Königs den Namen Tubow College führt und 1871 in 5 Klassen 93 Studierende zählte, welche nebenher durch Landbau ihren Unterhalt verdienen.

Die Rechtspflege wird von einem obersten Gerichtshof, den

der König ernennt, von Geschworenen- und Polizeigerichten verwaltet. Die gesetzgebende Kammer zählt 40 Mitglieder, welche zur Hälfte aus vom König ernannten Pairs, zur Hälfte aus Männern besteht, die alle 5 Jahre von den über 21 Jahre alten Steuerzahlern gewählt werden. Steuern werden vom 16. Jahre an gezahlt, selbstverständlich in Naturalien, doch befreien hohes Alter und Armut von dieser Pflicht. Die Würde der Pairs ist erblich und hängt mit dem Landbesitz zusammen; fällt sie aber auf eine Frau, so muß diese, falls sie keinen Gatten oder Sohn besitzt, für ihren Sitz im Parlament einen Stellvertreter wählen. Die Kammer tritt in der Hauptstadt Nukalofa zusammen, der König ernennt den Präsidenten, gegenwärtig Uiliami Tupi, er hat auch das Recht der Auflösung; beschlußfähig ist die Versammlung, wenn zehn ihrer Mitglieder anwesend sind. Ihre Befugnisse erstrecken sich vornehmlich auf Geldangelegenheiten; jedes Gesetz darf nur einen Gegenstand behandeln. Die Kammer bestimmt selbst ihre Geschäftsordnung und kann für gewisse Vergehen: unehrerbietige Reden, Nichterscheinen nach einmaliger Aufforderung, anstößige Zeitungsartikel Gefängnis bis zu 30 Tagen verfügen. Wird aber ein Pair vor Gericht gestellt, so hat die Kammer nichts dabei zu sagen.

Von aktiver und passiver Wahlberechtigung ist jeder ausgeschlossen, der ein Verbrechen begangen hat, sollte er auch die Strafe dafür abgebüßt haben. Die Verfassung verheißt allen Gleichheit vor dem Gesetz, persönliche, kirchliche, Preß- und Petitionsfreiheit, nur die Chinesen, welchen auch das Betreten tonganischen Bodens in größeren Massen untersagt ist, sind von diesen Privilegien ausgeschlossen.

Das stehende Heer, 500 Mann Garden und Artilleristen, ist von drei Instrukteuren: einem Deutschen, einem Engländer und einem Amerikaner zu recht tüchtigen Leistungen herangebildet worden. Bei größeren Märschen muß man den Truppen aber erlauben, ihre Stiefel in der Hand zu tragen. Die Uniformen sind bei der Garde rot, bei der Artillerie blau, alle tragen weiße

Helme. Die Bewaffnung besteht in Feuergewehren älterer Systeme mit Bajonett, die Artillerie hat sechs Bronzekanonen und zwei eiserne Geschütze, die vorläufig nur zu Salutschüssen gebraucht werden. Von den 500 Mann stehen 250 auf Tongatabu, die übrigen sind auf die verschiedenen Inseln verteilt. Jeder Tonganer ist militärpflichtig; über die Ableistung dieser Pflicht entscheidet unter den unverheirateten Männern das Los, die Dienstzeit ist bei der Fahne sieben Jahre. Die tonganischen Landesfarben sind rot und weiß. Im Kriegsfalle kann die gesamte männliche Bevölkerung zu den Waffen gerufen werden. Für Bekleidung würde dann ein jeder selber zu sorgen haben und die Bewaffnung dürfte dann wohl zum größten Teile in den altgewohnten Keulen und Lanzen bestehen. Die blaugekleideten Polizisten sind ganz in derselben Weise bewaffnet wie das Militär.

König Georg I. von Tonga trägt bei großen Feierlichkeiten die scharlachrote, goldbetreßte Uniform eines Generals der tonganischen Garde mit seidener Schärpe über der Brust, zuweilen auch die blaue der Artillerie, welche der eines englischen Admirals ähnlich ist. So erscheint er, wenn er im Saale des obersten Gerichtshofes das versammelte Parlament eröffnet. Seine Beamten tragen dann die blaue Uniform, welche für den Civildienst bestimmt ist. Wenn der König sich zu dieser Feierlichkeit begiebt, und wenn er den Saal verläßt, wird er mit einem Salut von 21 Kanonenschüssen begrüßt. Die in Sydney angefertigte Krone ist aus Gold ohne Edelsteine und kostet 5000 Mark. Das Wappen des Reiches zeigt in vierfach geteiltem Felde eine Krone, eine Taube, drei Sterne und drei Schwerter, letztere beide als Anspielung auf die drei Archipele. Darüber ist die umkränzte Königskrone, das ganze umgeben zwei rot-weiße Fahnen. Darunter die Worte: Koe otua mo Toga ko Hoka Tofia d. h. der Gott von Tonga ist der Gott Aller.

König Georg ist eine liebenswürdige und achtenswerte Persönlichkeit, ein hoher, alter Herr von mehr als achtzig Jahren, von durchdringendem Blick und würdevoller Haltung. Er spricht

wenig, aber seine Worte sind gewählt. Er schätzt die Europäer und zieht sie gern in seine nähere Umgebung. Sein Privatsekretär ist ein Europäer, ebenso ein Feldmesser, ein Arzt, auch steht eine größere Zahl von Handwerkern im Dienste der Regierung. Wie sein Ratgeber Baker ist er den Deutschen sehr zugethan, ob der Thronfolger dies gleichfalls sein wird, ist fraglich.

Tonga hat kein eigenes Geld; als gesetzliches Zahlungsmittel gelten alle Goldmünzen sowie alle englischen, französischen und amerikanischen Münzen. Hauptsächlich kursieren chilenische Piaster von geringem Werte und anderes Silbergeld. Durch Gesetz ist die Cirkulation dieser Münzen auf ein gewisses Maß beschränkt worden, da im Handel mit anderen Gebieten als Samoa, woher jene Münzen kommen, die Kaufleute bei solchen Zahlungen sich bedeutende Abzüge gefallen lassen müssen.

Die Samoa-Inseln.

1. Das Land.

Fast alle Inseln dieser Gruppe sind von dem Holländer Jakob Roggeveen entdeckt worden, welcher, 1722 zur Aufsuchung des Großen Australlandes abgesandt, den pazifischen Ocean von Osten nach Westen durchsegelte. Bougainville berührte den Archipel 1760 und gab ihm den jetzt veralteten Namen Schifferinseln. Nicht, wie häufig behauptet wurde, weil die Bewohner sich als besonders kühne Seefahrer hervorthaten, denn sie sind nach ihren eigenen Angaben niemals über ihr eigenes Vaterland hinausgekommen, während doch andere Völker Polynesiens weite Reisen nach fremden Gebieten unternahmen. Vielmehr hat Bougainville den Namen deshalb vorgeschlagen, weil in dieser Gegend sich die Kurse mehrerer früherer Seefahrer berührten. Nach ihm wurden Aufnahmen der Insel 1787 durch Lapérouse, 1794 durch Edwards und 1824 durch Kotzebue gemacht; aber abge-

sehen von einer genaueren Bestimmung ihrer geographischen Lage, wurde nichts näheres über die Gruppe bekannt. Erst in neuerer Zeit sind die Inseln gründlich erforscht worden, namentlich durch die Londoner Mission, welche 1830 auf Upolu eine Station errichtete, durch Wilkes, der im Auftrage der Regierung der Vereinigten Staaten Vermessungen anstellte, und durch den Reisenden Gräffe, welcher die Gruppen im Auftrage des Museums Godeffroy untersuchte. Das erste deutsche Kriegsschiff kam hierher 1872, seitdem sind die Inseln von allen Schiffen auf der australischen Station besucht worden. Der noch zuweilen gebrauchte Name Navigators- oder Schifferinseln hat jetzt dem von den Einwohnern selber gebrauchten Samoa fast durchweg Platz gemacht, einer Ableitung von dem mythischen Häuptling Moa, welcher die ersten Einwanderer auf die Inselgruppe geführt haben soll.

Die Samoagruppe zieht sich zwischen 13° 31′ südl. Br. und 172° 45′ westl. Länge, dem westlichsten Punkte Kap Falealupo auf Sawaii und 14° 32′ südl. Br. und 168° 9′ westl. Länge, der Insel Rosa, in der Richtung von Westnordwest nach Ostsüdost, nördlich von der Tongagruppe hin. Es sind im ganzen zehn bewohnte Inseln, und zwar von Osten nach Westen: Tau, Olosenga, Ofu, Aunuu, Tutuila, Nutele, Manono, Upolu, Apolima und Sawaii. Der gesamte Flächeninhalt mißt nach Behm und Wagner 2787 Quadratkilometer oder 50,6 Quadratmeilen; wovon auf Sawaii 1707 qkm (31 Q.-M.), auf Upolu mit Nebeninselchen 881 qkm (16 Q.-M.), auf Tutuila 139 qkm (2,5 Q.-M.) auf Tau 50,5 qkm und auf die übrigen von 5,5 bis 1,5 Quadratkilometer kommen. Das Gesamtareal des Archipels ist demnach um ca. 100 Quadratkilometer kleiner als das Herzogtum Mecklenburg-Strelitz.

Sämtliche Inseln, mit Ausnahme der ostwärts liegenden, isolierten Rosa, sind vulkanisch. Noch im Jahre 1866 ereignete sich ein höchst merkwürdiger submariner Ausbruch zwischen den Inseln der östlichsten Gruppe. Am 12. September dieses Jahres

stieg zwei Seemeilen von Olosenga ein dichter Aschenregen aus dem Meere zu einer Höhe von 8—900 Meter. Der Ausbruch dauerte an vier Wochen und färbte meilenweit hin die kochende See, in welcher unzählige Fische ihren Tod fanden. Auf der Insel selber ist die vulkanische Thätigkeit längst erloschen; sie ist aber noch deutlich erkennbar. Auf Sawaii bestehen die Gebirge teils aus ganzen Reihen von Vulkanen, teils aus einzelnen Kratern. Um den höchsten der erloschenen Auswurfskegel, den Muaberg bei dem Dorfe Aopo, findet sich Asche gelagert, die vielleicht erst hundert Jahre alt ist. Und noch lebt bei den Eingeborenen die Erinnerung an frühere Ausbrüche fort in dem Namen, welchen sie den, vornehmlich an der Nordwestküste, meilenweit ausgedehnten Lavafeldern geben, denn sie nennen dieselben O le mu d. i. das Glühende. Hier und dort entspringen auch heiße Quellen und gelegentlich macht sich das unterirdische Feuer durch mäßige Erschütterungen bemerkbar.

Die Inseln haben meist steil ansteigende Küsten, in der Regel ohne Buchten und mit nur wenigen Ankerplätzen, welche Schiffen Schutz gewähren. Besonders Sawaii leidet an einem großen Mangel an Häfen. Die größeren Inseln trennen breite, offene Kanäle, frei von Felsen, Untiefen oder Riffen. Küsten- oder Dammriffe kommen nur da vor, wo das Gebirge von der Küste zurücktritt und diese in flache Strandbildung übergeht.

Von einer gewissen Entfernung aus gesehen, gleichen die Inseln einer langen Reihe von Bergen, deren kugelförmige Gipfel eine Höhe von 1300 Meter nirgends übersteigen. Kommt man näher, so erblickt man die malerischen Linien und Höhen der einzelnen Berge mit tiefen Einschnitten und sanften Abhängen, deren Seiten vom Gipfel bis zum Meer mit reicher Vegetation bedeckt sind. Auch die sich daran schließenden welligen Ebenen, „wogend in immergrünem Smaragdkleide," entzücken die Blicke nicht minder als jene erhabenen Dome, besonders wenn das Bild in duftiger Morgenfrische lachend vor dem Beschauer liegt. Hier und dort durchbrechen Zeichen beginnender Kultur: majestätische

Kokoswaldungen, Baumwollpflanzungen, Bananenfelder die weniger nutzbringende ursprüngliche Vegetation.

Überall ist die Bewässerung reichlich; auf Sawaii freilich absorbiert der poröse Tuffboden höhergelegener Gebiete die Niederschläge dergestalt, daß sie erst am Meeresrande in klaren Quellen wieder zu Tage treten. Aber auch der größte Teil von Sawaii ist, wie alle übrigen Inseln, aufs beste bewässert. Überall fließen von den dicht mit schwerem Holz bestandenen Bergen zahlreiche Bäche dem Meere zu, hier von hoher Felsenkante in den Abgrund stürzend, dort sich hinter dichtem Vorhang von dunkelgrünem Laub verlierend, um dann, wieder ins Sonnenlicht tretend, in ruhiger Klarheit dahinzufließen. Unterirdische Flüsse verfolgen brausend ihren Lauf durch verborgene Höhlen vulkanischen Gesteins, brechen an tieferer Stelle rauschend hervor und eilen geschäftig den stillen grünen Lagunen zu, über welche die Boote der Küstenbewohner hingleiten, deren Dörfer hier und dort am Rande verstreut sind.

Zu diesen Vorzügen landschaftlicher Schönheit gesellt sich ein wunderbar mildes Klima. In Apia steigt die Temperatur nicht über 32°, 2 C. und sinkt nicht unter 15°, 6 C., die mittlere Temperatur wird auf 21°, 1—26°, 7 C. berechnet. Am kühlsten ist es zwischen 3 und 4, am wärmsten zwischen 8 und 9 Uhr morgens. Die Hitze wird sehr abgeschwächt durch die Nähe des Oceans und die fast konstant wehenden frischen Winde. Juni und Juli sind die kühlsten Monate, September und Oktober sind die heißesten, wenngleich die nächstfolgenden drückender sind. Dann stellt sich die Regenzeit ein, deren Beginn die Anfang November sich um die Berge ansammelnden Wolken anzeigen. Diese Regenzeit dauert bis April und nun beginnt die Trockenzeit, die angenehmste des Jahres, die aber von gelegentlichen Schauern auch nicht frei ist. Während dieser Zeit weht der Südostpassat, am meisten fühlbar an der Südseite der Inseln; von November bis März wehen oft westliche Winde, die aber nie von längerer Dauer sind. In diese Jahresperiode fallen auch die seltenen Orkane,

die man im Januar oder März erwarten darf, doch treten sie nur in langen Jahresfristen auf, häufig gehen sie westlich von den Inseln vorüber und treffen dann öfters die südlich liegenden Tonga- und Vitiinseln.

So zuträglich ist das Klima den Konstitutionen von Europäern, daß dieselben sich allen Arbeiten im Freien unbedenklich unterziehen können. Die treffliche Gesundheit, deren sich mäßig lebende Europäer erfreuen, und das hohe Alter, welches sie erreichen, liefern die schlagendsten Beweise dafür. Von endemischen Krankheiten giebt es wenige. Allerdings sind während der Regenzeit Fieber, Katarrhe und Influenza häufig. Und außer der kleinen Insel Anuu, östlich von Pago-Pago auf Tutuila, giebt es keinen Teil der Gruppe, welcher von Elephantiasis frei wäre. Auch Europäer bleiben davon nicht verschont, doch beschränkt sich die Krankheit auf solche Ansiedler, welche 12 Jahre und länger auf den Inseln gelebt haben. Übermäßiges Kawatrinken verschlimmert die Symptome dieses hier besonders hartnäckigen Übels, wie denn überhaupt ein starker Prozentsatz solcher wie aller anderen Krankheitsfälle dem übermäßigen Genusse erregender Genußmittel beizumessen ist.

Die Vegetation der Samoainseln ist im ganzen der von Tonga nahe verwandt, doch enthält sie noch mehr indische Elemente als jene. Die hauptsächlichsten Pflanzenfamilien sind Farne mit 150 Arten, darunter große Baumfarne, die zwar hier nicht so zahlreich sind wie auf Tahiti, dafür aber eine bedeutendere Höhe erreichen. Farne umkleiden den Fuß der mächtigen Bäume, deren gerade emporstrebende Stämme und spät sich bildende Kronen oft bis zu den Endzweigen bedeckt sind von einem dichten Gewirr von Schlingpflanzen, die, minder üppig wuchernd als in dem tiefen Schatten der Wälder Westindiens und Südamerikas, dem blitzenden Sonnenlicht den Zutritt gestatten, das dann und wann durch das Laubdach auf die niedere Vegetation herniederspielt. Es sind mancherlei breitblätterige Pflanzen und hochstenglige Blumen, die da unten wachsen, selten von anderer als

weißer oder auch grauer Färbung, eine Folge des spärlichen Sonnenlichtes, welches zu ihnen gelangt. Eine Cerberart mit prachtvollen Trauben weißer wohlriechender Blüten enthält einen kautschukähnlichen Milchsaft und eine Urticee wird von den Samoanern sehr gefürchtet, weil ihre Berührung, namentlich mit feuchter Haut, einen schmerzhaften Ausschlag hervorruft. Das verschiedenartige Laub der Palmen verleiht der Landschaft einen eigenartigen Charakter, aber in den Waldungen recken die Kokospalmen nur noch vereinzelt ihre weißlichgrauen, glatten Stämme aus dem Unterholz hervor, sie bilden hauptsächlich den Waldbestand in der Nähe der Wohnungen. Die Ohiva, eine Bananenart, senkt ihre Luftwurzeln zu Tausenden in den Boden; in einer Höhe von mehr als 25 Meter vereinigen sich diese dann mit dem Hauptstamm und bilden so einen ungeheuren Laubschirm, welcher die darunter wuchernde Pflanzenwelt überschattet. Dazu kommen noch die wildwachsenden Muskatbäume mit quirlförmig hervorwachsenden Ästen, Ingwer und Zuckerrohr, sowie Bambusen und Rotangs.

Samoa ist reich an Baumarten, welche wertvolles Material für Schiffbauer, Möbeltischler und Drechsler liefern. Faserstoffe giebt es hier außer der Hülle der Kokosnuß, vielfach verwendet zu Tauen und Garnen, mancherlei; vor allen nennenswert sind der Papiermaulbeerbaum, aus dessen Rinde die Eingeborenen die Tapa bereiten, die Bananen- und die Ananaspflanze.

Diese beiden letzten aber werden wie der Brotfruchtbaum, Yams und Taro vornehmlich der Nahrung wegen kultiviert. Dazu kommen die verschiedenen durch die europäischen Ansiedler eingeführten Kulturen, welche alle einen überaus günstigen Boden gefunden haben. Daß Gemüse aller Arten hier trefflich gedeihen, beweist der Garten der katholischen Geistlichen mit seinem Blumenkohl, Spargel, seinen Bohnen, Erbsen und Gurken. Freilich schrumpfen Kartoffeln und Zwiebeln auf den niedrigen Ländereien zu winzigen Dimensionen, sie würden aber sicher auf dem

hohen Tafellande gut fortkommen. Gerste sowie Hirse bringen in verschiedenen Arten sehr reichliche Ernten.

Seinem allgemeinen Charakter nach ist der poröse, chokoladenartige Boden außerordentlich ergiebig, selbst auf den steilsten Bergwänden, während die Thäler einen tiefen Alluvialboden mit vermoderten vegetabilischen Stoffen und nur wenig zersetzter Lava enthalten. In der Nähe der Küsten ist derselbe mit Sand und Korallenabfällen vermischt und dort leidet die Vegetation in der trocknen Jahreszeit einigermaßen durch den Mangel an Feuchtigkeit. Die Inseln Upolu und Tutuila dürfen aber als so fruchtbar bezeichnet werden, daß nur wenige Strecken Landes existieren, auf welchem nicht jegliches Produkt gedeihen könnte. Dasselbe kann man von Sawaii sagen, nur die mit unzersetzter Lava bedeckten Distrikte sind auszunehmen.

Auf der Samoagruppe sind über 400000 Hektar kulturfähigen Landes vorhanden und mit Leichtigkeit ließen sich sofort 280000 Hektar kultivieren, davon 240000 auf den Ebenen und dem Tafelland von Sawaii und Upolu, 24000 auf Tutuila und anderen Inseln, wie die vor einigen Jahren stattgehabten Untersuchungen und Vermessungen ergeben haben. Bislang sind aber erst 2000 Hektar unter Kultur, dabei sind Klima wie Boden für die verschiedensten Produkte geeignet.

Reis ist von Deutschen mit Erfolg angepflanzt worden, man hat hier eine Sorte gewählt, welche auf den hohen Tafelländern reichliche Ernten ohne regelmäßige Bewässerung liefert. Tabak wächst wild, wird auch gebaut; derselbe ist stark, ausgezeichnet von Geschmack, die Eingeborenen verstehen es aber nicht, ihn richtig zuzubereiten. Mit Kaffee, den man gleichfalls wild vorfindet, sind erst ein paar Hektar bepflanzt, auf den höher gelegenen Ländereien, namentlich im Innern von Sawaii finden sich aber alle Bedingungen für ein Gedeihen der Pflanze. Die bisherigen Versuche haben eine reiche Ernte von ausgezeichnetem Geschmack, ähnlich dem Mokka, geliefert. Für Pflanzungen von Zuckerrohr bieten sich nach gemachten Untersuchungen auf Sa-

moa ebenso günstige Bedingungen als auf Hawaii und Viti; bisher sind auf den deutschen Plantagen 40 Hektar damit bestellt worden.

Wichtiger als alle diese sind aber die Baumwolle und die Kokospalme. Die Baumwollstaude liefert ein Produkt von schöner, schneeweißer Qualität mit langem Stapel; am besten gedeihen Kidney-, Sea-Island- und peruanische Baumwolle. Bei regelrechter Kultur erfordert die Baumwollstaude nur wenig Arbeit und liefert zwei Ernten im Jahr, so daß der Ertrag per Acre (0,4 Hektar) auf 500 Pfund berechnet wird. Alle anderen Erzeugnisse der Inseln überbietet aber die Kokospalme, namentlich durch ihr Hauptprodukt, die Kopra. Die deutschen Pflanzungen, welche zur Zeit 120 000 Bäume enthalten, von denen die Hälfte ertragfähig ist, bilden schon jetzt prächtige Wälder und werden fortwährend erweitert. Die Kokosnüsse von Samoa übertreffen die auf Viti an Größe sehr bedeutend.

Weiter eignen sich Klima wie Boden namentlich für Tamarinden, Vanille, Arrowroot, Ingwer und Zimmt; von den beiden letzten kommt der erste wild vor, mit dem zweiten, der einen Verwandten auf Samoa hat, sind sehr günstige Versuche angestellt worden. Thee hat man ebenfalls anzupflanzen begonnen und den Beweis geliefert, daß die Südseeinseln sich für seine Kultur sehr wohl eignen. Dazu kommt noch eine Anzahl ölhaltiger Pflanzen.

Die einheimische Tierwelt ist, wie in Polynesien überhaupt, dürftig genug. Bei Ankunft der Europäer besaßen die Eingeborenen als Haustiere nur Schweine und Hunde, die ersteren fanden sich auch verwildert vor. Von Australien sind Rinder, Pferde und Schafe eingeführt worden. Alle, die Rinder namentlich, gedeihen ausgezeichnet. Von anderen Landsäugetieren sind außer Ratten nur noch der Pteropus Samoënsis und zwei andere Arten von Fledermäusen vorhanden. Die Vogelwelt ist hier aber in reicherer Fülle vertreten als auf anderen Inseln; am merkwürdigsten ist der noch auf den beiden größten Inseln

lebende, aber im Aussterben begriffene Manumea (Didunculus strigirostris) und eine besondere Art Megapodius. Sodann giebt es mehrere Arten Schlangen und die auch sonst zu findenden Eidechsen und Insekten. Die reiche Meeresfauna ist überwiegend von indischem Charakter, aber nicht so verschiedenartig wie bei anderen Archipelen.

Die größte der Samoainseln ist das am westlichsten gelegene Sawaii, das 70 Kilometer in der Länge, 40 Kilometer in der Breite mißt, bei einem Umfang von 400 Kilometer. Rings um die Insel zieht sich ein nicht sehr breiter Streifen ebenen, außerordentlich fruchtbaren Landes; die Südküste, gegen deren eisenhaltige Lavafelsen sich die See bricht, ist felsig und schroff, die Nordküste ist weniger rauh und besitzt den einzigen Ankerplatz der Insel, die Bucht von Matautu, wo größere Schiffe in der Zeit der regelmäßig wehenden Passatwinde mit Sicherheit nahe dem Lande ankern können. An dieser Bucht ist eine Faktorei des Hauses Godeffroy errichtet worden, ein großes Holzgebäude, von dessen Flaggenmast, weithin sichtbar für vorübersegelnde Schiffe, die deutschen Farben wehen.

Auf dem Uferlande stehen die meisten Hütten der Eingeborenen, eine fast ununterbrochene lange Reihe von Dörfern bildend. Besonders stark ist die Ostküste bevölkert. Hier liegt Safotulafai, von Alters her der Sitz der angesehensten Häuptlinge.

Von den Ufern steigt das Land allmählich zu großen Plateaus auf, an welchen hier und dort erloschene Vulkane kegelförmig emporragen. Die höchste Spitze der Insel erhebt sich bis zu 1800 Meter. Das ganze Innere ist von dichtem Urwald bedeckt und gänzlich unbewohnt. Palmen, Platanen, Citronen, Mangos und Brotfruchtbäume bilden mit zahlreichen Schlingpflanzen ein dichtes, undurchdringliches Dickicht. Zwei große Seen füllen tiefe Becken, zahlreiche Bäche stürzen sich von den Abhängen und zwei ansehnliche Flüsse ergießen sich von der Südküste in den Ocean.

Mitten in der Straße zwischen Hawaii und Upolu liegen die beiden kleinen Felseninseln Apolima und Manono, deren Bewohner allgemein als die Elite Samoas angesehen werden. Durch den schmalen Paß, welcher die Eilande trennt, führt der Kurs der hier verkehrenden Schiffe. Apolima, die „hohle Hand," ist der Rand eines alten Kraters, der bis zu 144 Meter Höhe steil vom Meere aufsteigt. Im Westen ist die Ringmauer eingestürzt, dort kann man allein in das alte muldenförmige Kraterbett gelangen, das jetzt mit der herrlichsten Vegetation geschmückt ist. Hier sind überall inmitten üppiger Palmenhaine die leichten Wohnungen der Eingeborenen errichtet. Nur das Haus des Häuptlings ist aus Stein erbaut; zwei alte Haubitzen sind vor ihm aufgestellt. Früher war Apolima der Zufluchtsort der Partei des Königs Malietoa gegen die Angriffe der dann und wann mit ihm in Fehde liegenden Bewohner von Sawaii. Die seitliche Öffnung des Kraters hatte man durch eine Mauer geschlossen und so die Insel zu einer starken Festung gemacht. Als kühne Schiffer und tapfere Krieger errangen sich die hier wohnenden Samoaner in früheren Zeiten eine gewisse Suprematie über die benachbarten größeren Inseln, dieselbe wurde ihnen aber in den Kriegen von 1847 bis 1854 entwunden. Und um eine Wiederholung der alten Kämpfe zu verhüten, hat die deutsche Korvette „Bismarck" den Insulanern, wie ihren Nachbarn auf Upolu, Sawaii und Tutuila sämtliche Schießwaffen abgenommen und dieselben in die Speicher der ehemaligen Godeffroyschen Faktorei zu Apia zu sicherer Verwahrung gegeben. Weiße Ansiedler haben sich hier noch nicht festgesetzt. Das östlich gelegene Manono hat nahezu Dreiecksgestalt und ist niedrig. Im Centrum der Insel erhebt sich ein Hügel, von dessen Spitze man einen prachtvollen Blick auf die Ufer der umliegenden Eilande hat. Manono ist überaus fruchtbar, ein einziger Garten und stark bewohnt.

Die zweitgrößte Insel des Archipels, aber durch die Niederlassungen von Europäern weitaus die wichtigste ist Upolu. Sie

ist 64 Kilometer lang, 24 Kilometer breit mit einem Umfange von 320 Kilometer; ihre Form ist fast elliptisch. Die Ufer sind überall von Korallenriffen umgeben, durch welche Öffnungen zu einer Anzahl ziemlich guter Häfen führen. Solche sind an der Nordküste Apia und die Bucht von Fangaloa, an der Südküste die Bucht von Safata und der Hafen von Falealili. Upolu ist in seiner ganzen Länge von Gebirgen durchzogen, welche auf der Südseite steil abfallen, nach Norden zu sich aber allmählich senken. Im Westteil Aana, dem fruchtbarsten und ergiebigsten Distrikt der Insel, erhebt sich der ausgebrannte Vulkan Tofua zu 612 Meter; seine schroffen Wände bekleidet dichte Vegetation. Eine breite Fläche trennt ihn vom fast bis zum Ostende verlaufenden Kamme, aus welchem sich Berg auf Berg in den mannigfachsten Formen erhebt. Steile Felsenpyramiden wechseln mit basaltischen Domen und zuckerhutförmigen Kraterbergen. Die mittlere Höhe dieses Rückens übersteigt 600 Meter. Darüber erheben sich im Centrum der Lanutoo zu 783, der Malata zu 914 Meter. Der Lanutoo, ein alter Kraterberg, umschließt einen kreisrunden See von wunderbarer Schönheit. Der tiefblaue, stille Wasserspiegel ist rings von einem 30 Meter hohen Felsenkranze eingefaßt, den die breiten Kronen feingefiederter Baumfarne und die zierlichen Wedel der Bergpalmen bekleiden. An ihn knüpft der samoanische Aberglaube die Sage, daß seine Wasser von bösen Dämonen in Gestalt von Aalen, von Umfang eines Baumstammes und von mehr als Klafterlänge bewohnt seien. Man dürfe sich dem See nicht nahen, denn mit ihrem gewaltigen Gebiß vermöchten jene Geister einem Mann das Bein abzubeißen. Als Dana die Insel bereiste, verließen ihn seine Führer, sobald er sich dem See näherte; er fand aber weder Aale noch andere Fische. Der Teil, in welchem sich Lanutoo erhebt, heißt Tuamasanga. Hier führt über das Gebirge ein Paß, den die Straße von Apia nach Safata gewählt hat.

Der östlichste Distrikt Atua ist der rauheste; die Berge treten hier, wo die Insel schmaler wird, näher an das Meer und

verkümmern den Küstenrand. Wie auf Sawaii, absorbiert das poröse Gestein die Niederschläge und so bilden sich große unterirdische Höhlen und Gänge. Ein solches Gewölbe erstreckt sich 300 Meter weit bis zur See, in regelmäßiger Breite von 5 Meter und einer Höhe von 2—3 Meter. Gelblichweiße Inkrustationen bedecken die Wölbung und an alle Vorsprünge haben zahlreiche Schwalben ihre leichten Moosnester geheftet. Auch über diesen Teil führt eine Gebirgsstraße und zwar von Salani im Süden nach Falesa an der Nordküste.

Die Wasserversorgung von Upolu findet eine nie versiegende Quelle in den feuchten Wolken, welche sich stets um die höchsten Bergkuppen lagern und ihren Reichtum in regelmäßigen Regenschauern auf die dichte Pflanzendecke herabschütten. Dort bilden sich die Quellen der zahlreichen Bäche, welche nach Nord und Süd zum Meere abfließen.

Der wichtigste Platz der Insel und der Hauptort der ganzen Gruppe ist Apia an der Nordküste von Upolu. Die Bucht von Apia schneidet halbmondförmig in das Land hinein; die Ufer werden aber von breiten, bald näher, bald tiefer unter der Oberfläche liegenden Riffen eingefaßt, welche bisweilen bis mitten in die Bai vorspringen. Daher verstatten die Tiefenverhältnisse größeren Schiffen nur einen beschränkten Raum. Überdies bietet der Hafen zur Zeit der herrschenden Nordwinde nicht hinlänglichen Schutz, auch fehlt es an guten Anlegeplätzen für Bote. Zur Zeit der Orkane sind im Hafen von Apia nicht allein Schiffe und ihre Ladungen, auch deren Besatzung verloren gegangen, obschon die Schiffe nur in geringer Entfernung vom Lande ankerten. Noch 1865 wurde ein deutscher Kauffahrer auf das Riff getrieben und sank mit allem, was darauf war; nur ein Matrose wurde ans Land geworfen. Dennoch ist Apia jetzt ein so wichtiger Hafen geworden, daß sein Verkehr dem von Honolulu, Papeete und Levuka fast gleichkommt, da sich derselbe auf alle Archipele der Südsee ausdehnt.

Die Bucht umsäumen flache Ufer, auf welchen zwischen Brot-

fruchtbäumen, Bananenstauden und Orangenbäumen die schlanke Kokospalme ihren rauschenden Wipfel im Passate wiegt. Zwischen dieser Vegetation hervor schimmern die grauen Hütten der Eingeborenen und die roten Ziegeldächer der Häuser und Häuschen der europäischen Ansiedler.

Apia besteht aus drei neben einander am Strande hin liegenden Quartieren. Das äußerste westliche Ende, eine langgestreckte Halbinsel, Molinu, ist nur von Eingeborenen bewohnt und Sitz des Königs Malietoa, des Beherrschers der gesamten Samoainseln. Hier befindet sich auch das amerikanische Konsulat. Vor die Halbinsel ist ein breites, weit ins Meer hinausreichendes Riff gelagert, das zur Zeit der Ebbe trocken liegt. Weiter östlich, wo das tiefe Wasser in einem breiten Kanale bis an das Land herantritt, hat die Firma Ruge u. Co. ihre Faktorei und Schiffswerft errichtet; hier befindet sich auch das Gebäude des deutschen Generalkonsulats. Dazu kommen noch einige Samoanerhütten. Dieser Teil heißt Sowalalo. Daran schließt sich Matafele mit dem englischen Konsulat und der römischen Kirche, die aus Stein erbaut mit ihrem Glockenturm und Uhr weithin sichtbar ist, dahinter die Wohnung des Bischofs und einiger Priester. In der östlichen Ecke der Bucht ist die englische Kirche erbaut, ein weißes massives Gebäude und in ihrer Umgebung eine kleine Anzahl von Häusern. Das ist das eigentliche Apia. Hier wie in den beiden letzgenannten Quartieren ist das fremde Element hauptsächlich angesiedelt: Krämer, welche mit allerlei importierten Waaren handeln, und Gastwirte, eine im Verhältnis zur Bevölkerung des Ortes sehr große Zahl. In der Nähe der englischen Kirche mündet der meist seichte Sigágo (spr. Sigango), eine Fähre führt zu der ehemals Godeffroyschen Besitzung Matautu. Um einen weiten Grasplatz sind die verschiedenen Gebäude gruppiert: das einstöckige, aber geräumige Wohnhaus mit Veranda und Garten, eine Fabrik für Reinigung der Baumwolle, Maschinenwerkstätten, Lagerräume für Baumwolle und Kopra und die Wohnungen der Beamten. Am

Strande ist das deutsche Kohlendepot errichtet, dort ist auch ein altes Schiff aufgeschleppt, das als Bretterschuppen und zugleich als Landungsplatz dient. Außer den beiden großen Deutschen Firmen, welche von hier aus Exportgeschäfte nach England und Deutschland machen, und zwei amerikanischen Firmen, welche Exportgeschäfte nach Amerika betreiben, giebt es hier noch 23 Läden, die ihren Bedarf in Waren größtenteils von den australischen Kolonieen und Neuseeland beziehen. Die stabile europäische Bevölkerung Apias beträgt rund 250 Seelen, die in etwa 200 Häusern wohnen; durch den häufigen Besuch von Seeleuten und Händlern ist dieselbe indes stets und oft beträchtlich höher als diese Ziffer.

Andere Häfen, welche geräumig genug wären, ein größeres Schiff aufzunehmen, giebt es an der Nordseite nicht, durch künstliche Mittel würde man vielleicht imstande sein, die am Ostende gelegene, sehr tiefe Bai von Fangaloa zu einem sicheren Hafen herzustellen. Jetzt ist die mit Steilufern beginnende und mit sumpfiger Niederung endende Bucht wegen des mangelnden Schutzes gegen Norden von gar keiner Bedeutung.

An der Südküste, Apia gerade gegenüber, liegt die tiefe Bai von Safata, in der selbst größere Schiffe guten Ankergrund finden können. Die Ufer sind zwar niedrig und sumpfig, doch gut bewohnt. Weiter östlich kommen wir zu dem größten Ort der Insel und vielleicht dem bevölkertsten in ganz Samoa, dem gegen 4000 Köpfe zählenden Falealili an flacher, von Korallenriffen besäumter Bucht, deren Strand über zwei Seemeilen weit Hütte an Hütte der hier wenig freundlichen, rauhen Bewohner besäumt.

Weiter nach Osten liegt die Bai von Saluafata, an deren Ufern die deutsche Reichsregierung allein das Recht hat, Kohlenlager und Stationsgebäude zu errichten. Es ist dies eine der lieblichsten Gegenden der ganzen Insel mit gutem Ankerplatz, zu dem ein breiter Kanal durch das Riff führt.

Von Upolu 62 Seemeilen südostwärts liegt die drittgrößte

der Inseln. Sie ist 27 Kilometer lang, 8 Kilometer breit und hat ca. 100 Kilometer im Umfang. Von entschieden vulkanischem Charakter ist Tutuila die wildeste und malerischeste der ganzen Gruppe. Die ganze Insel durchziehen Berge, welche durch die Schroffheit ihrer Abhänge weit großartiger erscheinen, als man nach ihrer gar nicht bedeutenden Höhe erwarten sollte. Steil und mauerartig fallen die Bergabhänge an der Nordküste zum Meere ab, aber selbst hier bedeckt alles eine üppige Vegetation, nur am Meeresstrande werden die stillen Buchten zuweilen von nackten, schwarzen Klippen unterbrochen, durch welche langgewundene Thäler wie grüne Furchen ziehen. Die Küste ist vielfach zerschnitten und auf das mannichfaltigste gestaltet. Das felsige nördliche Ufer bildet viele Baien mit manchen guten Häfen und sicheren Ankerplätzen, in die Südküste reicht weit der Hafen von Pago-Pago (spr. Pango) hinein, welcher die Insel nahezu in zwei Theile zerschneidet.

Der Hafen von Pago-Pago macht Tutuila zum Schlüssel der ganzen Gruppe, mit richtigem Blick haben sich daher die Amerikaner diesen Hafen zur Anlage einer Schifffahrts- und Kohlenstation abtreten lassen. Er liegt etwa auf der Mitte der Südküste und seine Landmarken, ein schlanker zuckerhutähnlicher Berg auf der Westseite und ein viereckiger Berg mit hohem Gipfel im Osten, sind deutlich genug zu erkennen. Von welcher Seite man auch kommen mag, man erblickt die schmale Öffnung erst, wenn man dicht vor ihr ist, und sieht dann mit erstauntem Blicke die ganze Größe des äußeren Bassins. Dicht unter dem westlichen Ufer liegt Goat Island, dahinter der innere Hafen. Anfangs eine süd-nördliche Richtung verfolgend, dann im rechten Winkel nach Westen umbiegend, gleicht diese merkwürdige Wasserfläche einer rechtwinkeligen Retorte. Steile Felswände umschließen von allen Seiten die Bucht, an ihrem Fuße zieht sich, die ruhige Wasserfläche entlang, ein schmaler Flachrand mit schönen Kokoshainen und reichen Pflanzungen, zwischen denen die zahlreiche Bevölkerung verstreut ist. Der Hafen ist groß genug, um die Flotten

mehrerer Nationen aufnehmen zu können, völlig sicher und kann ohne Gefahr bei Tage und bei Nacht angelaufen werden, wie dies in neuerer Zeit von den zwischen San Francisko, Honolulu, Auckland und Sydney verkehrenden Schiffen öfters geschieht. Allerdings macht die Ausfahrt zur Zeit des Ostpassats Schwierigkeiten.

Fig. 48.



Kirche auf Tau.

An der Nordseite, Pago-Pago gerade gegenüber, liegt die Massacrebai oder Bai von Ofu, an welcher zehn von Lapérouses Leuten das Leben verloren. Der Haupthandelsplatz der Insel und Wohnsitz mehrerer Amerikaner ist Leoni an der gleichnamigen Bucht, die leider nur für Küstenschuner zugänglich ist und mit ihren scharfen Korallenfelsen so schlechten Ankergrund hat,

daß die Anker hier häufig verloren gehen. Hinter Leoni breitet sich ein hügeliges und schönes Gelände aus, der fruchtbarste Teil von Tutuila.

Die Manuagrupppe liegt etwa einen Längengrad ostwärts von Tutuila. Es sind drei Inseln: Tau, Olosenga und Ofu, sämtlich hoch und bergig. Tau, bei weitem die größte, ist ein einziger, etwa 1000 Meter hoher Berg mit abgestutztem Gipfel und schroffen Abhängen. Die Insel besitzt keinen Hafen, nur während des Passats können Schiffe an der Nord- oder Westseite ankern. Hier wohnt aber der vornehmste Häuptling der Gruppe und hier halten sich auch gewöhnlich die Agenten auf, welche für die Häuser in Apia die Produkte der Inseln aufkaufen.

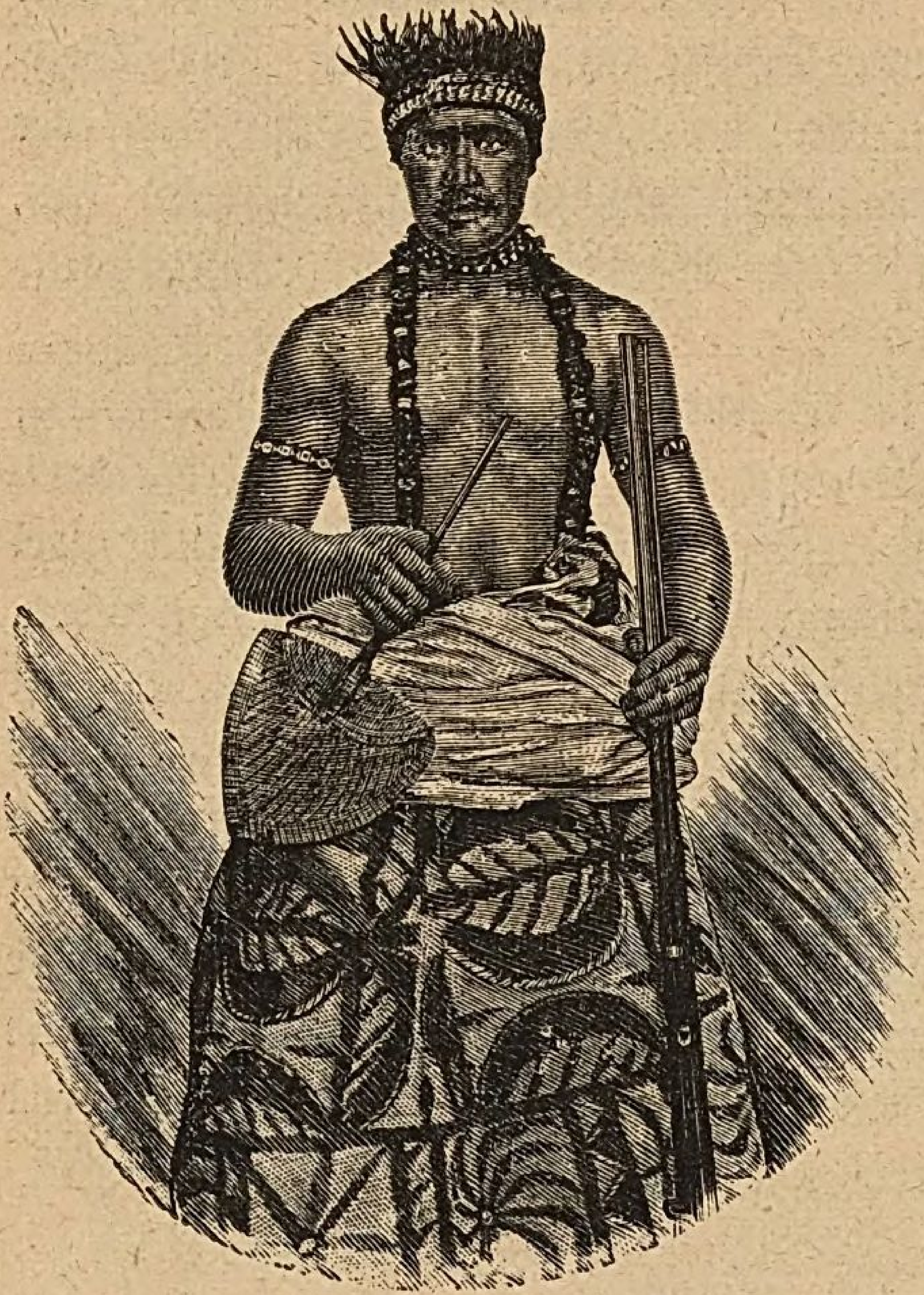
Ganz isoliert steigt 70 Seemeilen östlich das Lagunenriff Rosa aus den Fluten, so benannt nach der Gemahlin Freycinets, welche ihn auf seiner Reise begleitete. Auf dem Riff liegen zwei Inselchen, welche zum Teil mit Kokospalmen bepflanzt wurden. Die Lagune ist sehr fischreich, auch erscheinen hier im August und September viele Schildkröten, um ihre Eier zu legen. Der Konsul Weber auf Apia kaufte die Insel für 100 Dollars, um auf ihr Fischerei zu betreiben, indessen ist der Versuch an dem Kostenpunkt gescheitert, die eingeführten Arbeiter sind in ihre Heimat zurückgekehrt, nur ein Eingeborener mit seiner Familie ist geblieben und kann sich, ein moderner Robinson, als den Herrn dieser Besitzung betrachten.

2. Die Samoaner.

Die Bewohner sind ein rein polynesischer schöner Menschenschlag, den Tonganern am meisten ähnlich, große, kräftige, dabei schlanke Gestalten von hellolivenbrauner Farbe mit schwarzem, lockigem Haar, dunklen Augen und intelligenten, ansprechenden Gesichtszügen. Die Nase ist allerdings nach unseren Schönheitsbegriffen zu breit, der Mund zu voll, auch stehen die Backenknochen zu sehr hervor. Die Frauen sind weniger schön als die

Männer, ihre Figur ist zu sehr untersetzt; angenehm aber berührt ein Ausdruck von Schamhaftigkeit, der auf anderen polynesischen Inseln soviel seltener zu finden ist. Ein nicht minder ansprechender Zug ist die allen Ständen und Altersklassen gemeine Eigenschaft großer körperlicher Reinlichkeit, die sie vor vielen als civilisiert geltenden Völkern sehr vorteilhaft auszeichnet. Zu jeder Tageszeit kann man ganze Gruppen baden sehen.

Fig. 49.



Häuptling Moeona mit Tapa-Lendenschurz.

Auch verwenden die Samoaner viel Sorgfalt auf ihr Äußeres. Freilich sind die meisten der alten Gewohnheiten mit der Einführung des Christentums verschwunden oder sie haben sich nur bei der ältesten Generation erhalten. Früher schnitten die Frauen das Haar kurz, die Männer trugen es lang; jetzt ist es umgekehrt. Auch war die Sitte, es gelb zu färben, ganz allgemein wie in Tonga. Das Tattuieren war eine gleichfalls durchweg geübte Sitte, wenig freilich von den Frauen; die Männer aber tattuierten den Körper vom Nabel bis zum Knie. Diese Sitte verschwindet schnell, aber immer noch salben sie sich gern mit wohlriechendem Kokosnußöl, dem sie zuweilen Curcuma beimischen.

Die gewöhnliche Kleidung bestand ehemals aus einem vom

Gürtel herabhängenden Schurz, der bei Frauen den ganzen Leib umgab und auch heute noch ist der Lava Lava aus Tapa oder gedrucktem Kattun auch bei Vornehmen das einzige Kleidungsstück. Selbst König Malietoa pflegte bei seinen officiellen Besuchen deutscher Kriegsschiffe nur ein solches, bis unter die Arme reichendes Tapa zu tragen, um den Leib den Ei-ci, einen Gürtel, geflochten aus dünnen Zweigen mit wohlriechenden Blättern, Bast und roten Fruchtkapseln. Hemden und Beinkleider sind noch immer als Luxusartikel angesehen und zu Strümpfen und Schuhen versteigt sich niemand. Für die Frauen haben aber die Missionäre die Tiputa eingeführt, das aus einem Stück Zeug mit Öffnung für den Kopf bestehende, in Tahiti übliche Oberkleid. Ziemlich allgemein ist der Strohhut sowohl bei Männern wie bei Frauen, die letzteren tragen ihn in der Form, wie er zu Anfang dieses Jahrhunderts Mode war.

Von Alters her beliebte Zierrate hat man aber beibehalten. So tragen bei festlichen Gelegenheiten die Vornehmen mit Nautilusschalen geschmückte Netze, die Frauen Kämme aus den Rippen der Kokosblätter, sie lieben duftende, vielfarbige Blumen und legen Arm- und Halsbänder von roten Federn, Schildpatt, Haifisch- und Schweinezähnen, aus Perlmutterschalen und, seit die Europäer kamen, auch aus Glaskorallen mit großer Vorliebe an.

Die Form der Wohnungen ist zum größten Teil noch die alte. Einige Häuptlinge haben sich allerdings schon Häuser in europäischem Stile erbauen lassen und dieselben auch mit Möbeln nach europäischem Muster ausgestattet, sehr häufig Leistungen der außerordentlich geschickten samoanischen Zimmerleute und Tischler. Aber im allgemeinen befolgt man den Plan, wonach die Häuser einem umgekehrten Boote, von der Seite einem Bienenkorbe gleichen, gerade wie das uns Lapérouse beschreibt. Den erhöhten Fußboden bilden auserlesene kleine Kieselsteine, welche man mit feinen und zierlich gearbeiteten Matten bedeckt, und die, so gegen die Feuchtigkeit geschützt, zugleich zur Schlafstätte dienen. Das geräumige Innere wird überall äußerst sau-

ber gehalten. Die Seitenwände bilden 4—5 Fuß hohe Pfosten aus hübsch gearbeiteten Baumstämmen, dazwischen Matten, die man bei Tage in der Regel in die Höhe zieht. Das Dach besteht aus Kokos- oder Zuckerrohrblättern. Alle Befestigungen geschehen durch Kokosbaststricke, deren gefällige Färbung die Nettigkeit des Aussehens erhöht. Die Hütten stehen unter Fruchtbäumen regellos zerstreut; auf einem kreisförmigen, von schönen Bäumen beschatteten Grasplatz, dem Malä, das Faletele, das, größer und sorgfältiger gebaut als die übrigen, zu öffentlichen Verhandlungen und Festen, zur Aufnahme von Fremden benutzt wird und früher auch als Tempel diente.

Die Matten, welche das Innere der Häuser schmücken oder als Bekleidungsstoffe, zu Segeln u. a. m. verwandt werden, sind ausschließlich das Fabrikat der Frauen. Es sind zuweilen wahre Meisterwerke der Flechtkunst darunter, die feinsten, die Ietonga aus Pandanusblättern und mit roten Federn besetzt, die Iesina aus Hibiscusrinde. Die Samoaner setzen keinen geringen Stolz in diese Proben ihrer Kunstfertigkeit und schätzen einige derselben höher als irgend ein verwandtes europäisches Fabrikat. Auch erben solche Matten in den Familien als besonders hoch geschätzter Besitz von Geschlecht zu Geschlecht fort, ein unveräußerliches Heiligtum, dessen Wert mit zunehmendem Alter immer höher wächst. Einzelne Exemplare sind über den ganzen Archipel hin bekannt. Moe-e-fui-fui d. i. die Matte, welche unter den Schlingpflanzen schlief, heißt eine der ältesten, weil sie Jahrelang in wildem Dickicht verborgen lag. Mögen sie noch so deutliche Spuren ihres Alters und Gebrauchs zeigen, solche Matten werden hoch geachtet und ihr Besitz ist eine Urkunde, welche zu Rang und Eigentum berechtigt. Gelb, schwarz und rot sind die Farben, mit denen die Muster sehr gefällig gefärbt werden.

Sonst ist der Hausrat ein sehr bescheidener. Kurze, dicke Bambusstücke auf zwei Füßen bilden die Kopfkissen; aus Kokosblattrippen fertigt man äußerst geschickt Fächer nnd Körbe, Kokosschalen dienen als Schüsseln und Becher, große hölzerne

Bowlen braucht man zur Bereitung des Kawatranks; Blätter vertreten die Stelle der Teller bei den Mahlzeiten des Tages, von denen nur die eine gegen Sonnenuntergang die Mitglieder der Familie vereinigt.

Die Kost besteht in der Hauptsache aus Pflanzen und Früchten, denn die Inseln haben ja, wie wir wissen, eine ebenso arme Fauna wie alle anderen polynesischen Gebiete. Ein Lieblingsgericht war früher der Hund, allgemein aber wurden bei Festmahlen Schweine aufgetischt, welche sowohl wild als zahm vorkommen und gegen deren Angriffe man die Pflanzungen durch Steinmauern schützt. Die Zubereitung der Speisen ist gänzlich Sache der Männer, gerade wie in Tonga; sie geschieht, wenn man nicht den rohen Zustand vorzieht, in den bekannten polynesischen Öfen mit heißen Steinen. Man verzehrt aber selbst Fleisch und Fische roh. Andererseits verstehen die Samoaner es sehr wohl, Gerichte aus verschiedenen Bestandteilen herzustellen. Sehr beliebt ist die in Gährung übergegangene Brotfrucht, welche man in die Erde vergräbt und dort mehrere Monate lang liegen läßt.

Von dem Vorwurfe der Anthropophagie darf man nach Turner und dem jüngeren Pritchard die Samoaner im allgemeinen wohl freisprechen. Wenn einzelne Fälle vorkamen, so geschah dies nicht, einem Gelüste zu fröhnen, sondern aus Rache. Daher kochte man gelegentlich einen seiner Grausamkeit wegen berüchtigten Feind. „Ich will dich braten,“ war die größte Beleidigung, die man einem anderen zurufen konnte. So fühlten sich stolze Häuptlinge verletzt, wenn eingeborene Prediger vom höllischen Feuer sprachen. Und als Erinnerung an die alte Kannibalensitte, den überwundenen Feind aufzufressen, pflegten besiegte Häuptlinge zum Zeichen der Unterwerfung Brennholz und Laub über ihr Haupt zu halten, als wollten sie sagen: „Töte und koche uns, wenn es dir beliebt!“

Die gewöhnlichen Getränke sind Wasser und die Milch der Kokosnuß, dazu das auch hier außerordentlich beliebte Kawa.

Es ist erfreulich, daß die Samoaner sich weniger als manche andere Polynesier dem Genuß des Branntweins zugewandt haben, der hier von den Weißen in unverhältnismäßig großen Quantitäten konsumiert wird, da keinerlei Einfuhrzölle darauf gelegt sind und man schon angefangen hat, aus Bananen und Orangen einen Alkohol zu destillieren.

Um die Speisen zu würzen, brauchte man statt des Salzes das Wasser der See, die überhaupt in ihren Produkten: Fischen, Muscheln, Holothurien u. a. einen sehr großen Teil der Nahrungsmittel liefert. Man weiß sich der Fische in sehr geschickter Weise zu bemächtigen: durch Angelhaken, mit denen man sogar die geschätzten Haie fängt, mit Netzen, auch bei Fackellicht und durch Betäubung mittels des Samens der Barringtonia. Dazu bedient man sich kleiner Boote, die 1—6 Personen halten können. Ferner hat man große Boote, wie unsere Walfischfänger, welche 10—16 Meter lang sind, und große Doppelboote, in welchen bis 300 Mann Platz finden können. Allein die Fahrzeuge einheimischer Bauart werden immer mehr von den nach europäischem Muster gebauten verdrängt und schon sind kleinere Schiffe für weitere Fahrten im Gebrauch.

Was die geistigen Anlagen der Samoaner anlangt, so hatte man geraume Zeit eine sehr ungünstige Vorstellung von denselben. Nach dem erwähnten blutigen Zusammenstoß mit Lapérouse hielt man sie für gefährliche Wilde und arge Kannibalen. Ein näheres Bekanntwerden hat gezeigt, wie unrichtig dies auf einem, durch Mißverständnis herbeigeführten Ausnahmefall begründete Urteil gewesen ist. Die Samoaner sind gerade im Gegenteil sehr harmlos und freundlich und von fast nie unterbrochener Heiterkeit. Unter den Händen der Missionäre haben sie sich als ein sehr bildsames Material erwiesen und auch der Verkehr mit den minder wünschenswerten europäischen Elementen konnte sie ihrer Höflichkeit, Decenz, Freigebigkeit und Ehrlichkeit nicht berauben. Eine gewisse Würde, welche Hoch und Niedrig eigen ist, steht ihnen sehr gut. Sie sind auch die einzigen Polynesier, welche

Fig. 50.



Bemanntes Canu.

in ihrer Sprache ein Wort für „Dank“ haben. Sie drücken denselben aus, indem sie die empfangene Gabe auf den Kopf legen; ein Geschenk zurückzuweisen gilt für die größte Beleidigung. Bei Begegnungen ruft man sich gegenseitig ein freundliches Talofa zu und schüttelt sich nach englischer Sitte herzlich die Hände, denn der alte Gruß des Nasendrückens ist längst durch die Missionäre verdrängt worden. Nahte sich ein Vornehmer, so setzte man sich; es war dies ein Zeichen von Ehrfurcht, und zwar saß man stets mit untergeschlagenen Beinen. Diese Sitte hat sich nach Einführung der christlichen Religion so weit erhalten, daß die Kirchenbesucher während des Gottesdienstes zwar zuweilen knieen, sich aber niemals erheben.

Ein Ausdruck ihres vergnügungslustigen, heiteren Sinnes sind ihre vielfachen Tänze und Spiele, ein Beweis für den Stand ihrer Geistesbildung ihre Gesänge, ihre Fabeln und ihre Redegabe. Die Lieder waren teils ethischen, teils erotischen Inhalts, zuweilen auch voll beißender Satire. Mehr als einmal wurde solcher Spott Anlaß zum Kriege. Nur einem war in dieser Beziehung alles erlaubt, dem Hofnarren, den sich ein jeder Häuptling hielt. Selbst tabu durfte er das Tabu seines Herren ungestraft durchbrechen.

Sehr reich war der Vorrat der Samoaner an Rätseln. Davon einige Proben. Es steht ein Mann zwischen zwei gefräßigen Fischen: die Zunge zwischen den Zähnen. Vier Brüder sind es, die den Vater tragen: der Kopfschemel mit seinen vier Füßen. Wer verläßt den Wald klein und kommt groß zur Küste? Der Papiermaulbeerbaum, aus dessen Rinde Tapa gemacht wird.

Von der Erschaffung der Welt, von den Thaten ihrer Stammhelden, von ihren Kriegszügen, hatten sie allerlei Sagen und Mythen. Solch einen Mythus erzählt uns Walpole. Vor alten Zeiten lebte in Samoa ein Mann, der wie die Weißen, immer unzufrieden war mit dem, was er hatte. Der Poi war ihm nimmer gut genug und fortwährend plagte er seine Familie mit neuen Einfällen. Zuletzt genügte ihm auch

sein Haus nicht mehr; er beschloß, ein neues zu bauen. „Von großen Steinen soll es sein,“ sprach er, „und ewig soll es dauern.“ Er stand früh auf und arbeitete bis in die Nacht, aber die Steine waren schwer und weit entfernt, so daß die Arbeit nur langsam vorrückte. So plagte er sich Tag für Tag. Da kam er eines Abends auf den Gedanken, daß, weil die Sonne immer desselben Weges ginge, er sie aufhalten könnte, bis seine Arbeit fertig wäre. Er stand also vor Tage auf, stach in See und warf der Sonne ein Seil um den Hals, aber sie ließ sich dadurch nicht hindern. Er stellte da, wo sie heraufkam, Netze; vergebens. Ungestört nahm sie ihren Lauf und verlachte und strafte seine Anstrengungen mit heißen Winden. Unterdessen stand der Hausbau still und der Mann geriet nahezu in Verzweiflung. Endlich erbarmte sich seiner der die Stämme umwindende Itu und gab ihm seine langen und zähen Ranken zu einer festen Schlinge. Mit einer solchen im Kahn begab sich der Mann aufs hohe Meer. Es war gerade die Jahreszeit, in der die Sonne trübe und schläfrig ist. Müde kam sie herauf, sah nicht umher und steckte den Kopf in die Schlinge. Sie zog und riß, aber Itu hatte den Strick zu stark gemacht. Sie konnte nicht weiter. Jetzt baute der Mann sein Haus; die Sonne schrie und schrie und ertrank beinahe, aber erst, als der letzte Stein eingefügt war, durfte sie ihren Lauf fortsetzen. „Das Seil des Itu vermag niemand zu zerreißen,“ so schloß der samoanische Führer seine Erzählung als Nutzanwendung für Walpole, der diesen Versuch bei einer ihm hinderlichen Iturانke soeben vergeblich gemacht hatte.

Eine andere Sage finden wir bei Turner. Talanga war ein Freund von Mafuike, dem unterirdischen Gotte der Erdbeben. Er pflegte ihn durch einen Felsen zu besuchen, welchen er durch Zaubersprüche zu öffnen und zu schließen verstand. Eines Tages schleicht ihm sein Sohn Tiitii nach, um Mafuikes Feuer zu holen. Schon hat er es erhalten, schon kocht er seine Speise, da greift ihn Mafuike an und erst, nachdem derselbe einen

Arm verloren hat, läßt er ihn im Besitz des Feuers. Nach diesem Kampfe kann Mafuike, der Samoa trägt, es nur noch auf einem Arme halten. „Es ist gut,“ sagen die Samoaner bei einem Erdbeben, „daß Mafuike nur einen Arm hat, sonst würde es uns schlimm ergehen.“

Anspielungen auf solche Sagen und Mythen liebten die Redner in den öffentlichen Versammlungen, wenn einer nach dem andern sich erhob und, auf den großen Stab gestützt, den Fliegenwedel in der Hand, im Namen seines Stammes das Wort ergriff. Es waren gar nicht verächtliche oratorische Leistungen, die sich mit Vorliebe zu Allegorien wendeten, auch gern durch ironische Seitenhiebe die stets maßvolle Heiterkeit ihrer Zuhörer anregten. Diese Redner bewahrten die alten Überlieferungen auf, welche sich in den Familien, die sie vertraten, von Generation zu Generation vererbten.

Lieben die Samoaner aber den Gesang, so sind ihre musikalischen Instrumente doch der allereinfachsten Art: hohle Stämme, gespannte Matten, Bambusstäbe von verschiedener Länge. Zu solcher Musik, zum taktmäßigen Klatschen der Hände, zum Gesang, werden, am liebsten abends beim Lichte des Mondes, die Tänze aufgeführt.

Mit Leidenschaft betreibt man allerlei Spiele. Bei dem Timuri sitzen zwei Parteien einander gegenüber und bemühen sich, eine an einem Bindfaden befestigte und im Kreise herumgeschwungene Apfelsine mit spitzen Stäbchen aufzuspießen. Die Partei gewinnt, welche zuerst 50 Treffer aufweist. Manchmal spielt man um ein gebratenes Schwein, das nun in Gemeinschaft verzehrt wird. Bei dem Litia stehen sich ganze Dörfer gegenüber im Wettkampfe, wer zuerst 50mal über eine 25 Meter entfernte Linie hinaus leichte Lanzen aus Hibiscusholz zu schleudern vermag.

Nur für die Häuptlinge ist der hochbeliebte Taubenfang. Auf einem offenen, runden Platz, dessen Gebüscheinfassung rings=

um Verstecke enthält, versammelt man sich, ein jeder mit seinem sorgfältig abgerichteten Lockvogel, der nun losgelassen wird. Wie die Locktauben den Platz umschwirren, finden sich wilde Tauben ein und nun gilt es, aus dem Versteck heraus mit dem kleinen Käscher an 10—12 Meter langem Bambusrohr die wilden Gäste einzufangen.

Fig. 51.



Vornehme Samoanerin im Brautschmuck.

Die Sprache der Samoaner steht der von Tonga sehr nahe. Statt r gebraucht man l, statt s das h und statt der schwachen Aspiration k; das g ist stets nasal und wird wie ng ausgesprochen. Somit ist die Sprache eine der sanftesten und flie-

ßendsten Polynesiens. „Die Tahitier lernen unsere Sprache nicht," sagen die Samoaner, „ihre Kinnbacken sind zu steif."

Was in dem Leben dieses Volksstammes besonders angenehm berührt, ist die Achtung, welche man den Frauen zollt, die, hier weniger mit Arbeiten belastet, eine weit angenehmere Existenz führen als auf irgend einem anderen Archipel. Die Ehe freilich wurde auch in Samoa durch Kauf geschlossen und die dabei stattfindenden Ceremonien entbehrten gänzlich des religiösen Charakters.

Vermählte sich der Malietoa, der oberste Häuptling der Gruppe, so waren die Feierlichkeiten natürlich ganz besonders groß. An dem bestimmten Tage begab sich die Braut auf den Faletele, den Gemeindeplatz in der Mitte des Dorfes, der für diese Feier über und über mit Matten belegt war. In ihrem nur für Häuptlingstöchter bestimmten Stirnband und dem Schmuck von duftigen Blumenkränzen und Perlenschnüren, welche vom Hals herab auf den unbekleideten, mit Kokosöl gesalbten Oberkörper herabfielen, Hüften und Oberschenkel in feinstes Tapatuch gehüllt, nahm sie ihren Platz an dem Fuß eines gleichfalls reich geschmückten Brotfruchtbaumes. Ihr gegenüber, im Schatten eines anderen edlen Baumes versammelte sich ein Chor festlich geschmückter Frauen, in kurzen Zwischenräumen durch Neuhinzugekommene sich vergrößernd; er besang in einer Festhymne die Thaten des Malietoa und seiner Vorfahren. Dann begann ein Tanz, ausgeführt von acht, mit Blumen geschmückten Jungfrauen, die in zwei Reihen einander gegenübergestellt, ihre anmutigen Bewegungen ausführten. Dazu sang die Braut nach einer feierlichen Melodie ein Lied von den Thaten ihrer Väter, während drei ältliche Frauen den Takt mit kurzen Stäben auf einer Matte schlugen. Alles bei diesen Tänzen und Liedern war decent und durchaus frei von der häufig die Grenze der Sitte überschreitenden Ausgelassenheit, mit der sonst die Feste gefeiert wurden. Am Schluß der Ceremonien führte man die Braut in feierlichem Zuge in die Wohnung ihres Gemahls.

Mit einer Frau begnügten sich die Vornehmen in der Regel nicht; sie konnten von den Gemeinen — das Volk zerfiel in zwei Klassen — so viele nehmen, als ihnen beliebte, durften sie aber auch wiederum zu jeder Zeit entlassen. So Geschiedenen war es verboten, sich wieder zu verheiraten.

Die Eltern zeigten große Zärtlichkeit gegen ihre Kinder und Kindermord, wie er sonst in Polynesien vielfach geübt wurde, kam hier niemals vor. Sobald das Kind geboren war, rief man die Götter an und bestimmte seinen Schutzgott. Und nun behandelte man dasselbe mit großer Zärtlichkeit, aber in völlig ungeeigneter, gesundheitswidriger Weise, so daß vor Einführung des Christentums voll zwei Drittel gestorben sein sollen, und auch jetzt noch die Sterblichkeit bis zum zweiten Lebensjahre eine sehr große ist. Denn gegen die vielen Kinderkrankheiten wandte man keinerlei Arzneien an.

Die Heilkunde stand überhaupt auf einer sehr niedrigen Stufe. Dennoch hatte jede Krankheit ihren eigenen Arzt. Allein da man jedes Übel dem Mißfallen eines besonderen Gottes zuschrieb, so lag den Freunden des Kranken weniger an der Arznei als daran, die Ursache des Übels zu erfahren. Zu diesem Zwecke wandte man sich an den Oberpriester des Dorfes, der dann wohl ein Opfer verlangte, wie z. B. ein Kanu, ein Stück Land u. a. Vielleicht erließ er auch das Gebot, die Familie zu versammeln, zu beichten und „auszuwerfen." Bei dieser Ceremonie hatte jedes Familienmitglied seine Vergehen zu bekennen, namentlich ob es dem Kranken ein Unheil gewünscht habe, und mußte zum Zeichen des Widerrufs ein wenig Wasser in den Mund nehmen und es gegen den Kranken ausspeien. Übrigens war man gegen die Patienten außerordentlich aufmerksam und suchte ihnen jeden Wunsch zu gewähren.

Nahte sich das Ende, so sandte man Boten an Freunde und Verwandte, die sich dann mit allerlei wertvollen Gaben am Sterbebette einstellten, um den letzten Abschied zu nehmen. Die Geschenke wurden nach dem Tode unter die Familienmitglieder

verteilt. Das Sterbehaus durchtönte lauter, weithin schallender Jammer; die Leidtragenden zerrissen ihre Kleider und verwundeten Kopf, Gesicht und Leib mit den Händen, mit spitzigen Feuerbränden und Steinen. Die Bestattung durfte in jenem Klima nicht lange hinausgeschoben werden. Man bemalte das Gesicht der Leiche mit Curcuma, salbte den Körper mit Öl, hüllte ihn in mehrfache Gewänder und überantwortete ihn so ohne weiteres der Erde. Nur die Häuptlinge erhielten einen Sarg, jetzt werden ganz allgemein zu diesem Zwecke kleine Kähne benutzt, deren Enden man abschneidet, worauf dann das Ganze mit Zeug umwunden wird. Den Kopf des Leichnams legte man gegen Sonnenaufgang, die Füße nach Westen. Den Toten begleiteten sein Trinkbecher, sein hölzernes Kopfkissen, die Kleider, welche er während der Krankheit trug, weil man fürchtete, Krankheit und Tod möchten die befallen, welche sie nach ihm in Gebrauch nähmen.

So lange die Leiche im Sterbehause lag, durfte dort nichts gegessen werden. Das Haus war tabu, ebenso die, welche den Toten bis zu seinem Ende gepflegt hatten. Sie durften keine Speisen mit ihren Händen berühren; sie mußten sich füttern lassen, erst am fünften Tage war man rein, nachdem Gesicht und Hände in Wasser gebadet waren. Wer diese Vorschriften verletzte, den bedrohte der Zorn des Hausgottes mit Verlust der Haare und Zähne.

War der Leib nicht begraben, so hatte die Seele keine Ruhe; bei Tag und bei Nacht wanderte sie trostlos umher und jammerte: „O wie kalt! o wie kalt!“ Um sie zu erlösen, versammelten sich in der Nähe der Meeresbucht, wo der Verstorbene ertrank, auf dem Schlachtfelde, wo er gefallen war, einige seiner Freunde in der Absicht, die Seele in der Gestalt des Tieres, die sie angenommen, zu erhaschen. Ein Stück Tapatuch vor sich auf der Erde ausbreitend, setzte sich einer nieder und rief die Gottheit an, ihm bei seinem Unternehmen gnädig zu sein. Das erste Ding, was sich auf dem Tuche zeigte, meinte man, sei der abgeschiedene Geist. Wenn nach einigem Warten nichts erschien,

nahm ein zweiter die Stelle ein und so fort, bis sich vielleicht ein Insekt auf das Tuch verirrte, das sofort eingewickelt, zur Familie zurückgebracht und mit allen üblichen Feierlichkeiten begraben wurde.

Nun konnte die Seele in ihre neue Heimat gehen. Der Eingang zur Unterwelt lag auf Sawaii in einer großen Felsenhöhle am Westende der Insel. Dorthin wurden die Gestorbenen von Geisterscharen geleitet; wer zu den anderen Inseln gehörte, eilte an das Westende seiner Heimatinsel und stürzte sich vom „Springstein" ins Meer und durchschwamm dasselbe; lagen mehrere Inseln zwischen ihm und Sawaii, so hatte er das bei dem jedesmaligen Springstein zu wiederholen. In jener Höhle, Fafa genannt, wuchs eine Kokospalme; konnte eine Seele diese berühren, so kehrte sie ins Leben zurück. Aber das Thor auf Sawaii, das zur Unterwelt führte, war nur für die Vornehmen bestimmt, das niedere Volk blieb auch nach dem Tode von den höheren Klassen getrennt und ging durch einen anderen Weg zu seinem eigenen Hades.

Die Seelen der Vornehmen wohnten in Polutu unter dem mächtigen Gott Laveasuileo, der oben Menschengestalt, unten einen Fisch- oder Schlangenleib hatte; sie gehörten nun zu den Göttern der zweiten Klasse. Unter den oberen Gottheiten war Tangaloa, der Schöpfer der Welt, der Vornehmste, ihm zunächst seine Tochter Sina, die Vermittlerin zwischen ihm und den Menschen, Mafuike, der Erzeuger der Erdbeben, die Kriegsgötter Moso und Sepo, die samoanische Ceres Lesaa u. a. m. Jeder Distrikt, jedes Dorf, jede Familie, ja fast jeder einzelne hatte eine besondere Gottheit. Es war also eine Fülle vorhanden. Die oberen Götter wurden aber fast gar nicht beachtet, nur den unteren zollte man Verehrung.

Daran knüpft sich die Vorstellung, daß ein jeder Gott irgend einen beliebigen Gegenstand zu seinem zeitweiligen Aufenthalt nehmen könne. Solche nun von der Gottheit bewohnte Gegenstände: Geräte, Steine, Pflanzen, Tiere, selbst einzelne

Gliedmaßen der letzteren, wie das rechte Bein oder der Schwanz eines Hundes, waren nun das „Etu“ des Verehrers des Gottes, der diesem hohe Achtung erwies und, war es eine Pflanze oder ein Tier, sich sorgfältig vor dem Genuß desselben hütete, denn ein solches Vergehen führte den Tod herbei.

Bilder der Götter hatte man nicht, wohl aber Tempel oder doch heilige Haine, auch vertrat wohl das Faletele die Stelle des Heiligtums. Noch sieht man bei Apia am Ufer des Sigago die Ruinen eines Gebäudes, die nach einer alten Gottheit Fala o Lefee genannt werden.

Ein jeder Gott hatte seinen eigenen Priester. Aber auch die Häupter eines Dorfes waren Priester des zu ihnen gehörigen Gottes, wie die Häupter der Familien die Priester des Familiengottes waren. Bei jedem Abendessen hielten die letzteren einen Hausgottesdienst nach vorgeschriebenen Formen, wobei Kawa getrunken oder, wenn dieses fehlte, das Feuer zu hellerem Auflodern angefacht wurde. Wann die Opfer stattfinden sollten, bestimmten die eigentlichen Priester, es waren meist Lebensmittel und Kawa, welche man darbrachte, und die man dann selber genoß. Alle Formen und Ceremonien wurden mit großer Strenge und Pünktlichkeit beobachtet.

Die staatlichen Zustände waren zur Zeit der Ankunft der Europäer in völliger Auflösung begriffen. Früher mag die Verfassung eine monarchische gewesen sein; sehen wir doch, daß der angesehenste und reichste Häuptling einen besonderen Titel führte. Die Macht, welche derselbe aber etwa früher besessen hatte, war gänzlich verschwunden. Eine Art geistlicher Würde, welche an tonganisches erinnert, die des Tamafainga, in welchem „der Geist der Götter“ wohnte, erlosch, als der letzte Träger derselben 1830 erschlagen wurde.

Einen staatlichen Mittelpunkt hat es in früherer Zeit seit Menschengedenken nicht gegeben. Die zehn Distrikte, in welche die Inselgruppe geteilt ist, haben einander oft völlig unabhängig gegenüber gestanden. Die Zustände, wie sie noch bis in die

neueste Zeit bestanden, waren folgende. Die Grundlage der staatlichen Einrichtungen bildete die Familie, welche unter ihrem Haupt, dem Tulafale, stand. Über die Tulafale war der erbliche, mit gewissen Vorrechten und Immunitäten bekleidete Alii gesetzt; mehrere Dörfer bildeten einen Bezirk unter einem Tupu und die Bezirke waren wiederum zu einem Distrikt vereinigt,

Fig. 52.



Häuptling in Gala nebst Familie.

welchem ein Tui vorstand. Die angesehensten der Tui von Sawaii bekleideten noch höhere Würden unter den Titeln Tamofainga und Malitesa, welche als Repräsentanten der Nation gelten dürfen. Keiner von allen diesen hatte viel Macht. In jedem dieser räumlich begrenzten Bezirke entschied nicht der be-

treffende Vorsteher, vielmehr eine Versammlung der Vertreter ihres Gemeinwesens nach eingehender Debatte, für deren Gang bestimmte Vorschriften bestanden. Wenn aber die Häuptlinge keine große Macht besaßen, so waren sie doch hochgeehrt. Nicht nur genoß der höchste derselben völlige Freiheit von allen Abgaben und das Recht auf ein von der Gemeinde erbautes Haus, es wurden ihm auch nahezu göttliche Ehren erwiesen, deshalb opferte man ihm die Erstlingsfrüchte und, ihm zu nahen, war wegen seiner Heiligkeit nicht ungefährlich.

Nach den Häuptlingen kamen die Tulafale, welche die Hauptmasse des Volkes bildeten, danach als dritter Stand das rechtlose Volk.

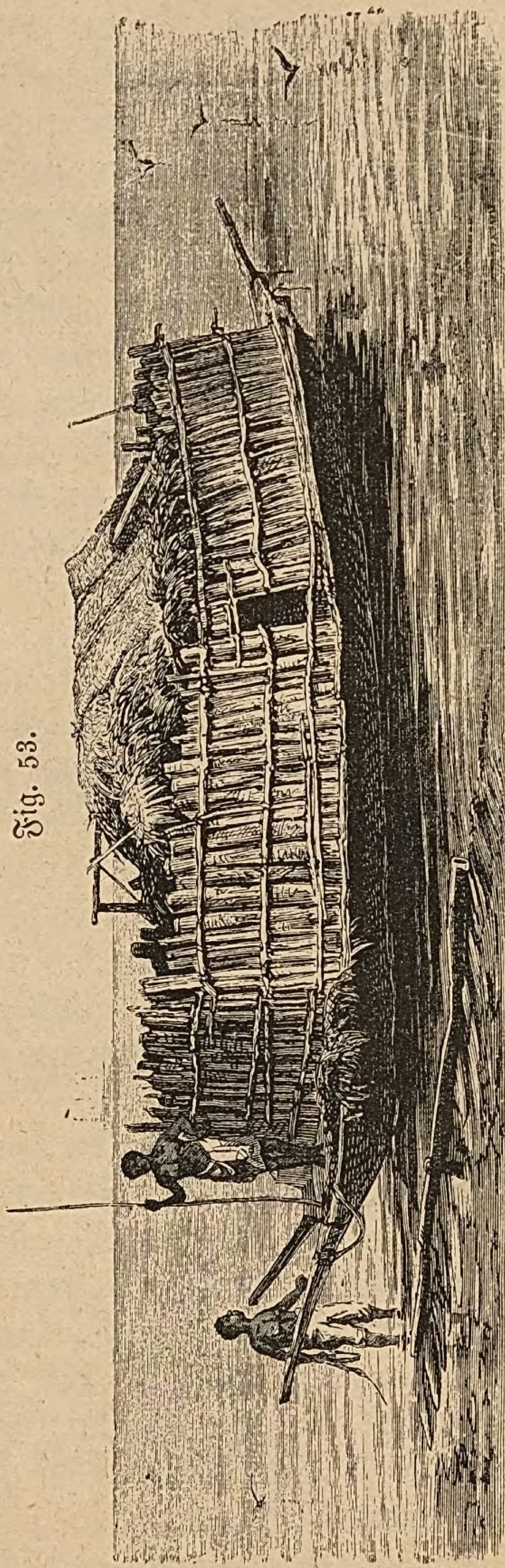
Was aber das Verhältnis zwischen Herrscher und Beherrschten milderte und einen Ausgleich zwischen beiden annäherte, waren die fortwährenden Fehden der beiden, von alters her bestehenden Parteien, so daß nirgends in Polynesien die Standesunterschiede minder schroff sind als hier. Diese beiden Parteien waren die Maló und die Waiwai, d. i. die Sieger und die Besiegten, die letzteren solche Stämme, welche sich den ersten mit vielen Ceremonien unterworfen hatten. Dies nötigte die Waiwaihäuptlinge zu rücksichtsvoller Behandlung ihrer Unterthanen, damit diese nicht etwa von ihnen abfielen und sich der Gegenpartei anschlössen.

Es giebt jetzt zwei königliche Familien auf Samoa: die alte Königsfamilie Tupua und die mehr moderne Malietoa. Die erste war, soweit die Geschichte der Inselgruppe zurückreicht, die herrschende. Der Name Malietoa ist neueren Ursprungs; er stammt aus einem Kriege zwischen Samoa und Tonga. Damals vertrieb ein tapferer samoanischer Häuptling die seeräuberischen Tonganer aus Upolu nach harten Kämpfen von einem Ende der Insel bis zum anderen und für diese That gaben ihm seine dankbaren Landsleute den Ehrennamen Malietoa d. i. Tapferer Krieger. Die Anhänger der Malietoa-Familie waren die Häuptlinge von Sawaii, Manono und Apolima sowie des mittleren

Teiles von Upolu, während die Tupuafamilie ihre Stützpunkte in Atua und Aana auf Upolu hatte. Ein Nachfolger des erwähnten großen Malietoa eroberte diese beiden letzten Distrikte und herrschte somit über Upolu, Manono, Apolima und Sawaii. Infolge einer Verschwörung wurde er aber sehr bald danach ermordet, indes regierte sein Nachfolger Tawita, welcher 1840 starb, längere Zeit über ganz Samoa. Seitdem hat niemand alle fünf Titel, welche die Gruppe zu vergeben hat, in seiner Person vereinigt. Der Titel, den der jetzige König gleich seinem Vorgänger führt, ist der von Sawaii stammende: Malietoa. Die vier, für Upolu geltenden: Tui Atua, Tui Aana, Natoaitele und Tamasoali sind in letzter Zeit niemand gegeben worden.

Als 1859 Tavitas Sohn und Nachfolger starb, wurde sein Sohn Laupepa in Gemeinschaft mit seinem Oheim Pea oder Talavu

Fig. 53.



Ein Kriegs-Kanoe von Saluafata.

mit der Königswürde betraut. Bis 1868 bestand dies Duumvirat auch ungestört. In diesem Jahre wurde durch den Einfluß der Kolonisten eine Verfassung nach fremdem Muster eingeführt und beschlossen, nur ein Oberhaupt an die Spitze desselben zu stellen. Die Versammlungen sollten nicht mehr, wie früher, auf Manono, sondern in Molinu bei Apia tagen. Aber die Bewohner von Manono wollten sich diese Maßregel, welche ihrer Insel die Hegemonie nahm, nicht gefallen lassen und erhoben Pea zum König. Bei dem sich nun entspinnenden Kriege, welcher bis in die allerjüngste Zeit fortgedauert und die Gruppe in zwei feindliche Parteien zerrissen hat, erhob man hier wie dort den Schlachtruf: Samoa ua tasi d. i. Samoa ist eins. In diesen Kämpfen wurden Laupepas Anhänger geschlagen, sie entkamen zum Teil über die Gebirge nach der Südseite von Upolu, zum Teil retteten sie sich in Booten. Ungefähr 20 Dörfer wurden zerstört, wobei man allerdings bestimmte Orte als Zufluchtsstätten für Weiber, Kinder und Verwundete schonte, auch die Kirchen und Prediger, wie deren Besitztum unverletzt ließ. Die Ländereien der weißen Ansiedler erklärte man für neutral. Der Kampf wurde noch zum großen Teil mit der alten Wildheit geführt; man schnitt den Gefallenen die Köpfe ab und brachte sie als Siegeszeichen vor den Führer, doch sandte man sie oft noch am Abend des Schlachttages den Angehörigen der Gefallenen zu.

Endlich kam mit Hilfe der Konsuln im November 1873 eine Einigung der beiden streitenden Parteien zustande, wonach die Regierungsgewalt in die Hände eines Septemvirats, der Taimua (d. i. die, welche voraufgehen, den Weg zu zeigen) gelegt wurde. Diese Verfassung erhielt im Januar 1875 eine Abänderung durch die Erhebung von Laupepa aus der großen Familie Malietoa und Pulapule aus der Familie Tupua zur Königswürde, zugleich wurde die Zahl der Taimua auf 14 erhöht. Daneben bestanden dann immer noch die Versammlungen der Vorsteher der Dörfer, der Faipule, welche sozusagen das Unterhaus von Samoa bil-

deten. Bis zum April 1875 herrschten auf Samoa friedliche Zustände, dann wurden sie abermals und zwar durch Einflüsse von außen her unterbrochen.

In der Mitte des Jahres 1873 war der Amerikaner Steinberger als Kommissar seiner Regierung nach Samoa abgesandt worden, um die Hilfsquellen der Gruppe zu studieren und über dieselben zu berichten. Diese Gelegenheit benutzte Steinberger, um die Samoaner zu überreden, das Protektorat der Vereinigten Staaten nachzusuchen. Dies gelang ihm und im Oktober 1873 kehrte Steinberger nach Nordamerika zurück als Träger einer an den Präsidenten Grant gerichteten Petition, worin um Unterstützung bei Bildung einer zu schaffenden Regierungsform gebeten wurde.

Die Regierung der Vereinigten Staaten hatte sich schon am 17. Februar 1872 den schönen Hafen Pago-Pago auf Tutuila abtreten lassen, zu einer Besitzergreifung der Inselgruppe war der Kongreß aber keineswegs geneigt. Indessen kehrte Oberst Steinberger am 1. April 1875 auf dem amerikanischen Kriegsschiffe „Tuscarora“ mit einem Empfehlungsschreiben des Präsidenten Grant zurück. Er übergab den Samoanern vier Geschütze und eine Gatling-Mitrailleuse als Geschenke der Regierung von Washington. Unter seinem Einflusse wurde eine neue Konstitution verfaßt, Malietoa Laupepa als König eingesetzt, Steinberger fungierte nominell als sein Premierminister, faktisch als Diktator Samoas. Als auf Tutuila Unruhen ausbrachen, armierte er den amerikanischen Schuner „Peerleß“ und unterdrückte schnell die Revolte. Um sich noch mehr zu befestigen, rief er Amerikaner herbei und verlieh ihnen einflußreiche Stellungen. Und mit dem seit lange in Apia domizilierten Hause Godeffroy schloß er einen besonderen Kontrakt. So gewann er bald eine große Partei von Anhängern.

Der König, welcher allmählich zu einer bloßen Puppe herabgesunken war, wandte sich aber bald gegen Steinberger, und die Europäer, namentlich die Missionäre, nahmen an seinem wüsten

Lebenswandel Anstoß. So geschah es denn, daß, als am 12. Dezember 1875 das englische Kriegsschiff „Barracoota“ in den Hafen von Apia einlief, der amerikanische und der englische Konsul bei dem Kommandanten das Ansuchen stellten, Steinberger als eine für die Ruhe der Inseln gefährliche Person aufzuheben. Der König entsetzte Steinberger seines Amtes, dieser aber ließ Malietoa ergreifen und unter Bedeckung nach Sawaii bringen. Die „Barracoota“ brachte den König indes sofort wieder zurück und nun entspann sich ein nicht unblutiger Kampf, dessen Ende die Gefangennahme Steinbergers und seine Abführung nach Neuseeland war, von wo er in seine Heimat zurückkehrte.

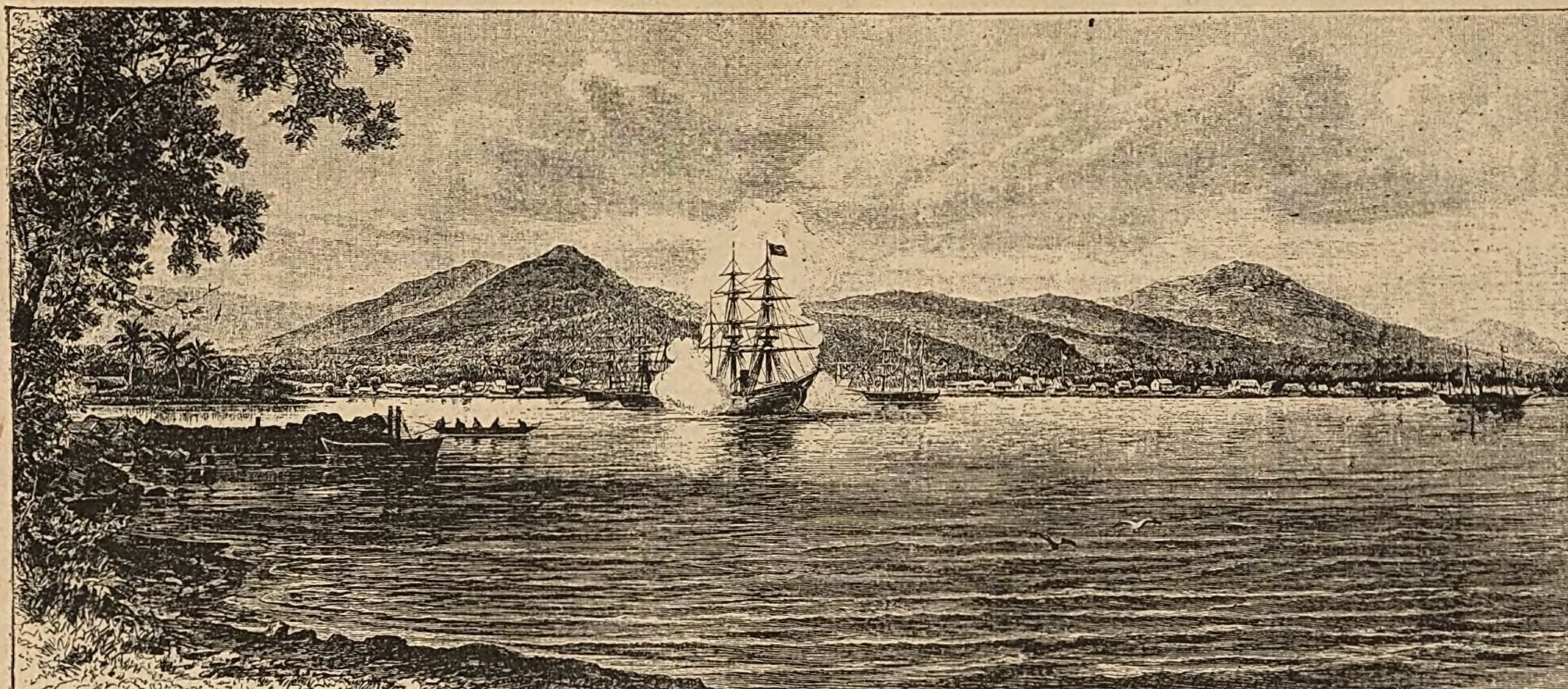
Für eine Zeitlang hörten zwar die Feindseligkeiten auf, allein die Spannung zwischen der alten Samoa-Partei und den Anhängern Steinbergers dauerte fort; immer noch hofften die letzteren auf die Wiederkehr ihres Führers.

Auch die Agitationen für eine Besitzergreifung der Samoagruppe durch die Vereinigten Staaten waren keineswegs zu Ende. Ende 1877 reiste Le Mamea, der Abgesandte der Taimua, nach Washington, um der amerikanischen Regierung das Protektorat anzutragen. Er imponierte dort bei der Neujahrscour im Weißen Hause durch seine stattliche Erscheinung und sein decentes Auftreten, allein zur Übernahme des Protektorats fühlte man sich nicht geneigt, wohl aber wurde am 17. Januar 1878 ein Meistbegünstigungsvertrag abgeschlossen.

Trotzdem erklärte der amerikanische Konsul Griffin schon im Februar darauf den Vertretern Deutschlands und Englands, daß er die Samoagruppe unter den Schutz seiner Regierung stelle. Beide Konsuln antworteten mit einem energischen Protest und Griffin wurde bald darauf abberufen.

Die deutsche Regierung hatte schon am 3. Juni 1877 mit der samoanischen Regierung einen Vertrag abgeschlossen, in welchem die Neutralität des von den Deutschen bewohnten Landstrichs, Schutz für deren Eigentum und die wichtige Klausel anerkannt wurde, „daß in keiner Weise die deutsche Regierung zurückgesetzt

Fig. 54.



Die „Ariadne“ nach Ratifikation im Hafen von Apia salutierend.

und einer anderen fremden Regierung Vorrechte vor ihr gewährt werden sollten.“ Die in diesem Vertrage gemachten Zusagen waren aber keineswegs erfüllt worden, vergeblich hatte man mehrmals darauf gedrungen und als nun jener Vertrag mit Nordamerika zustande kam, erfolgte die Beschlagnahme der Häfen Saluafata und Falealili auf Upolu durch das deutsche Kriegsschiff „Ariadne.“ Beide Häfen wurden erst freigegeben, nachdem am 24. Januar 1879 der Freundschafts- und Meistbegünstigungsvertrag endlich abgeschlossen worden war. Die vornehmsten Bestimmungen desselben sicherten den Deutschen das alleinige Recht der Anlage einer Station in dem Hafen von Saluafata, unbeschadet der Hoheitsrechte von Samoa, und ohne Schiffe anderer Nationen am Verkehr daselbst zu hindern. Doch dürfen in Bezug auf diesen Hafen und seine Ufer keiner Nation gleiche Rechte mit der deutschen gewährt werden. Für den Hafen von Apia wurde der freie Verkehr gesichert und bestimmt, daß die deutsche Nation in dieser Beziehung immer mit anderen gleichberechtigt sein solle.

Seitdem ist die Ruhe durch mancherlei innere Kämpfe der Parteien bis in die neueste Zeit gestört worden und nur durch das energische Eingreifen englischer, amerikanischer und besonders deutscher Kriegsschiffe hat sich endlich ein Zustand angebahnt, welcher eine Sicherheit für die Zukunft verspricht.

3. Die deutsche Handels- und Plantagen-Gesellschaft der Südsee.

Der große Landbesitz, welcher sich jetzt in deutschen Händen befindet, wird fast ausschließlich von der obengenannten Gesellschaft gehalten. Und bis vor kurzem war sie die alleinige große Grundeigentümerin der Gruppe. Die Ausdehnung des Gebietes, welches der französischen Mission gehörte, war im Vergleich dazu verschwindend klein und auch das Eigentum der Amerikaner wenig bedeutend. Während alle anderen Weißen 24 000 Hektar Landes erworben hatten, nannte die deutsche Gesellschaft 52 000 Hektar ihr eigen. Aber in neuester Zeit hat eine englische Firma nahezu

$^5/_6$ der ganzen Insel Sawaii durch Kauf erworben und den Engländern gehören jetzt auf dieser Insel und Upolu nicht weniger als 100 000 Hektar Landes.

Die Titel, auf welche sich der deutsche Besitz stützt, sind zum Teil alt, aber die Gesellschaft, welche in denselben getreten ist, zählt seit ihrer Entstehung wenige Jahre. Sie hat die Stelle eingenommen, welche die alte und berühmte hamburger Handelsfirma Johann Cesar Godeffroy und Sohn lange Jahre behauptete, ehe sie durch ungünstige Konjunkturen aus derselben verdrängt wurde.

Die Firma Godeffroy in Hamburg wurde begründet vor mehr als hundert Jahren. Die Familie war durch das Edikt von Nantes aus ihrem Heimatlande Frankreich vertrieben worden, das Edikt, welches Frankreich so vieler seiner besten Bürger beraubte. Das Geschäft wurde mit ebensoviel Umsicht als Erfolg geführt und bald zogen sich von dem schmalen Giebelhaus am Alten Wandrahm die Fäden des hamburger Handels über alle Meere bis zu den entferntesten Gegenden.

Bereits 1857 unterhielt die Firma eine ansehnliche Flotte, von welcher ein Teil in den indischen Gewässern Handelsfahrten machte. Kotschin war das Hauptquartier, hier residierte einer der Agenten und hier war auch ein großes Etablissement errichtet worden, in welchem der Kern der Kokosnüsse auf ihren Gehalt geprüft wurde. Ein anderer Teil der Flotte hatte sein Rendezvous in Valparaiso, dem Sitz eines godeffroyschen Generalagenten, zu dessen Ressort die Agenturen in Coquimbo, Valdivia, Tacuana, Guayaquil, San José de Guatemala u. a. gehörten.

Zu jener Zeit pflegten die Händler von Tahiti die Produkte der Gesellschaftsinseln nach Valparaiso zu bringen und dort Mehl für die französische Garnison einzuhandeln. Die Aufmerksamkeit des Generalagenten Godeffroys wurde auf diese Transaktionen gelenkt und ein Besuch in Tahiti überzeugte ihn davon, daß sich hier ein sehr günstiges Feld für kommerzielle Operatio-

nen eröffnete. Damals hatten die Engländer Gebrüder Hort und Brander Etablissements auf Tahiti sowie auf Samoa, die letzteren dienten als Zwischenstationen für den Handel mit Sydney. Das deutsche Haus errichtete zuerst eine Agentur auf den Tuamotu und später das Hauptquartier auf Samoa, wo sehr bald die englischen Kaufleute zurückgedrängt wurden. Die Godeffroys wurden die „Könige der Südsee.“

Im Jahre 1872 beschäftigte das Etablissement der Herren Godeffroy zu Apia einen Direktor, einen Kassier, elf Handlungsgehülfen, einen Hafenmeister, zwei Ingenieure, zehn Zimmerleute, zwei Böttcher, vier Plantagenverwalter, einen Arzt und einen Feldmesser. Zu diesem permanenten Stab, der sämtlich aus Europäern, meist aus Deutschen bestand, kamen noch zahlreiche, gelegentlich Beschäftigte, Angehörige aller Nationalitäten: Portugiesen, Chinesen u. a.

Die Godeffroys erwarben sehr bald große Komplexe äußerst fruchbaren Landes zunächst auf Upolu, dann auch auf Sawaii und Tutuila. Der Preis, den sie an die ursprünglichen Besitzer zahlten, war gerade kein hoher. Durchschnittlich pro Acre (0,4 ha) nicht über 75 Cents, und da die Zahlungen fast ausschließlich in Gewehren, Pulver und Blei, Manufakten 2c. gemacht wurden, woran nie weniger als 100 Prozent, vielfach aber weit mehr Gewinn erzielt wurde, so stellte sich faktisch der Kaufschilling noch bedeutend niedriger.

Von hier aus dehnte das hamburger Haus seine Operationen über das ganze, sich nach Nordosten erstreckende Inselgebiet aus. Die Gilbert- oder Kingsmill-Gruppe, die Tokelau- und Ellis-Inseln, die Marshallgruppe und die Karolinen wurden in den Bereich seiner Handelsthätigkeit gezogen und auf Yap in den Palau-Inseln ein Areal von 1200 Hektaren Landes angekauft, somit eine Zwischenstation errichtet, welche den alten Niederlassungen in Kotschin die Hand reichen konnte. Südlich wurden auf dem Tonga-Archipel, auf Niue, Futuna und Wallis Agenturen errichtet. Bald war keine Insel, welche geeignete Handels-

produkte besaß und deren Bewohner einen weißen Mann unter sich aufzunehmen gewillt waren, ohne einen Agenten der deutschen Firma.

Im Jahre 1873 hatten die Herren Godeffroy Agenturen auf folgenden Inseln nördlich von der Samoagruppe. Auf den Union- (Tokelau-) Inseln: Oatafu, Nukunono und Takaafo. In der Ellisgruppe auf Nukufetau, welches den Eingeborenen abgekauft war, auf Vaitupu und Nanomea (St. Augustine). In der Gilbertgruppe auf Makin, Taritari, Maraki, Apaiang, Tarawa, Maiana, Nonouti, Tapoteouea, Onoatoa, Peru, Nukunau, Tamana und Arorai. Nur Apamana, Kuria und Aranuka hatten keine Agenturen, da sich ihr Häuptling Tem Baiteke dergleichen verbeten hatte. Auf den Marshallinseln in der Ralickkette waren Jaluit, Ebon und Namerick, in der Radackkette Mulgrave und Maloelab besetzt. Dann in den Karolinen: Strong Island, Ascension und Yap sowie die Palauinseln; endlich bestanden Agenturen in Neubritannien, Neuirland und den Neuen Hebriden. Diese Agenturen bestehen noch heute.

Die auf diesen Inseln angestellten Agenten sind eine ganz besondere Klasse von Leuten. Als unerläßliche Bedingung erwartet man von ihnen, daß sie mit Sprache, Sitten und Gewohnheiten der Insulaner, unter welchen sie zu leben gedenken, völlig vertraut sind. Ferner daß sie sich eine Frau nehmen, gleichviel von welcher Insel sie kommen möge; ein unverheirateter Händler wird fortwährend in allerlei Mißhelligkeiten verwickelt sein. Sie werden mit einem Assortiment von Waaren auf eine bestimmte Insel gebracht mit der Bedingung, diese Waaren in einem gewissen Zeitraum in Landesprodukte umzusetzen. Das einzuhandelnde Quantum ist festgestellt. Gehälter werden an diese Leute nicht gezahlt, wie überhaupt die Löhne, auch für die Kapitäne der hier fahrenden Schiffe sehr niedrig sind, wogegen aber ein liberaler Prozentsatz von dem eventuell gemachten Gewinn gewährt wird. Die Händler auf den Inseln sind durchweg englischer oder amerikanischer Nationalität, sehr häufig alte „Beachcombers.“

Die Ländereien, welche die Godeffroys erworben hatten, lagen teils auf dem niedrigen Grund an der Küste, teils auf den hohen Tafelländern, ein Areal von 100—120 000 Acres oder 52 000 Hektaren. Man beschloß dieselben auf zweifache Weise nutzbar zu machen. Auf den Tafelländern gedeihen Korn, Kaffee, Tabak, Cinchona und andere Pflanzengattungen, mit welchen befriedigende Versuche angestellt worden waren; hier sollten Deutsche angesiedelt werden, welchen man das Land pachtweise, aber mit Kaufrecht zu überlassen gedachte. Chinesische Familien sollten auf kleineren Parzellen an der Seeküste Kokospalmen, Zuckerrohr, Reis, Jute, Kakao u. a. kultivieren. Chilenische Maultierkarawanen waren bestimmt, die Verbindung zwischen dem Norden und Süden über die das Land durchziehende Bergkette zu vermitteln. Alle diese Pläne, welche sicherlich Aussicht auf einen großen Erfolg hatten, fielen zusammen, als das Haus Godeffroy sich genötigt sah, die Besitzungen in der Südsee aufzugeben, welche das Eigentum der jetzt gebildeten Handels- und Plantagengesellschaft in der Südsee wurden.

Diese Gesellschaft hatte 1880 auf ihren in vollem Betriebe befindlichen Pflanzungen: Vailele, Le Utu Sao Vaa, Vaitele, Fatuosofia, Vaivase und Vaipouli im ganzen 1973 ha unter Kultur, davon 354 mit tragenden Kokospalmen, 330 mit jungen, nichttragenden Kokospalmen, 549 mit jungen Palmen und Baumwolle und 664 mit Baumwolle allein, auf 78 ha wurde Proviant, sowie versuchsweise Kaffee, Zimt u. a. gebaut. Auf diesem Areal waren 1426 Arbeiter beschäftigt. Alle diese Pflanzungen liegen mit Ausnahme der letztgenannten und kleinsten, Vaipouli, welche zu Sawaii gehört, auf Upolu. In der letzten Zeit sind weitere 360 ha unter Kultur gebracht worden.

Außer den beiden Hauptkulturen pflanzt man Bananen, Brotfruchtbäume, Yams und Taro. Die beiden letzten bilden ein Hauptnahrungsmittel der Arbeiter. Zu diesem Zweck wird auch Mais gebaut. Gute Resultate hat ferner die Kultur des Kaffeebaums ergeben, ebenso die von Kakao und Vanille, nur muß man

Fig. 55.



Eine Kokospflanzung auf Upolu.

in Abwesenheit der Bienen den Blütenstaub von den männlichen Blüten auf die weiblichen mittels zarter Kamelhaarpinsel übertragen, ein etwas zeitraubender Prozeß. Außer den im Überfluß vorhandenen Orangen, Citronen und Bananen zieht man die Mangofrucht, die Custard- und Mummie-Äpfel, Tomatos und die herbe peruanische Pflaume. Der Bau von Tapioca, Arrowroot, Nelken und Zimt ist bisher im großen noch nicht in Angriff genommen worden. Viehzucht wird unter den größeren Palmen getrieben; Ende 1880 zählte man 541 Stück Rindvieh.

Das in deutschem Besitz befindliche Land besteht aus Thälern und erhöhten Plateaus von tiefem, reichen, vulkanischen Boden, an manchen Stellen mit wertvollem Holzbestande. Es wird von großen Bächen durchflossen, welche durch ihr starkes Gefälle für Mühlen ausgezeichnete Wasserkraft bieten. Der Kaufschilling war ein sehr geringer, pro Acre von nur 1 Dollar bis 5 Dollars; für Uferland waren aber 10—15 Dollars pro Acre gezahlt worden. Und diese Zahlungen stellten sich in Wirklichkeit noch weit niedriger, da Tauschwaaren: Waffen, Munition u. a. an Stelle des Geldes traten. Allerdings sind bei den Verkäufen Vermessungen nicht immer vorgenommen worden, eine vollkommene Sicherheit des Besitzes ist demnach nicht überall garantiert.

Die französische Mission in Apia besitzt wohlkultivierte Pflanzungen von Bananen, Orangen, Brotfrucht und Kokospalmen. Dann sind zwei Pflanzungen von einem Engländer, eine in Fasetootai, eine andere in Sawaii angelegt worden, außerdem existieren kleinere Pflanzungen von weniger Bedeutung.

Die Arbeiter stammen fast ausschließlich von den Gilbertinseln, zum Teil auch von der Savageinsel und der Marshallgruppe, denn die Eingeborenen von Samoa haben durchaus keine Neigung, sich zu dauernder Arbeit zu verdingen. Thun sie es einmal, so verlangen sie stets hohen Lohn, mindestens einen Dollar pro Tag, sie ziehen auch die Arbeit in den Häusern und in den Waarenlagern der Plantagenarbeit entschieden vor. Daher haben

die Handelsschiffe der deutschen Gesellschaft bei ihren Fahrten zwischen den verschiedenen Inselgruppen immer den Zweck, Arbeiter anzuwerben oder solche, deren Dienstzeit verflossen ist, in ihre Heimat zurückzuführen.

Die Anwerbung geschieht in der Regel auf 3—5 Jahre und zwar wird ein förmlicher schriftlicher Kontrakt abgeschlossen. Nach den von den Godeffroys erlassenen und auch jetzt befolgten Bestimmungen dürfen die Agenten auf keinen Fall irgendwelche Arbeiter ohne ihre Zustimmung und diejenige ihrer Häuptlinge und Verwandten engagieren. Die Aufseher, denen es obliegt, sie auf das Feld zu begleiten, sind ihre eigenen Landsleute oder Fremde, welche viele Jahre unter ihnen gewohnt haben.

Der Lohn beträgt einen Dollar pro Monat, wird aber auf zwei Dollar pro Monat erhöht, sobald der Arbeiter sich in seine Beschäftigung eingearbeitet und zugleich fleißig und anstellig gezeigt hat. Will er nach Ablauf seiner kontraktlich bestimmten Zeit bleiben, so kann er sich abermals auf eine Zahl von Jahren verpflichten, sonst wird er kostenfrei in seine Heimat zurückgebracht.

Als Wohnung weist man den Leuten große, luftige Schuppen an, in welchen die Schlafstellen zwar in ziemlich roher Weise, aber den Bedürfnissen der Leute vollkommen entsprechend aufgeschlagen sind. Die Kost besteht aus Schweinefleisch, Taro, Yams, Paradiesfeigen, Brotfrucht und Maisbrod. Das letzte ist ein sehr hoch geschätzter Artikel. Früchte wie Kokosnüsse, Melonen u. a. erhalten sie nach Belieben. Es ist also in dieser Hinsicht sehr gut für sie gesorgt.

Ihre Arbeitszeit dauert 9 Stunden, von 6—11 morgens und nachmittags von 12—4 Uhr. Der Sonntag ist stets ein Feiertag; auch steht es den Geistlichen sowohl der protestantischen als der katholischen Mission völlig frei, die Arbeiter aufzusuchen und zu unterrichten. Eine körperliche Züchtigung, wie sie dann und wann unter so gewaltthätigen Menschen nötig wird, darf nur in Gegenwart des Konsuls vollzogen werden und besteht dann in 1—4 Dutzend mit der auf Kriegsschiffen üblichen Katze.

Werden die Arbeiter von Krankheit befallen, so befinden sie sich in der Obhut eines zu diesem Zwecke angestellten Arztes, für dessen Dienstleistungen sie ebensowenig zu zahlen haben als für etwa notwendige Medikamente.

Die Resultate der Behandlung der Südseeinsulaner schildert H. B. Sterndale, der längere Zeit Beamter Godeffroys war, folgendermaßen. „Die Kingsmill-Insulaner stellen bei Ankunft auf den Ländereien der Herren Godeffroy ein Abbild der niedrigsten Stufe von Südsee-Wilden dar. Nach ihrer Ankunft werden sie bequem untergebracht, anständig gekleidet, gut genährt und zu geregelter und friedlicher Arbeit herangebildet. Sie kommen schmutzig, faul und wild an; nach sechs Monaten Pflanzerarbeit gleichen sie nicht mehr denselben Wesen und beim Ablauf ihrer Kontrakte sind sie so weit vorgeschritten, daß sie ebenso ungeeignet sind zur Gemeinschaft mit ihren wilden Brüdern in der Heimat, wie sie ehemals für die Berührung mit der civilisierten Welt erschienen."

Daß dies erreicht wird, dazu trägt nicht am wenigsten der Umstand bei, daß man den Arbeitern erlaubt, ihre Familien mitzubringen und in Samoa Ehen zu schließen. Nach Queensland und nach Viti führen die dortigen Pflanzer nur junge Männer. „Es würde," sagt Sterndale, „für alle Pflanzer in den Tropen gut sein, wenn das von den Herren Godeffroy befolgte System allgemein bekannt und angenommen würde."

Dabei ist der Kostenpunkt für die Arbeitgeber ein sehr niedriger. Der Transport eines Arbeiters nach Samoa kostet etwa 212 Mark, der Rücktransport nach drei Jahren 64 Mark. Der Lohn beträgt außer Lebensunterhalt und Wohnung 102 Mark jährlich, wovon der Arbeiter etwa 12 Mark auf Tabak, 24 Mark auf Kleidungsstücke, 16 Mark auf Schlafdecken und 10 Mark auf verschiedenes verwendet. Es bleiben ihm somit nach drei Jahren 120 Mark. Diese nimmt er aber nicht in barem Gelde, sondern er kauft dafür Waren von seinem Arbeitgeber, der dadurch bei der großen Anzahl beschäftigter Leute einen beträcht-

lichen Gewinn erzielt. Gewöhnlich wählt er einen verschließbaren Kasten, Tabak, Kleidungsstücke — abgelegte preußische Infanterieröcke sind sehr begehrt — Beile, Messer und andere eiserne Werkzeuge, Spiegel, die zum großen Teil für Verwandte und Freunde in der Heimat bestimmt sind.

In der Regel erscheinen die Arbeiter bald wieder auf den Pflanzungen. Den Geschmack, den sie an dem neuen regelmäßigen Leben gewonnen haben, darf man freilich nicht als den einzigen treibenden Beweggrund hinstellen. Kehrt eine Familie in die Heimat zurück, so findet sie die alte Hütte zerfallen, die Pflanzungen verwildert oder im Besitz anderer, ein Boot muß gebaut werden, denn der Fischfang liefert einen großen Teil der Subsistenzmittel dieser Leute, kurz, es erwartet sie ein schwerer Kampf ums Dasein, und darum ziehen sie schließlich die gefüllten Fleischtöpfe ihrer Herren einer entbehrungsvollen Freiheit vor.

Die finanzielle Gebahrung der deutschen Handelsgesellschaft ist keine überaus günstige. Der Jahresausweis von 1881 giebt die Einnahmen auf 96 125, die Ausgaben auf 100 000 Dollar an. Der enorme Rückgang des Preises von Kopra in jüngster Zeit ist besonders verlustbringend gewesen. An Ort und Stelle kostete dieser Artikel pro Tonne 10½ Pfd. Sterl. d. i. 210 Mark; die bis zur Ankunft auf dem europäischen Markt erwachsenden Kosten stellten sich aber so hoch, daß der dortige Marktpreis von 15 Pfd. Sterl. mindestens 1 Pfd. Sterl. pro Tonne Verlust brachte. Nun hat der Einkaufspreis auf 8 Pfd. Sterl. reduciert werden müssen; das bedingt aber wieder eine verminderte Kauffähigkeit der eingebornen Bevölkerung, also geringeren Profit an den europäischen Tauschwaren.

Die Einfuhr der deutschen Gesellschaft 1881 belief sich auf 170 750 Dollar, wovon 70 300 Dollar auf die deutsche Industrie entfielen. Hauptposten waren Getränke, Provisionen, Manufakturwaren, Kleidungsstücke, Tabak, Bauholz, Eisenwaren u. a. Die Ausfuhr wertete 608 366 Dollar, davon aus Samoa 225 120 und aus Tonga 226,688 Dollar, der Rest aus Viti und anderen

Südseeinseln. Hauptposten waren in erster Linie Kopra (492 800 Dollar) und Baumwolle, ferner Fungus, Lichtnüsse u. a.

Die ebenfalls in Apia domizilierte Firma Ruge & Co. importierte in demselben Jahre für 32 875 Dollar Waren und exportierte für 152 681 Dollar Kopra, Baumwolle u. a. aus Samoa und Tonga.

Kleinere Inselgruppen.

In dem Meeresraum zwischen Viti, Tonga und Samoa wie im Osten von Tonga liegen einige Inseln und Inselgruppen, welche unabhängig dastehen, eine jede unter ihrem eigenen Häuptling. Es sind dies die Gruppen: Futuna nebst Alofa (159 qkm = 2,89 Q.-M. mit 2560 E.), Uea oder Wallis (96 qkm = 1,74 Q.-M. mit 3500 E.) und die Insel Niue oder Savage (94 qkm = 1,71 Q.-M. mit 5124 E.), sämtlich, mit Ausnahme der letztgenannten, vulkanischen Ursprungs. Noch sind die alten Kratertrichter, von denen auf Uea mehrere mit Seen gefüllt sind, deutlich erkennbar und aus den Spalten der Felsen von Alofa steigen heiße Quellen und Dampfwolken auf. Niue ist eine gehobene Koralleninsel, welche vom Strande steil aufsteigt. Die Vegetation, welche die Hochfläche des Innern bedeckt, kann sich zwar an Glanz und Fülle nicht mit der auf den vulkanischen Inseln messen, sie ist aber reichlich genug. Unter der Leitung der Missionäre haben sich die Kokospflanzungen um das Zwanzigfache vermehrt, und die Baumwollpflanzungen eine beträchtliche Ausdehnung gewonnen; Kopra, Baumwolle, Arrowroot und Fungus für den chinesischen Markt werden ausgeführt. Die Einwohner sind ebenso wie die von Uea den Tonganern und Samoanern nahe verwandt, die Bewohner von Futuna haben sich stark mit Vitiern vermischt, stehen aber sonst den Samoanern am nächsten. Und dies gilt nicht allein von dem Äußeren, auch von den Sitten und Einrichtungen dieser Insulaner. Anfangs

Fig. 56.



Verteidigung eines befestigten Platzes auf Niue.

unterschieden sich die Einwohner von Niue, das Cook 1774 entdeckte, durch ihre Wildheit sehr unvorteilhaft von anderen Polynesiern. Sie glichen nach dem großen Seefahrer mehr einer Schar wilder Bären, als menschlichen Wesen, daher gab er ihrer Insel den Namen Savage- d. h. Wilden-Insel. Es waren mutige, kriegerische Leute, die in 2—3 Stämme zerfallend, beständig unter sich im Streit lagen. Zum Schutz gegen Überfälle und als Zufluchtsort für die Besiegten errichteten sie hier und dort auf Höhen feste Plätze, welche von Korallenmauern eingefaßt wurden.

Die Bewohner von Niue sind jetzt sämtlich zur protestantischen Religion bekehrt, die von Uea und Futuna sind Katholiken. Und gerade diese anfänglich so wilden Niue-Insulaner, welche den ersten Bemühungen der Mission den entschiedensten Widerstand entgegensetzten, haben sich als die eifrigsten Förderer der Mission auf anderen Gebieten erwiesen. Sie entsenden aus ihrer Mitte Lehrer nach Neuguinea und steuern außer dem Proviant für das Missionsschiff „John Williams" jährlich 10000 Mark für das Missionswerk bei. Schon besitzt die ehemalige „Wildeninsel" eine eigene Presse, auf welcher eine freilich anspruchslos gehaltene Zeitschrift gedruckt wird.

Die Manihiki-Inseln,

recht im Centrum Polynesiens zwischen den Tokelau und den Markesas und nördlich von den Gesellschaftsinseln gelegen und über einen weiten Meeresraum zerstreut, sind sämtlich Koralleninseln, mehrere davon auch Laguneninseln. Die aus 10 kleinen Inseln bestehende Gruppe erstreckt sich von 150° bis 165° westl. Länge und 4° bis 14° südl. Breite. Die Vegetation ist zumeist eine sehr dürftige, doch haben die größeren Inseln Haine von Kokospalmen, und der Damana (Calophyllum), welcher als Schiffbauholz und für Tischlerarbeiten sehr geschätzt wird, erreicht einen Durchmesser von 4 Meter und eine Höhe von 70 Meter. Andere wertvolle Baumarten sind der Pandanus und der Nangiiabaum. In noch höherem Grade arm ist die Fauna.

Das Schwein kannte man früher selbst auf den bewohnten Inseln nicht, Vögel giebt es außer Seevögeln keine, doch sind Schildkröten häufig und das Meer ist reich an Bewohnern. Der Archipel mißt 137 qkm oder 2,5 Quadratmeilen, wovon auf das wegen seines Guanos wichtige Malden allein 89 qkm kommen. Malden war zwar zur Zeit der Entdeckung durch Byron 1825 ganz unbewohnt, doch fand man hier als Beweise für eine frühere Bevölkerung viereckige Terrassen aus behauenen Korallenblöcken, augenscheinlich Marä, ferner im Korallenfells Brunnen und Gräber mit Knochen und Muschelzierraten. Ein Kaufmann aus Melbourne errichtete 1864 hier eine Niederlassung, welche 1878 aus 79 Köpfen bestand, um die vorhandenen Lager an Guano auszubeuten, der allerdings leider stark mit Korallensand gemischt ist. Im Jahre 1866 hat dann England von dieser Insel wie von dem etwas südwestlich gelegenen Starbuck Besitz genommen, das Lager von Guano und Gips besitzt, welche eine Zeitlang von einer Gesellschaft, dann von jenem Melbourner Kaufmann bearbeitet wurden. Das südlichere Caroline hatte immer einen ziemlich guten Bestand von Kokospalmen. Anpflanzungen haben denselben noch vergrößert. Angesiedelt wurde Caroline vor mehr als 30 Jahren durch einen englischen Kaufmann in Papeete, welcher einige tahitische Familien hierher brachte, um mit ihrer Hilfe Kokosöl zu gewinen. England nahm 1868 von der Insel Besitz. Bewohnt sind außerdem Pukapuka von 348, Manihiki von 380, Rakäanga von 400 und Penrhyn oder Tongarewa von 300 Einwohnern, auch Nassau soll bewohnt sein. Man mag die Gesamtbevölkerung der Gruppe daher auf 1600 Individuen veranschlagen.

Pukapuka, das auch zu den Tokelau gerechnet wird, ist eine gut bewaldete, an Palmen reiche Insel und könnte eine zahlreiche Bevölkerung ernähren und in der That war dieselbe auch viel bedeutender, ehe peruanische Sklavenschiffe den größten Teil der Einwohner in die Sklaverei fortschleppten. Die jetzigen Bewohner sind Christen; ein Lehrer von den Herveyinseln wohnt unter

ihnen. Die Produkte sind Trepang und Kokosnüsse; von letzteren geben die schönen Haine etwa 100 Tonnen jährlich, welche aber zum größten Teile von den Insulanern in verschwenderischer Weise verbraucht werden. Mit ein wenig Arbeit und Sorgfalt dürfte die Insel imstande sein, jährlich 500 Tonnen Kopra zu liefern. Südöstlich von dem vorigen liegt das etwas kleinere Nassau oder Lydra, das nach Sterndale 800 Hektar sehr fruchtbaren Bodens haben soll, auf welchem Baumwolle wild wächst und Kokospalmen vor etwa 10 Jahren angepflanzt wurden. Auch Brunnen mit frischem Wasser sind vorhanden.

Manihiki ist eine Insel von bedeutender Wichtigkeit, weil sie in ihrem Inneren eine an Perlmutter sehr reiche Lagune besitzt. Eine Firma in Tahiti gewann vor längerer Zeit in weniger als 18 Monaten über 100 Tonnen Perlmutterschalen: die Fortsetzung des Unternehmens mußte aber infolge der zahlreichen Entführungen von Weibern durch die Sklavenfänger der Südsee eingestellt werden, denn hier sind es gerade die Weiber, welche das Tauchen besorgen. Außerdem ist Manihiki reich an Kokospalmen, seine Haine könnten 300 Tonnen Kopra jährlich liefern, Die Bewohner von Manihiki sind ausnehmend geschickt im Häuser- und Schiffbau; die ersteren errichten sie aus Stein. Sie kleiden sich in baumwollene, von Europäern erhandelte Zeuge und sind sämtlich Christen; auch können die meisten lesen und schreiben.

Rakäanga oder Rakahanga, von Bellingshausen, der die Insel 1820 entdeckte, Großfürst Alexander genannt, zeichnet sich vor den übrigen durch üppige Haine von Kokospalmen aus, noch mehr aber durch die verhältnismäßig hohe Kultur seiner rarotonganischen Bewohner. Das an der Südwestküste gelegene Dorf ist wohl ausgelegt, die Häuser sind aus Steinen gebaut und mit Korallenkalk verputzt, sie haben hübsche Thüren und Fenstervorhänge, der Boden ist mit höchst geschickt gearbeiteten Matten bedeckt. In der Mitte des Dorfes steht die Kirche, deren Inneres mit viel Geschmack verziert ist, indem man die hölzernen Pfosten und Balken überall reich mit eingelegter Perlmutter-

arbeit schmückte. Die Kommuniongefäße sind sämtlich aus gediegenem Silber; sie wurden von Händlern zugeführt, welche dieselben von einem gestrandeten Schiffe geborgen hatten. Die Manihikier verstehen es sehr wohl, mancherlei Hausrat aus dem Holze ihrer Insel anzufertigen, sie bauen sehr gute Walboote und flechten ausgezeichnete Hüte, welche den als Panamas bekannten sehr ähnlich sind. Sie sind sämtlich Christen und haben zum Pastor einen ihrer Landsleute, der von einem polynesischen Missionär unterrichtet wurde. Gegen Fremde, haben sie sich stets sehr freundlich gezeigt.

Die Cook- oder Hervey-Inseln.

Zwischen der Tongagruppe und den Gesellschaftsinseln in der Mitte und nordwestlich von den Tubuai, begrenzt von dem 18° und 22° südl. Breite und dem 157° und 163° westl. Länge, wird diese kleine aber schöne Inselgruppe von dem Wendekreis des Steinbockes fast in ihrer Mitte durchzogen. Es sind neun Inseln und Inselchen, von welchen eine hochgebirgig und vulkanischen Ursprungs ist, zwei Laguneninseln, alle übrigen gehobene Koralleninseln sind. Der Charakter der höheren Inseln ist ein durchaus anmutiger, namentlich ist die Hauptinsel Narotonga durch malerische Schönheit ausgezeichnet. Rings um die Insel zieht sich in dem schmalen Küstenstreifen ein breiter Weg, die Vaterstraße, ara medua genannt, an beiden Seiten von Bananen, Bergplatanen, Barringtonien, Inocarpen und anderen schattenspendenden Bäumen eingefaßt. Zwischen riesigem Taro und Dracänen hindurch führen saubere, mit flachen Steinen belegte und mit schwarzen und weißen Kieseln bestreute Pfade zu den Wohnungen der Eingeborenen, welche abseits vom Mutterpfade liegen. Vor ihnen sind aus zwei glatten Steinen, deren einer als Rücklehne in den Boden gesenkt ist, Ruhebänke angebracht. In dieser fruchtbaren Küstenebene hat man bis zum Fuß des Gebirges regelmäßige Reihen der prächtigen Südseekastanien (Inocarpus edulis) angepflanzt, Tarofelder und Brot-

fruchtbäume füllen den Raum zwischen diesen Baumreihen. Von dem basaltischen Gebirge herab, in dessen Mitte der Pik Tuputea zu 890 Meter aufsteigt, strömen zahlreiche Bäche und erhalten die fruchtbaren Thäler in immerwährender Schönheit und Frische. Die übrigen Inseln, unter denen Atiu und Mangaia wegen ihrer prächtigen Stalaktitenhöhlen merkwürdig sind, haben weniger fruchtbaren Boden. Die Höhen sind oft nur mit verdorrtem Grase, Farnen und Gestrüpp bedeckt und frisches Wasser ist zur Trockenzeit sehr selten.

Wie die Flora der tahitischen vollkommen ähnlich ist, so zeigt auch die Fauna eine nahe Verwandtschaft zu jener. Ratten finden sich überall, von zahmen Tieren gab es ursprünglich nur Schweine, jetzt sind aber durch die Missionäre fast alle europäischen Haustiere eingeführt. Hühner fehlen ganz, ebenso giebt es keine Papageien, dafür aber drei Taubenarten und auf Rarotonga, wie Pritchard angiebt, einen Apteryx. Unter der übrigens recht armen Insektenwelt zeichnet sich eine, auf Rarotonga vorkommende Mantis sehr unvorteilhaft durch die Zerstörungen aus, welche sie unter den Pflanzen anrichtet.

Das Klima der Inseln ist recht angenehm; der im Winter wehende Ostpassat bringt klares Wetter, der Westpassat heftige Regengüsse und dann treten auch zuweilen die furchtbaren Orkane auf, welche in kürzester Zeit die furchtbarsten Verheerungen anrichten. Ein solcher wütete am Ende des Dezember 1831 und zerstörte innerhalb drei Tagen fast den ganzen Baumwuchs von Rarotonga, denn der Orkan drehte sich allmählich um die ganze Insel herum. Von den Hunderttausenden von Bananen, Brotfruchtbäumen und stattlichen Kastanienreihen, die zum Teil den Stürmen der Jahrhunderte Trotz geboten hatten, blieben auf der Ebene in den Thälern oder auf den Bergen nur noch wenige entlaubte Stämme stehen, und in der wildesten Unordnung lagen zahllose Bäume auf der Erde umher, wie die Leichen gefallener Krieger nach einer mörderischen Schlacht. Über tausend Hütten wurden durch diesen unwiderstehlichen Orkan dem Boden gleich

gemacht. Das empörte Meer überschwemmte die Ebenen und warf ein den Missionären gehörendes Schiff mehrere Hundert Meter landeinwärts gegen einige mächtige Kastanienbäume, die es noch glücklicherweise in seinem wilden Laufe aufhielten.

Der Archipel mißt 368 qkm oder 6,7 Q.-M. und zählt gegen 7400 Einwohner, wovon auf Rarotonga (87 qkm) 2000, auf Mangaia (67 qkm) 2266, auf Aitutaki (50 qkm) 1550, auf Manuä oder Hervey (50 qkm) 10, auf Atiu (70 qkm) 900, auf Mitiaro (20 qkm) 200 und auf Mauki (10 qkm) 434 Einwohner kommen. Palmerston, die nördlichste der Inseln, ist unbewohnt.

Die Bewohner, welche man nach der Hauptinsel allgemein als Rarotonganer bezeichnet, sind nahe Verwandte der Tahitier, deren gute Eigenschaften sie sämtlich besaßen, ohne von der bei jenen herrschenden Demoralisation befleckt zu sein. Nach einer alten Sage stammen sie teils von Tahiti, teils von Manuka. Aus letzterem kam der Ahnherr der jetzt noch regierenden Makea-Familie, Karika, ein mächtiger Krieger und großer Seefahrer. Aus Tahiti der Häuptling Tangiia, welcher seinen Bruder Tutabu durch das Fällen seines Lieblingsbaums so erbittert hatte, daß dieser ihn vertrieb, von Insel zu Insel verfolgte und endlich zwang, sich dem Meere anzuvertrauen. Karika und Tahiia ließen sich auf Rarotonga nieder und schlugen, als der rachsüchtige Tutabu auch hierher kam, denselben mit vereinten Kräften vollständig. Die Richtigkeit der dieser Legende zu Grunde liegenden Thatsachen wird beglaubigt durch die Erscheinung und Sprache der Rarotonganer. In ihrem Äußeren gleichen sie auf den nördlichen Inseln den Tahitiern, auf Mangaia den Neuseeländern. Und die Sprache steht zwischen der neuseeländischen und tahitischen in der Mitte; charakteristisch ist das Fehlen der Laute f und h und das häufige Vorkommen von k und ng.

Die Rarotonganer sind ein hochbegabtes Volk und haben durch die Thätigkeit der Missionäre jetzt eine Bildungsstufe er-

reicht, welche sie fast über alle anderen Polynesier stellt. Früher waren sie aber äußerst roh, wie sich das in der Behandlung der Frauen aussprach, welche bei keinem polynesischen Volke so schlecht war, wie gerade hier. Auch waren die Narotonganer der Anthropophagie in nicht geringem Maße ergeben. Man verzehrte immer die im Kampfe Getödteten, aber auch Mitglieder des eigenen Stammes; man erschlug auch häufig die gefangenen Weiber und stieß kleinen Kindern den Speer durch die Ohren, um sie so in die Maiä zu tragen. Einen überwundenen Gegner schlug man ie Hirnschale ein, nahm einem Teil des Gehirns heraus und legte ihn auf Brotfruchtblättern vor die Bilder der Götter. Auch wurden Menschenopfer bei allgemeinen Unfällen gebracht. Dies war die Tarangaära oder Versöhnung. Zwei oder drei der schlechtesten des eigenen oder eines fremden Stammes wurden gebunden, in das Marä gebracht und dort in eine mit Brennholz gefüllte Grube auf glühend gemachte Steine gelegt. Auch bei der Geburt eines Königssohns opferte man zwei Menschen. Jetzt sind sämtliche Insulaner Christen und zwar haben sie mehr zur Verbreitung der christlichen Religion auf den Inseln der Südsee beigetragen als irgend ein anderer Stamm. Europäische Sitten sind jetzt überall angenommen. Die ehemals übliche Trennung von Männern und Frauen bei den Mahlzeiten ist verschwunden, wie überhaupt die Stellung der letzteren eine dem stärkeren Geschlecht ebenbürtige geworden ist. Statt des Maros und der Mattenröcke, der kegelartigen Mützen aus weißem Zeuge, die bei den Häuptlingen mit Muscheln und roten Federn verziert waren, kleidet man sich jetzt in eingetauschte Baumwollstoffe nach europäischem Schnitt und trägt tahitische Hüte und Mützen. Abweichend von allen anderen Polynesiern trug man hier aus Gras gewebte Sandalen, zum Schutze gegen die scharfen Korallenfelsen. Schmucksachen aus Muscheln, Federn, Blumen, Haaren u. a. m. für Ohren, Hals und Arme sind auch heut noch teilweise in Gebrauch. Sonst pflegte man auch gern den Leib mit Ocker, Kohle, Kurkuma und Ingwer zu bemalen und mit Öl zu

salben. Hübsch aus Stein gebaute und sehr sauber gehaltene Häuser haben die Stelle der übrigens immer zierlichen, niedrigen Hütten aus Palmblättern eingenommen und sind nun zu kleinen Dörfern vereinigt, wie Oneroa am Nordwestende von Mangaia, wie Iwirua am Ostende derselben Insel, wie Awarua und Aro=

Fig. 57.



Herveyinsulaner in europäischer Matrosentracht mit einheimischem Halsschmuck.

rangi auf Rarotonga, das erste an der Nordküste, das andere am Nordwestende. Welche Sorgfalt man auf die Wege verwandte, ist bereits erwähnt worden; in Aitutaki haben die Insulaner auch einen 200 Meter langen Damm aus Korallensteinen zum Anlegen der Boote in die See hinaus gebaut, denn wie in Rarotonga verkehren hier jährlich gegen hundert Handelsschiffe

und Walfänger, die letzteren um die billigen Provisionen einzunehmen, die ersteren um die Produkte der Insel einzukaufen. Es hat sich so mit der Zeit ein lebhafter Verkehr herausgebildet, welcher von den handelliebenden Eingeborenen eifrig betrieben wird. Dieser Handelsverkehr ist sorgfältig geordnet; eigens dazu bestimmte Personen verkaufen die in großen Schuppen an den Landungsplätzen aufgestapelten Waren: Arrowroot, Kokosöl, Apfelsinen, Kaffee, Baumwolle und allerlei Lebensmittel, welche ausdrücklich zum Zweck des Verkaufs in großer Ausdehnung über den einheimischen Bedarf hinaus gebaut werden. Den Landbau betrieben die Rarotonganer schon von jeher in außerordentlich sorgfältiger und sehr geschickter Weise, sie hatten an den Bergabhängen von Mangaia terrassenförmig angelegte Tarofelder, welche durch Wasserleitungen aus hölzernen Stämmen bewässert wurden. Zur Bearbeitung des Bodens diente früher nichts als der Ko, ein zugespitzter Stock aus hartem Holz; aus Holz oder Stein und Muscheln bestanden auch ihre anderen Werkzeuge, jetzt sind die Rarotonganer mit allen europäischen Geräten versehen, mehrere Cottongins besorgen das Reinigen der Baumwolle. Sie sind auch gute Schmiede und Zimmerleute geworden, wie sie denn von jeher eine große Geschicklichkeit in allerlei Arbeiten zeigten. Ihre hölzernen Geräte pflegten sie mit ausgezeichneten Schnitzereien förmlich zu überladen, die Handhaben ihrer Werkzeuge verzierten sie in gleicher Weise und im Flechten von Körben und Matten, in der Verfertigung von Stricken und Netzen, auch zur Ausschmückung des Holzwerks im Innern ihrer Häuser, leisteten sie sehr Bedeutendes.

Die nahe Verwandtschaft zwischen Rarotonganern und Tahitiern bekundet sich auch in ihren religiösen Vorstellungen, welche im wesentlichen identisch sind. Man hatte hölzerne Götzenbilder mit roten Federn und einer Schnur von kleinen Perlmutterstückchen, der Seele des Gottes geschmückt. Diese Bilder verehrte man nur dann, wenn der Gott seine Wohnung in ihnen genommen hatte, was er übrigens auch mit Schildkröten, Hai-

fischen, ja sogar Geräten thun konnte. Die Gunst des Gottes suchte man durch Opfer, wie wir gesehen haben, auch Menschenopfer, zu gewinnen, welche bei feierlichen Gelegenheiten von den Priestern, die zugleich auch Zauberer waren, dargebracht wurden. Kinder pflegte man diesen Göttern zu weihen.

Das Volk zerfiel in vier Klassen, von welchen die drei ersten sämtlichen Grund und Boden besaßen und die Kraft des Tabu hatten, die vierte aus den Gemeinen bestand, welche als Pächter die Äcker der Vornehmen bebauten. Übrigens gab es zur Zeit, als die Missionäre die Gruppe betraten, vier Staaten: Mangaia, Rarotonga, Aitutaki und Katutia; jeder derselben zerfiel wieder in Abteilungen, welche oft vollkommen unabhängig dastanden. Irgendwelche Gesetzgebung existierte gar nicht, die Häuptlinge entschieden willkürlich nach eigenem Gutdünken, mit dem Christentum sind aber europäische Einrichtungen eingeführt worden: Gesetzbücher, Gerichtshöfe, Geschwornengerichte, eine Polizei. Damit sind denn auch viele alte Unsitten, wie die Polygamie und der Kindermord, beseitigt worden; der letztere Gebrauch war allgemein, doch tötete man vorzugsweise Mädchen, wie denn die auch hier bestehenden Areoi die Knaben stets am Leben ließen.

Obschon die Rarotonganer sich sehr freundlich gegen Europäer erweisen und es ganz gewöhnlich ist, daß hiesige Eingeborene auf europäischen Schiffen als Seeleute dienen oder sich als Arbeiter auf anderen Inselgruppen in den Pflanzungen und bei dem Gewinne des Guano verdingen, so begünstigt man doch Niederlassungen von Europäern auf den Inseln keineswegs. Das Beispiel des benachbarten Tahiti ist nicht ohne eine eindringliche Lehre geblieben. Die gesetzlichen Bestimmungen verhindern Europäer überall, Landeigentümer, in Mangaia sogar Pächter zu werden. Ohne Zweifel haben die protestantischen Missionäre, welche allein auf der Gruppe ansässig wurden, ihren Einfluß bei Erlaß dieser Bestimmungen geltend gemacht. Die Franzosen sprechen sehr häufig von der Opportunität, diese, ihren Besitzungen so nahe liegenden Inseln zu annektieren, die Eingeborenen

wünschen dies aber keineswegs. Wohl aus Besorgnis vor einer solchen drohenden Eventualität richteten sie 1864 an die britische Regierung eine Petition, worin sie um den Schutz derselben nachsuchten. Dies Gesuch wurde zwar nicht gewährt, aber da die Interessen englischer Unterthanen hier am stärksten vertreten sind, so hat England ein lebhaftes Interesse daran, eine Besitzergreifung durch eine fremde Macht zu verhindern. Gegenwärtig richtet sich der Handel der Gruppe fast ausschließlich nach Neusüdwales und Neuseeland. Nach letzterem wurden 1880 für 399 040 Mark Waren ausgeführt und für 292 680 Mark Waren von daher eingeführt. Ein ansehnlicher Teil des Importes besteht in baumwollnen Zeugen, welche bei der großen Seltenheit des Geldes das gewöhnlichste Tauschmittel sind. Man begann einmal auf Veranlassung der Missionäre die Verfertigung von Baumwollzeugen auf den Inseln selber, bei der großen Billigkeit der europäischen Fabrikate vermochte aber die einheimische Produktion nicht, die Konkurrenz zu bestehen. Leider hat auch der Branntwein seinen Weg hierher gefunden, in Aitutaki ist er freilich verboten, die Eingeborenen aber, welche früher wie alle Polynesier den Kawatrank sehr liebten, verstehen es jetzt aus Apfelsinensaft und zerquetschten chinesischen Bananen ein Getränk zu bereiten, das einen schwachen Alkoholgehalt besitzt. Obwohl nun nicht den verderblichen Einflüssen ausgesetzt, welche auf andere Polynesier seit ihrer Berührung mit Europäern eingewirkt haben, so hat doch auch die Zahl der Rarotonganer zusehends abgenommen. Daran sind vornehmlich die eingeführten Krankheiten schuld. Vorher waren solche wenig verbreitet, am schlimmsten waren Ausschlagskrankheiten; Masern, Influenza u. a. sind hinzugekommen und diese sind öfters so verderblich aufgetreten, daß die ursprüngliche Bevölkerung um mehrere Tausende zusammengeschmolzen ist und, wie es scheint, sich in einem andauernden Rückgange befindet.

Namen- und Sach-Verzeichnis.

Druck von Grefsner & Schramm in Leipzig.

Im folgenden geben wir die Grundzüge der Einteilung und die Aufstellung der Themata nach einem vorläufigen Plane, der indes auf wohlmotivierten Wunsch der Autoren, sowie für den Fall, daß das Interesse des Publikums eine weiter gehende Detaillierung erwünscht erscheinen läßt, noch mannigfache Veränderungen, Erweiterungen und Ausfüllungen erfahren kann.

Naturwissenschaften.

Astronomie: Erde u. Mond. — Die Sonne, Planeten, Satelliten. — Kometen, Sternschnuppen, Meteorschwärme, Feuerkugeln 2c. — Astrognosie und die Fixstern-Astronomie.

Geologie, Geognosie u. Bergwesen: Die Erde als Weltkörper, das Relief der Erde, ihr Inneres, ihre Entstehung. — Die Niveauveränderungen der Erde. — Die Gebirge, ihr Bau und ihre Entstehung. — Die Erdbeben u. der Vulkanismus der Erde. — Die an der Veränderung der Erdoberfläche thätigen Kräfte (Quellen, Flüsse, Eisströme 2c.), Ablagerung der Zerstörungsprodukte, Mitwirkung tierischen u. pflanzlichen Lebens. — Die Versteinerungen. „Leitfossilien". — Die verschiedenen sedimentären Formationen. — Geologie von Österreich-Ungarn, Deutschland, England, Frankreich, Amerika. — Die Geologie und ihr Verhältnis zu den übrigen Wissenschaften. — Die Geschichte der Geologie. — Der Ozean u. die Binnenmeere. — Die nutzbaren Mineralien u. ihre Gewinnung (Übersicht des Bergbaues). — Die fossilen Brennstoffe (Torf, Braunkohle, Steinkohle, Anthracit u. Kohlenbergbau).

Physik, Chemie u. Meteorologie: Das Wesen der Körper (Gase, Flüssigkeiten, feste Körper, Krystalle u. die Gesetze der Bewegung, Massenanziehung, Bewegung). — Die Welt der Atome (Bau u. Wesen des Stoffs, Kohäsion, Adhäsion, chemische Anziehung). — Die Luft (Natur u. Eigenschaften der Luft, die Atmosphäre, Luftdruck, Windströmungen, Principien der Ventilation, Luftschiffahrt), die Luft im Dienste der Technik (pneumatische Apparate, Luftpumpen, atmosphärische Eisenbahnen). — Das Wasser (Eigenschaften, Quellen, Bäche, Flüsse, Nebel, Thau, Regen, Schnee, Hagel, Gletscher, künstliches Eis). — Beleuchtungsstoffe. — Das Eisen (Eisenerze, Geschichte der Gewinnung des Eisens, Eisenhüttenwesen, Verarbeitung des Eisens, Stahl). — Die edlen Metalle (Quecksilber, Silber, Gold, Platin u. a., Gewinnung u. Verwendung). — Die unedlen Metalle (Kupfer, Wismut, Kadmium, Blei, Zinn, Zink, Antimon, Arsen, Kobalt, Nickel, Mangan, Aluminium 2c.). — Das Glas (Geschichte, Eigenschaften, Fabrikation, Verwendung, Hartglas, optische Gläser, künstliche Edelsteine). — Thon u. Porzellan (das Ganze der Keramik). — Die Nichtmetalle (Schwefel, Phosphor, Selen, Tellur, Chlor, Jod, Brom, Fluor, Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff, Kiesel, Kohlenstoff). — Salze u. Säuren (Inbegriff der chemischen Fabrikation, Salinenwesen, Soda, Schwefelsäure 2c.). — Die natürlichen und künstlichen Farbstoffe (Pflanzenfarbstoffe, tierische Farbstoffe, Mineralfarben, Teerfarben und Überblick über das Wesen der Färberei). — Die Produkte der Gährung (Wein, Bier, Branntwein, Essig, dann Fäulnis und Verwesung). — Die Chemie des täglichen Lebens (Chemie der Ernährung, Nahrungsmittel, ihre Wahl u. Zubereitung). — Pflanzen u. Tierstoffe im Dienste des Kulturlebens (Faserstoffe, Gewebe, Zeuge und ihre Verarbeitung, tierische Häute, Leder, Fette u. Öle und ihre Verwertung). — Elektrizität u. Magnetismus im Dienste des Verkehrs (Telegraphie, Telephonie, elektrische Eisenbahnen). — Das elektrische Licht. — Wärme u. Licht (das Theoretische über Licht u. Wärme als Bewegungserscheinungen u. ihre praktische Bedeutung). — Photographie u. Lichtdruck (das Gesamte über die chemischen Wirkungen des Lichtes). — Das Reich der Töne (der Schall u. seine Gesetze, musikalische Instrumente). — Die Witterungskunde.

Zoologie. Systematik. Reich der Protisten, Protoplasma, Schwämme, Protozoen. — Quallen. Radiata. — Arthropoda: Krustazea, Arachnida, Insekten. — Mollusken. — Fische. — Amphibien. — Vögel. — Mamalia. — Fauna von Deutschland. — Wichtigste Tiere der Polarländer. — Wichtigste Tiere der tropischen Länder. — Entstehung der Varietäten 2c. — Systeme. — Morphologie u. Physiologie: Entwicklungs-Geschichte, Funktionen der körperlichen Organe mit Rücksicht auf den Menschen, Stoffwechsel, Lebensbedingungen, natürliches Ende. — Bedeutung der einzelnen Organe, Homologie, Generationswechsel, Ammenzustände, Waffen und Schutzmittel. — Allgemeines: Tiere der Vorwelt. — Entwicklung der jetzigen Fauna aus der früheren. — Tiergeographie. — Tierkunde der Alten und Entwicklung bis zur neuesten Zeit. — Wohnungen, Lebensweise der Tiere. — Das Tierreich im Verhältnis zum Menschen u. den andern Naturreichen. — Der Mensch.

Botanik. Systematik: Grenzen der Tier- u. Pflanzenwelt, Reich der Protisten, Pilze, Algen, Flechten, Moose; Beschreibung und Vorkommen der wichtigsten. — Gefäßpflanzen, systematische Beschreibung, Vorkommen der wichtigsten Pflanzen. — Nutzpflanzen der gemäßigten, kalten u. heißen Zone. — Flora von Deutschland u. Deutschösterreich. — Entstehung der Varietäten, Akkomodation neuer Eigenschaften, Ausbildung der Varietäten, Anpassen der morphol. Verhältnisse an die Lebensbedingungen, Varietät, Rasse, Art, Gattung, Familie, Klasse, Ordnung, Systeme. — Morphologie u. Physiologie: Erste Zustände organisierter Gebilde. Pflanzennahrung u. Aufnahme derselben, Stoffwechsel, Lebensbedingungen, Schutzmittel, Alter, Feinde, natürliches Ende. — Wie wächst die Pflanze. — Wie bildet die Pflanze Blüte, Frucht, Blätter 2c. — Vermehrung, Fortpflanzung, Sporenpflanzen, Samenpflanzen, Generationswechsel. — Allgemeines: Pflanzen der Vorwelt. — Entwicklung unserer jetzigen Flora. — Pflanzengeographie. — Pflanzenkunde der ältesten Zeit in ihrer Entwicklung bis zur Gegenwart. — Das Pflanzenreich im Verhältnis zum Menschen u. zu den andern Naturreichen

Medizin. Gesundheitslehre. — Anatomie und Physiologie (Grundzüge).

Historische Wissenschaften.

Geschichte. Ägypten. — Assyrien. Medien. — Persien. — Griechenland. — Rom. — Alexander d. Gr. — Cäsar. — Mittelalter: Oströmisches (Byzantinisches) Reich. — Deutschland bis zur Reformation. — Frankreich. — England. — Kreuzzüge. — Kämpfe der Christen u. Muhamedaner. — Italien. — Neuzeit: Portugal u. Spanien (rückgreifend). — Frankreich. — England. — Holland. — Deutschland. — Polen. — Rußland. — Skandinavien. — Osmanisches Reich. — Dreißigjähriger Krieg. — Siebenjähriger Krieg. — Luther. — Gustav Adolf. — Waldstein. — Friedrich d. Gr. — Kaiser Josef. — Napoleon. — Cromwell u. m. A. — Französische Revolution. — Gegenwart (XIX. Jahrh.): Preußen. — Deutschland. — Frankreich. — Rußland. — England. — Schweiz (rückgreifend). — Skandinavien. — Italien. — Vereinigte Staaten (rückgreifend). — Balkan-Halbinsel (christlich). — Ostindien. — Süd- u. Mittel-Amerika. — Osmanisches Reich. — Persien, Afghanistan u. Turan. — Spanien u. Portugal. — Österreich.

Länder- u. Völkerkunde. Europa: Portugal mit den Azoren. — Spanien. — Frankreich (Norden). — Frankreich (Süden). — England u. Schottland. — Irland. — Belgien. — Holland. — Schweiz. — Italien (Norden). — Italien (Süden). — Deutschland: Der Rhein von Worms an. Elsaß und Lothringen. Baden u. Württemberg. Baiern. Thüringen u. Hessen. Westfalen. Hannover, Oldenburg; Braunschweig. Sachsen. Brandenburg und Provinz

Sachsen. Schlesien. Ost- u. West-Preußen. Posen. Pommern u. Mecklenburg. Schleswig u. Holstein. — Skandinavien: Norwegen u. Dänemark. Schweden. u. Finnland. — Österreich: Alpenländer. Niederösterreich. Böhmen. Mähren u. Schlesien. Galizien u. Bukowina. Istrien u. Dalmatien. Ungarn u. Kroatien. — Balkan-Halbinsel. — Rußland. — Polen. — Asien: Sibirien. — Russisches u. Inner-Asien. — Persien. — Klein-Asien. — Syrien, Arabien. — Afghanistan, Beludschistan. — Ost-Indien. — Hinter-Indien. — Archipel. — China mit Thibet. — Japan. — Australien: Der Australkontinent u. Tasmanien. — Die ozeanische Inselwelt. — Afrika: Marocco. — Algier u. Tunis. — Tripolis u. Inner-Afrika mit dem Tschadsee. — Abyssinien, Galla, Somali, Madagaskar. — Senegal u. Westküste. — Südafrika. — Amerika: Englisch-Nordamerika u. die Vereinigten Staaten (a. Kanada u. die östlichen Staaten, b. die südlichen Staaten, c. der Westen u. Kalifornien). — Mexiko u. Mittelamerika. — Südamerika (Guiana u. Venezuela. Bolivia u. Peru. Chili. Argentinien. Brasilien). — Polarländer.

Kulturgeschichte: Ägypten. — Assyrien, Medien, Persien. — Indien. — Griechenland. — Rom. — China. — Japan. — Völkerwanderung. — Byzantinisches Reich. — Zeit Karl d. Gr. — Das Papsttum. — Entstehung u. Entwickelung der deutschen Städte. — Deutschland zur Zeit der Reformation. — Amerika (Urzustand, Kolonisation, Verfassung, Industrie, Sitten, Gebräuche). — Geschichte der Universitäten. — Frankreich unter Ludwig XIV. — England unter Elisabet. — Spanien unter arabischer Herrschaft. — Blüte der Wissenschaften unter den Kalifen. — Entwicklung des deutschen u. nordischen Mythus. — Die Juden seit ihrer Zerstreuung. — Geschichte der Religionen. — Das XVIII. Jahrhundert. — Das XIX. Jahrhundert. — Die Welt der Slaven. — Geschichte der Erfindungen. — Der Welthandel. — Geschichte der Gewerbe. — Geschichte der Medizin. — Geschichte der Mathematik. — Geschichte des Socialismus. — Geschichte der Heeresbildung u. Kriegführung. — Geschichte des Zeitungswesens. — Die Geschichte des Verkehrs. — Geschichte der Entdeckungen.

Philologie: Die Familie der Sprachen. — Geschichte der Schrift. — Die deutsche Sprache. — Die deutschen Mundarten. — Die germanischen Sprachen. — Die romanischen Sprachen. — Die slavischen Sprachen.

Jurisprudenz: Geschichte des Rechts. — Die wichtigsten strafrechtlichen Fragen unserer Zeit. — Geschichte der Verfassungen. — Der moderne Staat.

Nationalökonomie: Grundbegriffe. — Geschichte.

Philosophie: Geschichte. (Griechische Philosophie. Die Systematiker bis Kant. Neuere Philosophie.) — Geschichte des Materialismus. — Grundzüge der Psychologie. — Grundzüge der Logik. — Entwicklung der Moral. — Geschichte der Pädagogik. (Für die weitere Folge sind Monographien über die hervorragendsten Philosophen in Aussicht genommen.)

Kunstgeschichte: Die Kunst u. die Künste. (Übersichtlich in der Entwicklung ihrer ästhetischen u. technischen Seite beleuchtet.) — Geschichte der Architektur. — Geschichte der Skulptur. — (Der Orient u. die Antike. Wiedergeburt. Michel Angelo. Neuzeit. Ausgrabungen.) — Geschichte der Malerei. (Einleitung. Altertum. Vorklassische Zeit. Klassische Zeit. Italien. Deutschland. Niederlande. Die Gegenwart.) — Geschichte der vervielfältigenden Künste. — Geschichte des Kunstgewerbes. — Geschichte der Musik. — Geschichte der lyrischen und epischen Poesie. (Altertum. Mittelalter u. neuere Zeit. Gegenwart.) — Geschichte des Dramas. — Geschichte des Romans. — Geschichte des Theaters und der Schauspielkunst. — Geschichte der Oper. (Auch auf diesem Gebiete sind Monographien über die hervorragendsten Erscheinungen des gesamten Künstlerlebens und der Weltliteratur in Aussicht genommen.)
